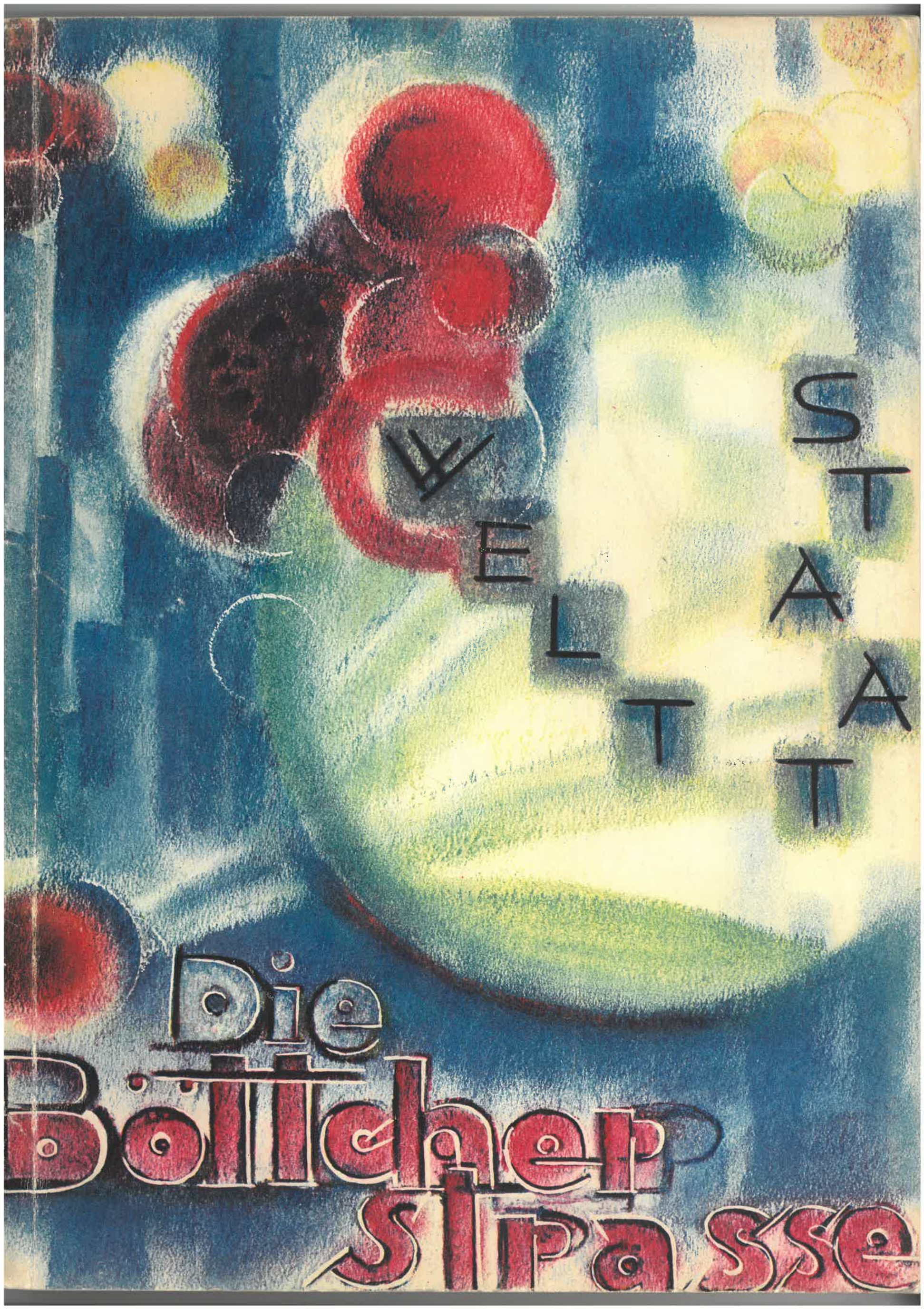

WELTSTADT
Die
Böttcher
straße

Internationale Zeitschrift
»DIE BÖTTCHERSTRASSE«

HERAUSGEBER:

LUDWIG ROSELIUS UNTER MITWIRKUNG
VON PROFESSOR BERNHARD HOETGER
UND GEORG ELTZSCHIG

REDAKTIONSLEITUNG:
ALBERT THEILE

1. JAHRGANG 6. HEFT OKTOBER 1928

INHALT

ABHANDLUNGEN

Die geistige Internationale — Ernst Robert Curtius-Heidelberg
Die Entstehung des Weltreichsgedankens in der Antike und seine Entwicklung bis zum Ausgang des Mittelalters — Viktor Engelhardt-Berlin
Perspektiven der abendländischen Idee — Hermann Platz-Bonn
Der kommende Kulturzyklus: Russisch oder amerikanisch? — Slawen aus Asien oder Indianer aus Amerika? — E. Quesada-Buenos Aires
A new Phase of Pacifism — George Glasgow-London
Weltstaat? Internationale Umfrage
Beiträge von:
Henry Atkinson-New York
Aristide Briand-Paris
R. N. Coudenhove-Kalergi-Wien
Dr. Georg B. Ducas-Konstantinopel
Lunartscharskij-Moskau
Minister V. Schuster-Prag
Erzbischof Söderblom-Upsala
Professor G. St. Streit-Athen
König und Reich — A. Mendelssohn-Bartholdy-Hamburg
Amerikanismus als Schicksal — Arthur Holitscher-Berlin
Theorie und Praxis des faschistischen Staates — M. Claar-Neapel
Der Industriebürger im Weltstaat — Ernst Nölting-Berlin
Au sujet d'une langue internationale — Henri Legrand-Paris
China-Bildschrift als Welthilfsschrift — F. Gilbert-Tokyo
Nationalhymnen der Völker — Richard H. Stein-Berlin
Politische Karikaturen — Karl d'Ester-München

INTERNATIONALE CHRONIK DER BÖTTCHERSTRASSE

Athen, Bremen, Helsingfors, Köln, London

FAKSIMILES

Magna Charta
Alte, handgezeichnete Karte von England
Spottbild auf die Kriegssteuern des 30jähr. Krieges
Urkunde des Kaisers Friedrich Barbarossa
Brief Napoleons an den Marschall St. Cyr 1813
Chinesische Staatszeitung »King Pao« 206/219 n. Chr.

TAFELN

Assyrischer König
Gesetzes-Sammlung des Königs Ammourali
Paneuropa (Karte von R. N. Coudenhove-Kalergi)
Teil der »Coloradosprings« im Nationalpark U. S. A.
Das Gebäude der Chikago Tribune
Europäische Parlamentsgebäude
Eingang zur Wohnstätte eines Häuptlings der Saga-Zeit
Campanellas »Sonnenstaat«, Titelblatt
Kommunistisches Manifest 1848, Titelblatt
Lenin
Alexander der Große
Internationale Nachrichtenvermittlung beim Völkerbund in Genf
Dachreliefs vom Schrein Karls des Großen im Dom zu Aachen
Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund 1926

ABBILDUNGEN IM TEXT

Russisches Spottbild auf Peter den Großen und Katharina
Englisches Spottbild auf die französische Revolution

NOTENBEILAGE NATIONALHYMNEN DER VÖLKER

DAS NÄCHSTE HEFT BEHANDELT
WELTPHILOSOPHIE

UMSCHLAGENTWURF
BERNHARD HOETGER

REDAKTIONELLE GESTALTUNG
ALBERT THEILE

Von der
INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT
»DIE BÖTTCHERSTRASSE«
erscheint jeden Monat ein Heft

Einzelheft RM. 4.– Jahresabonnement RM. 42.–

Abonnements nehmen entgegen die Postanstalten, alle modernen Buchhandlungen und sämtliche Zweigstellen der Zeitschrift
Zuschriften für die Redaktion: Bremen, Böttcherstraße 7
Zuschriften für den Verlag: Bremen, Schleifmühle 63
Für unverlangt übermittelte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernehmen wir keine Garantie. – Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, behalten wir uns vor.
Copyright 1928 by Angelsachsen-Verlag, Bremen

ASSYRISCHER KÖNIG

DIE GEISTIGE INTERNATIONALE

Ernst Robert Curtius-Heidelberg.

1918 . . . 1928. Zehn Jahre sind vergangen seit dem Abschluß des Weltkrieges. Zehn schwierige, mühsame Friedensjahre liegen hinter uns. Der Augenblick fordert auf zu einer Selbstbesinnung des europäischen Geistes, zu Rück- und Vorschau.

Diejenigen, die von dem Erlebnis der Weltkatastrophe eine spontane Erneuerung des europäischen Geistes erwarteten, sind enttäuscht worden. Das Phänomen der plötzlichen Bekehrung und Sinnesumkehr kann sich beim einzelnen ereignen, nicht bei Gesamtheiten. Dennoch — der geistige Gesamtzustand Europas hat sich seit 1914 gewandelt. Ein europäisches Gemeinschaftsbewußtsein ist im Entstehen. Es ist die Wirkung gemeinsamer Not. Es ergibt sich aus dem Bewußtsein zwangsläufiger Schicksalsverbundenheit. Der naive nationale Imperialismus der Vorkriegszeit ist unmöglich geworden. Wohl gibt es noch in jedem Lande Minderheiten, die zäh an ihm festhalten. Aber es sind Minderheiten, denen weder die öffentliche Meinung noch die Regierung folgen. Der Nationalismus hat, — in West- und Mitteleuropa wenigstens — ausgespielt. Er wird erkannt als das was er ist — als törichte, verbrecherische Romantik. Gewiß gibt es Kreise, in denen diese Erkenntnis noch fehlt. Aber sie wird auch da eindringen.

Ebenso sicher ist, daß die nationale Grundlage der europäischen Kultur bestehen bleiben wird. Natur und Geschichte, Blut und Seele haben sie gefügt. Sie trägt die Existenz unserer Völker. Sie ist verwoben mit dem Innersten eines jeden von uns. Wer sich von ihr löst, tut es nicht ungestraft. Die Internationalisierung Europas im Sinne einer Abschleifung der nationalen Besonderheiten und der Entstehung einer uniformen Esperanto-Zivilisation ist nicht zu erwarten. Das Nationale wird bleiben, aber es wird sich »von selbst verstehen«, wie das Moralische.

Nationales und internationales Empfinden schließen sich heute nicht mehr aus. Das bedeutet eine entschiedene Veränderung gegenüber der Vorkriegszeit. Die alten Gegensatzpaare, die starren antithetischen Formeln sind heute auf jedem Gebiet — in der Politik, in der Philosophie, im Lebensgefühl — überholt und weichen neuen, erlebnismäßig begründeten Synthesen, die noch um die Ausdrucksform ringen.

Ein Internationalismus, der das nationale Element leugnet oder bekämpft, ist darum heute ebenso unzeitgemäß wie der Nationalismus. Sinnvoll und entwicklungsfähig aber ist die internationale Gesinnung, die organisch aus den nationalen Grundlagen unserer Existenz und dem Bewußtsein einer Nationen und Erdteile verbindenden Schicksals- und Zielgemeinschaft emporwächst. Diese geistige Haltung gilt es zu fördern und zu entwickeln. Man muß diese Aufgabe klar sehen und sie entschlossen in Angriff nehmen, ohne ihre Schwierigkeit zu verkennen.

Die Staatsmänner, die Wirtschaftler, die »Geistigen« sind sich — in der überwiegenden Mehrzahl jedenfalls — darüber einig, daß dieser »neue« Internationalismus die allein tragfähige Basis der europäischen Zukunft ist. Man weiß heute — die führenden Männer jedenfalls wissen es — daß auch in Politik und Wirtschaft die psychologischen Faktoren letztentscheidend sind. Das zu vertreten, bedeutet nicht mehr idealistische Verstiegenheit, sondern »neue Sachlichkeit«. Eine Illusion liegt vielmehr da vor, wo man fortfährt, einer überlebten, sogenannten »Realpolitik« zu huldigen. Diese neue, positive Einschätzung des Psychologischen und Ideellen bedeutet jedenfalls einen Fortschritt. In diesem Sinne kann man sagen, daß der neue Internationalismus von den Triebkräften der Zeit gefördert und gefordert wird. Aber das genügt nicht. Wir haben keine Zeit, ruhig abzuwarten, bis er in wünschenswerter Stärke vorhanden ist. Wir müssen aktiv dazu beitragen, ihn durchzusetzen. Und hier beginnen die Schwierigkeiten.

Was den »neuen« Internationalismus am meisten diskreditiert, ist seine Verwechslung mit dem alten, »entnationalisierten« Internationalismus. Der ist ein Erzeugnis der Aufklärung und ihrer modernen Derivate. Er glaubt, daß die menschliche Natur in allen Zeiten und Völkern grundsätzlich die gleiche ist; daß die nationalen Unterschiede diesen Sachverhalt stören und trüben; und daß sie deshalb beseitigt werden müßten. Diese Auffassung, die manchmal mit der Naivität gutgläubiger Überzeugung, öfter aber mit ressentimenterfülltem Negativismus und fast immer mit phrasenhafter Rhetorik vertreten wird, ist von dem hier skizzierten Standpunkt aus ein längst widerlegter Irrtum. Aber viele Leute können sich unter Internationalismus nichts anderes vorstellen.

vorstellen.

Weil sie den alten ablehnen (und mit Recht), glauben sie auch (zu Unrecht) den neuen verwerfen zu müssen.

Das liegt daran, daß sich der neue Internationalismus noch nicht genügend dargestellt hat. Er ist noch zu wenig durchdacht worden. Warum? Es fehlt ihm die werbende Kraft. Das ist ja gerade das Paradoxe, das Tragische und Groteske an der heutigen Situation. Alle vernünftigen Leute wünschen, daß ein neuer Weltkrieg verhindert werde. Sie sind für »Verständigung«. Aber dieser Einsicht und diesem Streben fehlt der verwirklichende Impuls, fehlt die genügende motorische Kraft. Was wird denn getan? Man gründet Verbände und Zeitschriften, man veranstaltet Tagungen, hört sich Reden an und geht nach Hause.

Aber nur die Ideen setzen sich durch, von denen zündende Kraft ausgeht. Dieser Energie-Koeffizient fehlt der internationalen Gesinnung. Das wird jeder zugeben, der sich mit diesen Dingen befaßt hat. Und das ist der tiefste Grund, warum das als notwendig Erkannte so unzulänglich verwirklicht wird.

Der nivellierende Internationalismus der Aufklärung hatte taktisch den großen Vorzug, sich auf eine zugkräftige Idee stützen zu können: auf den Glauben an die Vernunft, woraus weiter der Glaube an die Zivilisation als den Fortschritt der Menschheit in der Realisierung der Vernunft folgte. Diese Ideen haben in Westeuropa und Amerika noch ein gewisses Prestige. Die von der Carnegie-Stiftung herausgegebene Vierteljahrsschrift »L'Esprit International« (Paris, Hachette, seit 1927) trägt an ihrer Spitze als Motto das Wort von Nicholas Murray Butler: »L'Esprit international n'est autre que l'habitude de penser aux relations et aux affaires extérieures et l'habitude de les traiter en considérant les diverses nations du monde civilisé comme des égales et des amies coopérant au progrès de la civilisation, au développement du commerce et de l'industrie, à la diffusion de la lumière et de l'éducation dans le monde«.

Aber diese Aufklärungsideologien sind für uns nichts Lebendiges mehr. Wir glauben nicht mehr an ein inhaltlich und strukturell konstantes Vernunftbewußtsein in der Menschheit. Wir sehen Nationen und Kulturen als jeweils individuelle und unersetzliche Gestalten des Geistes, und nur »aus der Fülle dieses Geisterreiches« strömt uns unsere Unendlichkeit. Nenne man das Pluralismus — Totalismus — Perspektivismus, gleichviel: es ist synthetisches, dynamisches Denken, das mit dem abstrakten Rationalismus der Aufklärung nichts mehr gemein hat.

Es ist ihm überlegen an Wahrheit und Fülle, aber es ist ihm unterlegen an massiver Simplicität.

Aber kann die internationale Gesinnung die notwendige Triebkraft gewinnen? Sie kann es nicht, wenn sie den Spezialisten zur geschäftsmäßigen Behandlung überwiesen wird. Sie kann nicht ressort- und fachmäßig isoliert werden. Sie ist keine Sonderangelegenheit, die man Sachverständigen zu überlassen hat, wie man das mit technischen Spezialproplemen tut. Sie kann nur gedeihen, wenn sie ergriffen wird im Gesamtzusammenhang eines neuen Lebengefühls.

Können die »Geistigen« etwas dafür tun?

Man wird sich gestehen müssen, daß die geistige Internationale, von der man so viel spricht, im Lauf dieses ersten Friedensjahrzehntes nicht eben viel ausgerichtet hat.

Man hat in den ersten Nachkriegsjahren viel von den Dichtern und Denkern erhofft. Aber die Erfahrungen sind nicht ermutigend gewesen. Und das begreift sich leicht. In literarischer und geistiger Beziehung leben wir in einem Zeitalter wildester Anarchie. Das geistige Leben der Gegenwart gleicht einem Krieg aller gegen alle. Vielleicht, ja wahrscheinlich, gelangen wir wieder zu einem Zeitalter umfassender geistiger Synthesen. Vorläufig sind wir davon noch weit entfernt. Das Schauspiel der europäischen Literaturen zeigt ein wirres Chaos von forcierten Experimenten, von konservativer Routine, von Eigenbrötelei, Exhibitionismus, Spielerei und Zersetzung. Von konstruktivem Willen, von der Bemühung um den Aufbau eines neuen Menschenbildes ist wenig oder nichts zu spüren. Das ist einer der Gründe, vielleicht der Hauptgrund, weshalb der heutige Mensch sich von der Literatur abkehrt, um sich an Sport und Kino zu erbauen. Es gibt Ausnahmen, gewiß! Aber wenn man aufs Ganze sieht, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die moderne und modernste Literatur für das werdende Lebensgefühl wenig bedeutet, ebensowenig wie die Malerei, unendlich viel weniger als die Baukunst.

GESETZESSAMMLUNG DES KÖNIGS AMMOURALI
(XXI. Jahrh. v. Chr.)

Baukunst.

Der zeitgenössische Schriftsteller, der sich um die freundschaftliche Annäherung der Literatur am meisten bemüht hat, John Galsworthy, der Gründer des P. E. N.-Klubs, kommt doch in einem Essay über den »Internationalen Gedanken« (»International Thought«, abgedruckt in »Castles in Spain«, 1928) zu dem Ergebnis, daß nur die Zusammenarbeit der Techniker, Chemiker und Bankiers Europa retten könne, nicht die der Schriftsteller.

Was die Menschen, für die es eine geistige Problematik des Daseins gibt, brauchen, was sie verlangen oder unbewußt erwarten, das ist eine Sinndeutung des Lebens — es ist, mit einem andern Wort gesagt, Ethik. Es ist die überzeugende, beflügelnde, alle Kräfte verzehnfachende Anschauung eines Vorbildes für unser Handeln und Fühlen, unser Leben und Sterben. Überall und in tausend Formen zeigt sich heute dies Bedürfnis nach einem Heilswissen. Nicht die Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht die Dichtung können es ersetzen. Aber es hieße an dem Geist unserer Menschheit verzweifeln, wenn man die Zuversicht auf eine Erfüllung dieses Suchens aufgäbe. In diesem Streben, in dieser Sehnsucht liegt die tiefste und wesentlichste Lebensäußerung des europäischen Geistes. Nur von hier aus kann er sich erneuern und die mannigfachen Aufgaben der zozialen Gemeinschaft lösen: Und nur aus diesem Boden kann eine wahrhafte Internationale des Geistes entstehen.

Ist das Ergebnis dieser Betrachtung enttäuschend? Ich glaube nicht. Nichts ist verhängnisvoller, als sich Lösungen vorzutäuschen, die auf Sand oder Papier gebaut sind. Gewiß fehlt uns heute ein geistiger Lebensinhalt, der alle Besten vereinte, wie das auf der Höhe des christlichen Mittelalters der Fall war. Aber sicher ist auch, daß die sittlichen Kräfte unverlierbar sind wie die Sterne, und daß es jedem in die Hand gegeben ist, sich für sie oder wider sie zu entscheiden.

An diesem ethischen Wiederaufbau Europas mitzuarbeiten, scheint mir die vornehmste Aufgabe der geistigen Internationale.

DIE ENTSTEHUNG DES WELTREICHSGEDANKENS IN DER ANTIKE UND SEINE ENTWICKLUNG BIS ZUM AUSGANG DES MITTELALTERS

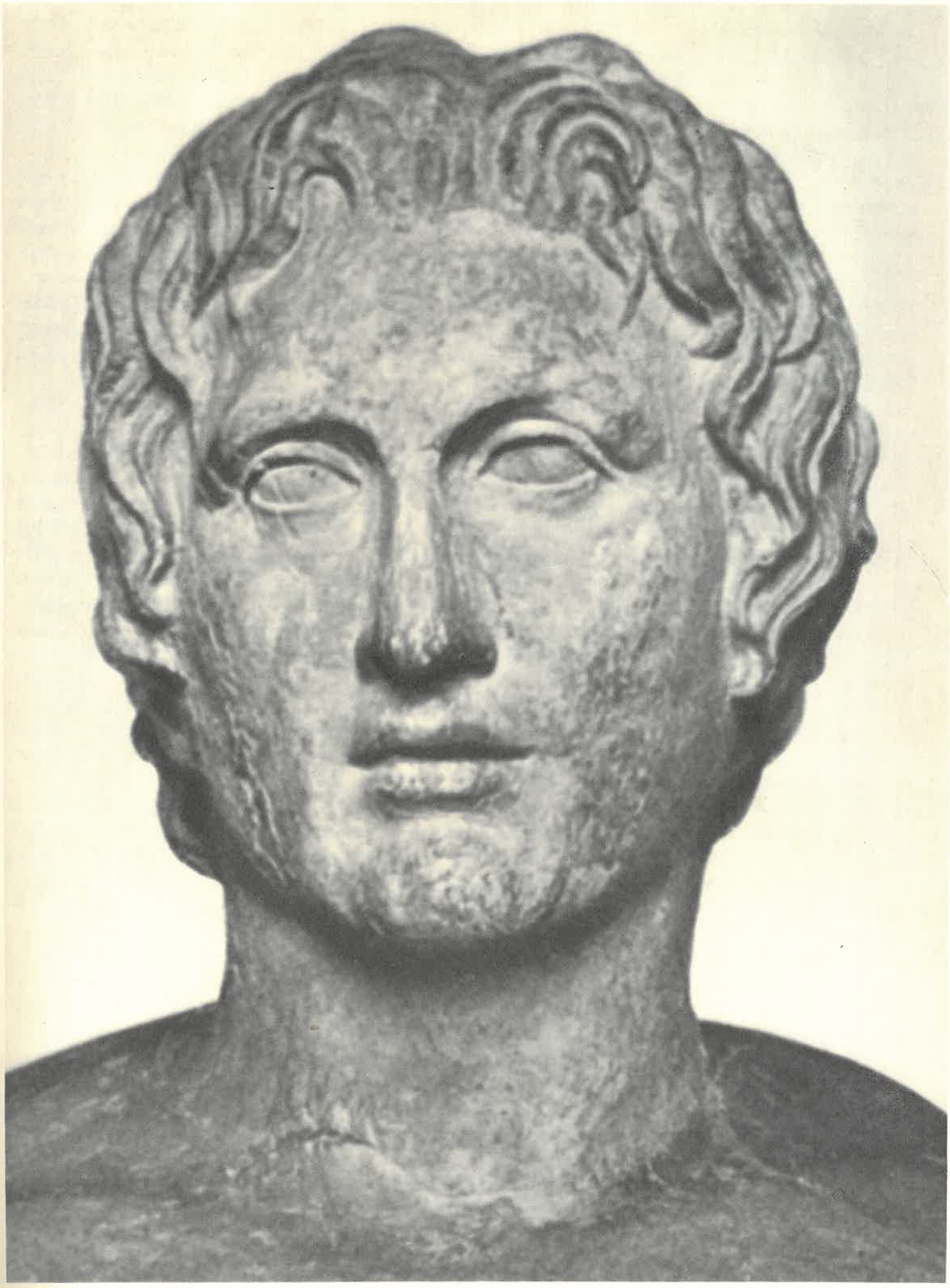
Viktor Engelhardt-Berlin.

Die »Weltreichsidee« als Willensziel historischer Persönlichkeiten oder Völker konnte nur dort entstehen, wo dem Menschen ein Überblick über eine kulturelle Mannigfaltigkeit gegeben war, die es ihm erlaubte, diese Mannigfaltigkeit mit der »Welt« zu identifizieren. Kulturen, die man in den eigenen Herrschaftsbereich nicht einzureihen vermochte, mußten von dieser »Welt«, durch »barbarische« Landstriche getrennt, so weit entfernt sein, daß sie im Erleben der nach Weltherrschaft Strebenden keine Rolle spielten. Nur im Westen waren die Bedingungen günstig. Der Westen schuf daher die Weltreichsidee. Der Osten hat es, wie in China, höchstens zu riesigen Nationalstaaten gebracht.

Auch im westlichen Kulturbezirk waren die Bedingungen für die Entstehung der Weltreichsidee nicht an allen Orten gegeben. Ägyptens alte Gesittung war zu sehr in sich befriedet, durch Wüstenstriche zu sehr geschützt, um in einen alle Kultur umwälzenden Kontakt mit der Umwelt zu kommen. Ägypten hat auf der Höhe seiner Macht nur »Kolonien« gehabt. Ganz anders war Babyloniens geographisches Schicksal. Das Land lag nach Westen und Südwesten offen. In Zeiten der Schwäche bedeuteten die offenen Grenzen »Einfall der Nachbarn« — in Zeiten der Stärke trieben sie auf die Bahn der Expansionspolitik. Babylonische Könige haben sich zum ersten Male »Könige der vier Weltgegenden« genannt. Mag der Titel manchmal auch nur ein Wort gewesen sein, hinter dem keine Macht stand, Ausdruck einer Idee war er stets. Es war der Wille zum Weltreich, der sich im Titel verbarg. Babylonien hat keine Weltsynthese erstrebt, sondern Unterwerfung der Welt unter die Macht seiner Kultur. Die Erhebung des Babylonischen zur Weltsprache war äußeres Symbol des gewaltigen Sieges. Zur endgültigen Verwirklichung des Weltreichs im späteren, synthetischen Sinne fehlte dem babylonischen Kulturkreis die innere Freiheit. Diese konnte dort nicht geboren werden, wo die Eintönigkeit und Starrheit großer Ländermassen eine starre Einheitlichkeit der Kultur verlangte — und die notwendige Zentralisierung allein als Despotie verwirklicht werden konnte. Der assyrische Militärstaat zog die letzten Konsequenzen aus diesem System. Was unter Babyloniens Herrschaft, mit Kulturhöhe gepaart, die Ansätze zu einem geistigen Weltreich hervorgebracht hatte, wurde unter Assyriens Söldnerheeren zum bloßen »Willen zur Macht«! Damit bereitete Assyrien dem Weltreichsgedanken ein Ende. —

Im Rahmen des babylonischen Großreichs war die Sonderkultur der Juden entstanden. Sie hatte auf dem Gebiet der Weltreichsidee ihre eigene, höchst undankbare Mission. Sie hegte, den Juden selbst wohl kaum bewußt, die Keime eines religiösen Universalismus — Jahrhunderte hindurch —, bis der Boden reif war zum Aufgang der Saat. Die Ernte kam dem jüdischen Volk nicht zugute, da dieses mit Ausnahme weniger Denker, durch das Schicksal der Exilszeit geknetet, die Ausschließlichkeit des Kindschaftsverhältnisses zu Jahve in den Vordergrund schob. Darüber kamen die universalistischen Keime, die im Monotheismus notwendig lagen, zu kurz. Es nutzte nichts, daß aus dem »einzigen« Gott — im religiösen Erleben der Propheten bereits ein »Weltgott« geworden war, dem schließlich alle Völker dienen sollten. In den Augen der Strenggläubigen blieben die von Gott beherrschten Heiden Werkzeuge, mit deren Hilfe Jahve seine ungehorsamen Kinder bestrafte. Die jüdische Exklusivität verbaute sich selbst den Weg zum Universalismus. Sonderbare Wege schlägt die Geschichte oft ein. Ein Volk, dessen Schicksal jahrtausendelange Abgeschlossenheit blieb, hat die universale Religion vorzubereiten verstanden, die das kommende römische Weltreich in geistigen Sphären brauchte — und durch die es in geistigen Sphären überhaupt erst zum Weltreich wurde. —

Die Freiheit, die wir im nahen Orient vermißten, wurde im Lande der Griechen geboren. Sie war Ausfluß der besonderen Gestaltung des griechischen Bodens, der in seiner Zerrissenheit eine politische Einheit unmöglich machte und nur durch das Meer ein loses Band zwischen den Staaten knüpfte. Diese eigentümliche Lage brachte zunächst einen tiefen Widerspruch in das griechische Dasein. Das Erlebnis der kulturellen Zusammengehörigkeit geriet in Konflikt mit den politischen Interessen der Kantone. Freiheit wurde zur inneren Zerrissenheit. Vor dem Weltproblem stand



ALEXANDER DER GROSSE
(Nach Lysippos, IV. Jahrhundert n. Chr.)

stand

die hellenische Frage. Sie war dringender, notwendiger — und wurde durch die Schaffung von Amphiktionien, durch gemeinsame Kultstätten und Spiele doch nur unvollkommen gelöst. Das einzige ungreifbare Ergebnis war die innere Bereitschaft, einander fremde Elemente als Teile einer Gesamtaufgabe zu sehen. Über die theoretische Erkenntnis ging die durch den Kantonsgeist unterhöhlte politische Kraft nicht hinaus. Zur Erkenntnis mußte sich erst die innere Katastrophe und der Zwang von außen gesellen, um die Geister ganz zu befreien. Griechentum und Alexander haben einander ergänzt.

Noch für Philipp war griechische Politik nur Mittel zum Zweck. Er griff panhellenische Ideen auf, um der eigenen Hausmacht zu dienen. Das »Mittel« konnte aber nicht ohne Rückwirkung auf die zukünftige Ausgestaltung politischer Bestrebungen bleiben. Das alte Gesetz von der Souveränität des Mittels wurde lebendig und zwang den Nachfolger Philipps in seinen Bann. Alexander wurde durch Aristoteles erzogen; der mazedonische Fürst, dem die Machtgier des Vaters das Blut erhitzte, durch den Philosophen, der die Summe aus allem Griechentum zog. Was im späten Griechentum an Bedürfnissen schlummerte, traf so zusammen mit einer urwüchsigen Kraft, die in einer Tat zu verwirklichen suchte, woran die Philosophen im Reiche der »Erkenntnis«, wie wir betonten, nur erst zaghaft dachten.

»Für sich« hatten die Philosophen die »Welt« zwar entdeckt, und wenn es die Tonne des Kynikers war. Im Kopf des Fürsten, dem Krieg und Sieg aus Vaters Zeiten selbstverständlich erschienen, aber mußte »Weltbürgertum« zum »Weltreich« werden. Als Schüler des Aristoteles dachte Alexander zunächst an die Unterwerfung der Welt, an die Versklavung der Welt im griechischen Dienst. Mit dieser Absicht im Herzen hätte sich der Mazedonier nicht über uralte asiatische Weltreichspläne erhoben. Wie bald aber wurde der die Welt unterwerfende Fürst von der Größe dieser Welt gepackt und gezwungen. Das griechische Geisteserbe machte sich geltend — und wendete sich gegen die eigene Heimat. Der offene Blick des Philosophenschülers wurde von tiefstem Erstaunen gepackt. Was war Griechenland gegen die Fülle der Werte, die sich vor dem Eroberer auftat? Ein Wert, der bedeutendste vielleicht, aber ein Wert, den es sich lohnte, mit anderen zu einer höheren Einheit zusammenzuschmelzen. Die »Idee« des Weltreichs als »Weltsynthese« war geboren. Auf Alexanders Befehl vermählte sich mazedonischer Adel mit den Töchtern der vornehmen Perser. Das war mehr als Symbol. Das war der unumstößliche Wille, aus der Welt eine noch nie dagewesene Einheit zu schaffen. Vorsichtigen Denkern war Alexander um Jahrhunderte voraus. Jahrhunderte hatten, nach dem Zerfall des alexandrinischen Reichs, an den Aufgaben zu arbeiten gehabt, die der Mazedonier gestellt. —

In den Diadochenreichen reifte langsam gärend die Mischung vom Orient und Okzident, die Alexander durch ein Herrscherwort hatte verwirklichen wollen. In aller Langsamkeit aber vollzog sich die Mischung sehr gründlich und schuf damit die Grundlage für die Weltkultur des späteren Rom. Die Stoiker setzten den Kosmopolitismus der Kyniker fort. Die Sphäre des Geistes war reif für das Weltreich. Die politischen Mächte aber vermochten nur langsam und schwerfällig zu folgen.

Die Erfüllung der politischen Zeitbedürfnisse fiel Rom in den Schoß. Die italienischen Kriege hatten die Römer nach Sizilien geführt. Der Kampf mit der Seemacht Karthago war die notwendige Folge. Rom wurde durch Schicksal in weltpolitische Bahnen gedrängt. Es mußte auf ihnen vorwärtsschreiten — oder zerfallen. Die Welt wartete auf den, der sie einte, der in politischen Sphären realisierte, was in geistigen Regionen sich angebahnt hatte: Cäsar war der erste, der altrömische Ziele verließ und unter dem Einfluß hellenistischer Ideen darauf verzichtete, alles nur einseitig auf Rom zu beziehen. Er nahm — vielleicht von Kleopatra dazu verführt — das Erbe Alexanders auf. Er behielt stets das Ganze im Auge. Nicht um Roms willen war das Reich da, sondern Rom um des Reiches, um des Weltreiches willen.

In den nach Cäsars Tod eintretenden Nachfolgerkämpfen vertrat der unter dem Einfluß der Kleopatra stehende Antonius das kosmopolitische Ziel, während in seinem Gegner Oktavian die ältere national-römische Auffassung lebte. Oktavian siegte, riß als Augustus die Herrschaft an sich. Der Mangel an weltbürgerlichem Empfinden, der Augustus kennzeichnete, wirkte im günstigen Sinne. Die Beschränkung auf national-römische Ziele schuf — nach der übermäßigen

übermäßigen

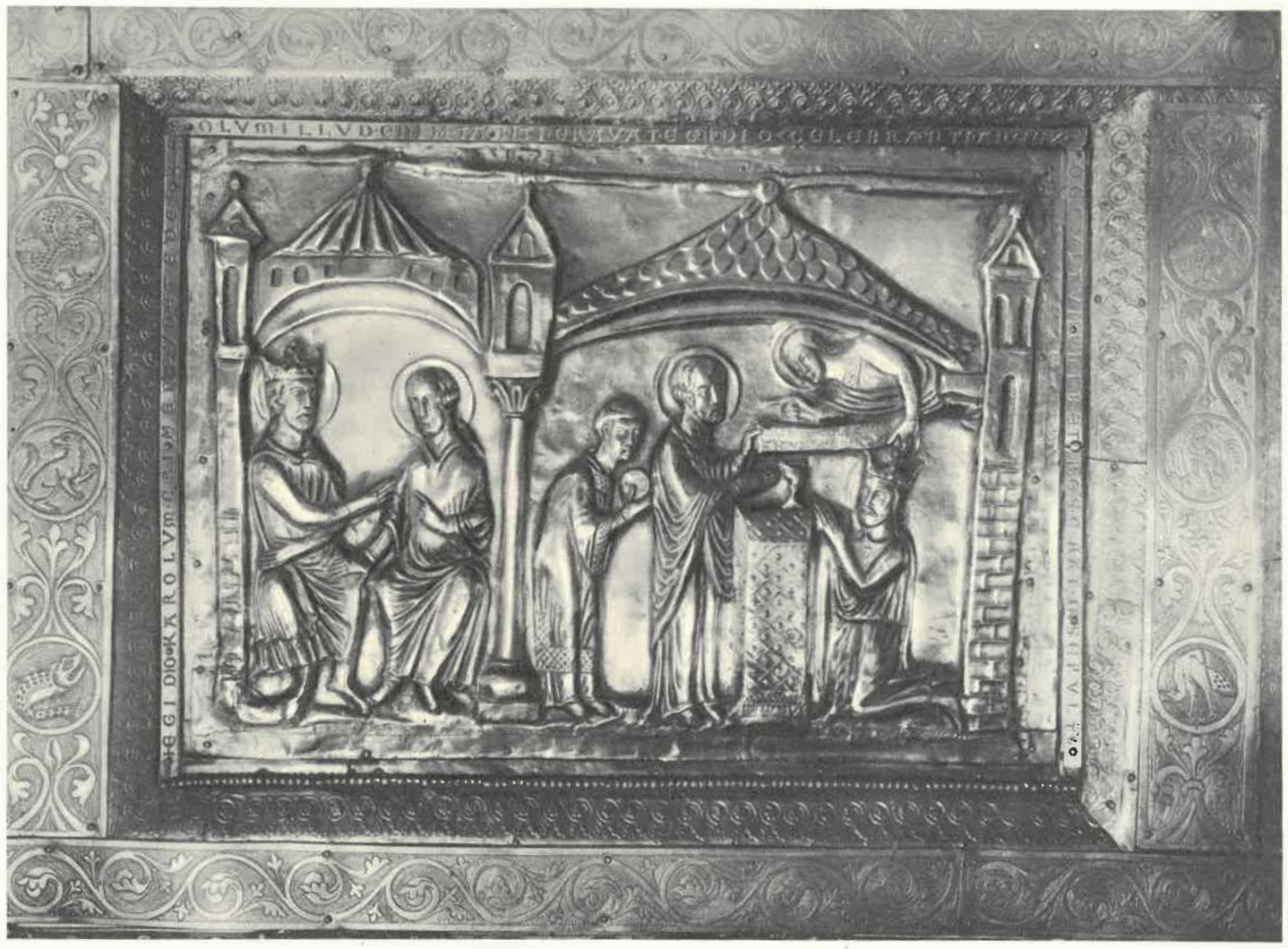
Expansionspolitik der vergangenen Jahre — die unbedingt nötige Ruhepause. Die »pax romana« begann. Sie erst konnte vollenden, was man in Eroberungskriegen erstrebt. Um das Weltreich von innen her wirklich werden zu lassen, dazu brauchte man Frieden. Der Friede spannte Fäden geistiger Einheit über die Welt. Die Stoiker waren Kosmopoliten, aber erst das Christentum brachte jene universale Synthese von Osten und Westen, nach der der Geist der Epoche verlangte. — Paulus, der Friedensapostel, der griechisch gebildete Jude, wird damit zum Repräsentanten der Zeit. Er hat die Religion geschaffen, derer man bedurfte, er hat die Keime zum Universalismus, die wir im Judentum fanden, im Kampf gegen die Juden zur höchsten Blüte entwickelt. Innig verflechten sich die historischen Reihen. Was im Rahmen der babylonischen Weltkultur einst erste Nahrung gefunden, was unter der Oberfläche im Judentum ein heimliches, verborgenes Leben geführt, trifft zusammen mit dem Kulturstrom, der von Griechenland ausging — und schafft einen Geist, wie ihn das römische Weltreich verlangt.

Auf dem Boden der Religion, die dem Staate gemäß war und darum auch nur im Rahmen dieses weltweiten Staates zu gedeihen vermochte, erwuchs die Kirche. Sie konnte nicht lange staatsfeindlich sein, ja sie mußte bald mit dem Weltstaat, der ihr ureigenster Untergrund war, innig verschmelzen. Die Machtpolitik der Kirche begann. Sie erhob die Kirche zur Trägerin einer Gewalt, die den Zusammenbruch des römischen Reiches überstand.

Die Völkerwanderung hat das Weltreich zerstört, weil es, genau genommen, ein wirkliches Weltreich doch nicht mehr war, da es seine Grenzen nur bis an den Rand der Mittelmeerkulturen ausgedehnt hatte. Die Barbaren jenseits der Grenze rechneten früher noch nicht zur »Welt«. Nun aber waren sie, nicht ohne den Einfluß des römischen Vorbilds, gefährlich geworden. Der Einfall begann. Das Weltreich versank. Neue Kulturträger rangen um die Führerrollen in der Geschichte. Im Papsttum aber liefen, auch nach dem Zerfall, die Fäden des kulturellen und geistigen Lebens zusammen. Das Papsttum bewahrte die alten Weltreichsgedanken. Die neuen, um Macht ringenden Gruppen mußten den Gedanken, den das Papsttum in geistigen Regionen vertrat, begierig aufgreifen. Ihrem unverbrauchten Machtwillen war die Idee, eine Welt zu beherrschen, durchaus gemäß.

In Karl dem Großen gewann der Wille zum Weltreich neue Gestalt. Ihm stand das Streben nach Universalherrschaft von vornherein fest. Bewußt knüpfte er an römische Weltreichsgedanken an. Der Kaisertitel mußte dem universalistischen Streben äußere Rechtfertigung geben. Karl wußte gut, daß der Kaisertitel nur Wert hatte, wenn er ihn aus den Händen dessen empfing, der die römischen Kulturtraditionen vertrat. Die Kaiserkrönung wurde durch den Papst gern vollzogen, da das Papsttum einer weltlichen Stütze bedurfte und diese in einem der Kirche ergebenen Kaisertum sah. Für kurze Zeit gingen die Interessen der beiden nach Universalherrschaft strebenden Kräfte tatsächlich zusammen. Diese kurze Zeit genügte, um im beiderseitigen Einverständnis Formen zu schaffen, die für die Folgezeit verhängnisvoll wurden. Karl der Große hatte zwar die Sanktionierung des römischen Kulturträgers erreicht, aber er hatte sie erkauft mit einer geistigen Abhängigkeit, die unter seinen Nachfolgern die schwersten Konflikte mit dem Papsttum hervorrief. Mit der Kaiserkrönung war anerkannt worden, daß sich zwei Erben der Weltreichsidee gegenüberstanden, die der äußerliche Akt der Krönung nicht dauernd zusammenzubinden vermochte. Das Erbe der römischen »Einheit« wurde für das Mittelalter zur »Zweiheit«, die das zerrissene Schicksal der Epoche bedingte. —

Karl der Große faßte die Kaiserkrone aber nicht nur als Symbol des äußeren Machtanspruches auf. Ihm war sie das Zeichen einer Verpflichtung zur wahren Universalität im spätantiken Kultursinn. Sein pädagogisches Bemühen um die Bildung des Klerus legte den Grund zu einer internationalen Einheitskultur, deren sich das ganze Mittelalter erfreute. Die Kirche wurde höchster Ausdruck des international-kollektivistischen Geistes. Neben der politischen Zweiheit stand eine kulturelle Einheit, auf die manche nachfolgende, in Nationen zerrissene Zeit neidvoll zurücksah. — Der Kampf um die Weltreichsidee endete mit dem Siege des Papstes. Bonifazius VIII. verkündete ihn mit der Bulle »Unam sanctam« der nicht mehr ganz hinhorchenden Welt. Die Kirche macht in der Bulle unzweideutig Anspruch, das Imperium zu sein und das Kaisertum als ausführendes Organ zu benutzen. Das letzte Wort in der kirchlichen Weltreichspolitik ist gesprochen, der Sieg der Kirche klar definiert. Tragisch ist nur, daß die Verkündigung des Sieges in dem Augenblick



Beim Lesen der hl. Messe offenbart ein Engel dem Abt Karls Sünde

DES GROSSEN IM DOM ZU AACHEN

Karl erhält Teile der Dornenkrone Christi geschenkt.

erfolgte, in dem die Kirche, durch den ewigen Kampf mit dem Kaiser selber geschwächt, — einer neuen Gewalt, dem französischen Nationalstaat, erlag. Während in Deutschland die steigende Macht der Landesherren zum Zusammenbruch der Kaiser geführt, — hatte sich in Frankreich ein Zentralstaat gebildet, der als erster die nationalen Ideen kraftvoll vertrat. Diese Ideen waren berufen, das Schicksal kommender Zeiten zu formen. Vergeblich rief Dante nach einem »wirklichen« Kaiser. Der Dichter war letzter Vertreter einer mittelalterlichen Weltreichsidee. Pierre Dubois kämpfte bereits, mehr oder minder versteckt, für französische Hegemonie. — Im Zeitalter des Individualismus, der auf der Grundlage bürgerlicher Wirtschaftskultur erblühend, den Geist des Mittelalters verdrängte, konnte der Gedanke des Weltreiches ebensowenig bestehen wie die Anerkennung kollektiver Kultur. Individuen und Nationen wurden autonom. Erst eine neue kollektive Kultur wird die fallengelassenen Fäden wieder aufnehmen können. In dieser kommenden Epoche wird sich der unzerbrochene Zusammenhang in der Entwicklung einer Idee, den sich der vorliegende summarische Abriß zu zeigen bemühte, aufs neue bewähren. Keine Zeit vermag wie die andere zu denken, keine Zeit vermag aber auch ohne die andere zu denken. Diese Erkenntnis im Bereich einer bestimmten Idee angedeutet zu haben, war der Zweck meiner notgedrungen sehr kurzen Zeilen.

PERSPEKTIVEN DER ABENDLÄNDISCHEN IDEE

Hermann Platz-Bonn.

Eine Familie ist offenbar der Zersetzung nahe, wenn jedes ihrer Glieder andere Ideen, andere Interessen, andere Ziele hat. Der abendländischen Völkergemeinschaft ist dies offenbar widerfahren, wie es den einzelnen Volksgemeinschaften widerfahren ist. Das Wort Gemeinschaft auf das Ganze und die Teile anzuwenden, ist fragwürdig geworden. Und doch tun wir es. Denn unser Optimismus sagt uns, daß doch noch nicht alles zersetzt, daß noch Gemeinsames da ist, das wieder lebendiger gemacht und wirksamer ins Bewußtsein gehoben werden kann.

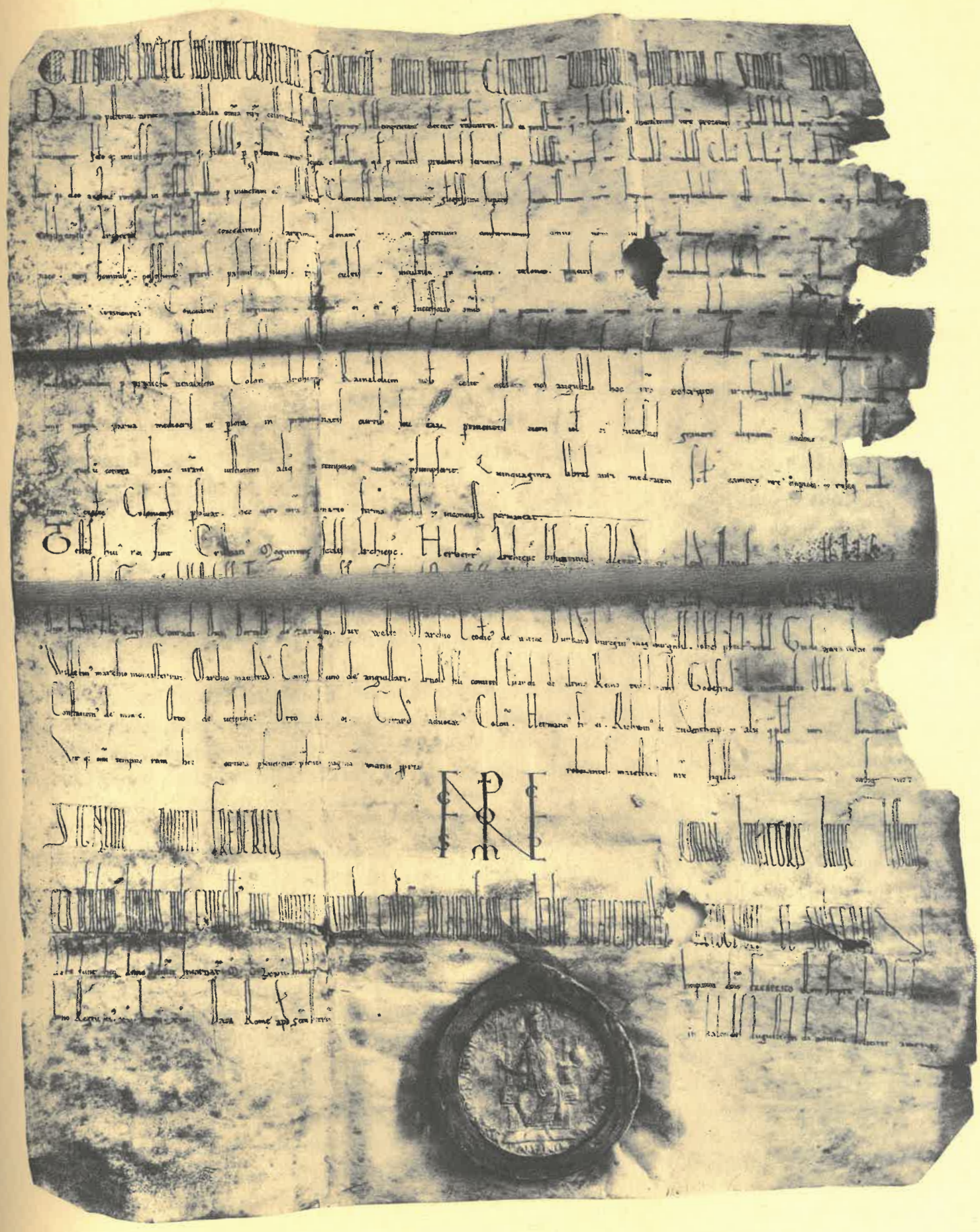
Die Bevölkerungsvermehrung und die Engräumigkeit alles europäischen Lebens hat den Kampf ums Dasein in unerhörter Weise gesteigert und vergiftet. Parallel damit ist allen großen Geisteinhalten und Lebensidealen durch Kritik und Nüchternheit zu Leibe gerückt worden. Die einen darben und rufen: Brot und Zukunft; die andern leben und rufen: Macht und Schönheit; dazwischen die Masse der Getriebenen, die der stumpfmachenden Notwendigkeit gehorchen. Allerhand Hochhinzielendes geht nebenher oder läuft darüberhin, das aber in seiner Vereinzelung leicht verpufft. Es fehlt die Welle, die es trägt, der Wille, der es führt. Lösungen, die aus dem Geiste kommen und dem Geiste dienen, rücken kaum noch in den Blickkreis der Zeitgenossen. Erwägungen des Nutzens, Stimmungen der Getriebenheit spielen die ausschlaggebende Rolle. Die Ideologien sind dermaßen in Verruf gekommen, daß man auch den Geist, aus dem allein alles Leben und Geschehen verständlich wird, entwertete. Nur das Nächstliegende, Handfeste, Ureigene scheint noch zu gelten. Kurz, ein neues (materialistisches, utilitaristisches, biologistisches und soziologistisches) Denken hat um sich gegriffen. Ein Denken, das nicht mehr an die Selbständigkeit, Selbstwertigkeit und Selbstmächtigkeit des Geistigen glaubt, sondern es nur noch als Funktion eines dumpfen Lebensdranges ansieht.

Das geht uns an, uns alle! Uns Deutsche! Es ist vielleicht der Kern der Erneuerung. Der Punkt, von dem aus wir wieder die rechte Perspektive in die Welt hinein gewinnen. Das Ziel, das auch von uns nur in abendländischer Gewissenserforschung erreicht werden kann.

Heute treten die bewußten Abendländer den Vormarsch an: von deutscher Art und Geschichte her streben sie wieder dem größeren Ganzen zu, das einmal wirklich und wirksam war, heute aber entstellt, ja fast vergessen ist. Ein Ganzes, das den europäischen Westen, das Land des abendländischen Ausgangs, und den europäischen Osten, das Land abendländischer Sehnsucht und Erfüllung, in gleicher Liebe umfaßt.

Während der Völkerbund Wilsons und das Paneuropa Coudenhove-Kalergis mehr abstrakt-rationalistisch auf Geltungen des Naturrechts und der Humanität eingestellt sind, besagt Abendland mehr. Es ist nicht willensmäßige Konstruktion, sondern Rückkehr zu geschichtlich Bewährtem. Anerkennung eines organisch Gewordenen und tragisch Verlorengegangenen. Bewußtsein einer die Zeiten hinabreichenden geistigen Verantwortung. Glaube an die unverlierbare Kraft alter Geisteswerte und Menschenbindungen. Ablehnung aller einseitig und ausschließlich macht- und nutzpolitischen Denkweise, alles lebentötenden juristisch-organisatorischen Formalismus.

Man könnte sagen, daß jeder Deutsche seine »abendländische Wendung« machen muß. Wie es ja, wenn wir uns die Geschichte der großen Männer unseres Volkes einmal näher betrachten, auch tatsächlich weithin geschehen ist. Gerade weil seit der Verengungs- und Abschnürungsbewegung, die die Individualitätsphilosophie Fichtes und der Romantik bewirkt hat, die Fragwürdigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit des Nur-Deutschen immer wieder schmerzlich erlebt wurde. In wechselnder Form, aber gleichbleibender Grundrichtung haben Winkelmann und Goethe, Novalis und Hölderlin, Nietzsche und George ihren hilfesuchenden Blick nach Süden und Westen gelenkt. Sie spürten, daß gerade die deutsche Seele und Kraft, deren faustische Sehnsucht sie ins Grenzenlose und Abgründige treibt, des abendländischen Formsinns und Formwillens bedarf. Was Grübler und Entdecker, Wanderer und Kämpfer heimbringen, muß der Welt verständlich und anschaubar gemacht werden. Muß durchgebildet und aufgebaut werden. Muß Stil und Rhythmus bekommen, ohne ins Phantastische und Utopische abgebogen zu werden. Kurz, muß nach dem Vorbild abendländischer Formideale sein weltzugekehrtes, wesenausdrückendes Gesicht erhalten.



URKUNDE DES KAISERS FRIEDRICH BARBAROSSA

erhalten.

Abendländische Forderung geht jeden Einzelnen an. Sie bedeutet, daß wir unsere Erlebnisse nicht im Aufregenden und Gefühligen sich erschöpfen lassen. Der Erlebende muß sich im Erkennenden und Gestaltenden vollenden. Die dunkle Masse des Erlebten will durchdacht, abgegrenzt, geformt werden, damit der Geist Herr des Triebmäßigen wird. Wie es Zersetzung bedeutet, wenn alle seelischen Bestände zergliedert und zerdacht werden, so ist es vorabendländisch, wenn allzuviel dunkle, unaufgelöste Komplexe im Menschen wuchten und der freie Aufschwung des Geistes und der regsame Durchblick in die gegliederte Gotteswelt unmöglich werden. Wie der Einzelne aus dem Triebmäßigen, aus dem drangvollen Dunkel des Getriebenwerdens und Sichtreibenlassens sich erheben muß, so die Volksgemeinschaft, so die abendländische Staatengemeinschaft. In dem Maße, als alle, insbesondere die führenden Männer der Öffentlichkeit, nach dieser kräftig klaren Darstellung streben und so in Gesicht und Haltung Geschlossenheit und Durchsichtigkeit erreichen, wird um sie herum auch das Ganze, in dem sie leben, bewußter, gestaltiger werden. Es kommt Linie und Stil in alle Lebensäußerungen. Alles wird in sich abgewogener, aus sich selbst schwingender, aber nicht in Willkür und Leere, sondern irgendwie im Geiste zustrebend dem gemeinsamen Besitz, den verbindenden Idealen. Menschen und Einrichtungen werden nicht von ihrer Eigenschwere niedergezogen und fortgerissen, sondern sie lassen sich einbeziehen und durchbilden von einer durchgehenden Ordnung, deren Sinn dem verschlossen bleiben muß, der immer nur das Eigene sucht.

Letztes Ziel abendländischen Denkens und Wollens war nicht die einsame Scholle, die weltabgeschiedene Bergstadt, die sich selbst genügende Natural- und Kleinwirtschaft, der nur auf Eigenrecht und Eigennutzen pochende Gewaltstaat, der ganz abgeschlossene Kulturkreis. Alles war auf durchlaufende Verbindung und vernünftige Zusammenarbeit angelegt. Irgendwie drängte es alle, »Kirche« und »Reich« zu bilden, in denen die Menschen eingeordnet und doch im Tiefsten selbständig ihren Erdentag leben, in denen sie »Frieden« und »Gerechtigkeit« zu gewinnen suchen. Der altgriechische Gedanke der im schönen Gleichmaß gebundenen und begrenzten Welt, vertieft durch die Idee der in Gott gegründeten und durch ihn gestuften Ordnung der Geschöpfe und geschöpflichen Werke, ist grundlegend. An Katastrophe und Vernichtung wird nicht vorbeigedacht. Sie werden eingesetzt und mitbezogen auf eine höchste Weisheit, die auch Abgründe zu meistern und Neuanfänge zu schenken vermag.

All das soll nicht um des Nutzens, sondern um des Guten willen getan, im Bilde gefaßt, als Forderung gesetzt, auf Gott bezogen und in ihm endzeitlich verklärt werden. Idee und Zweck, Symbol und Substanz, Gesetz und Recht sind die Formen und Mittel der Bewältigung. Bewußt, zielstrebig, fortschrittlich, tathaft ist der abendländische Geist, aber all das nicht selbstbezogen, sondern im Dienste des Ganzen und bestimmt durch das Ganze. Gebunden an das Gute einer gottgesetzten Ordnung, Sinn am rechten Orte darstellend und erfüllend.

Die Idee der Demokratie erfordert, daß wir insbesondere zur Öffentlichkeit eine ganz neue Stellung einnehmen. Sie darf uns nicht ein leerer Rahmen sein, der beliebige Vorgänge außerprivater Art umfaßt. Sie ist im Begriffe, Organe zu bilden, die imstande sind, die formlose Masse zu gestalten, all das wirr durcheinander und gegeneinander Strebende zu größerer Einheitlichkeit zu bringen. Demokratie heißt, daß jeder dieser Gestaltung suchenden Öffentlichkeit gegenüber Verantwortung spürt. Daß er, wo immer Verwirrung und Richtungslosigkeit entsteht, zurechtzurücken und zu klären versucht, wo immer Einseitigkeit, Leidenschaft, Aufpeitschung und interessierte Verdunkelung eine Rolle spielen, ein Wort der Mäßigung, der Versöhnung spricht. Nur wenn im Kreis der engsten Öffentlichkeit begonnen wird, kann die große, umfassende Öffentlichkeit erneuert werden. Die »fünfhundert Hände«, ohne die die Frucht nicht gedeihen kann zur rechten Zeit, müssen sich allenthalben regen, damit der Augenblick der Erfüllung nahe.

Die große Zurechtrückung beginnt so im »Hier und Heute«, wenn der Vorschauende im abendländischen Geiste an die große vaterländische Aufgabe der Erneuerung geht. Wenn er dazu beiträgt, die Flut der naiven Verweltlichung und Verwirtschaftlichung zurückzudämmen, den Nationalismus in seiner einheitzerstörenden Rasse- und Staatsvergötzung, in seiner Machtüberschätzung und Kriegsverherrlichung zu überwinden. Die Hochzüchtung und Überspitzung des Sendungsbewußtseins, das in allen Staaten vergiftend auf das Denken und Tun gewirkt hat, muß zurück-

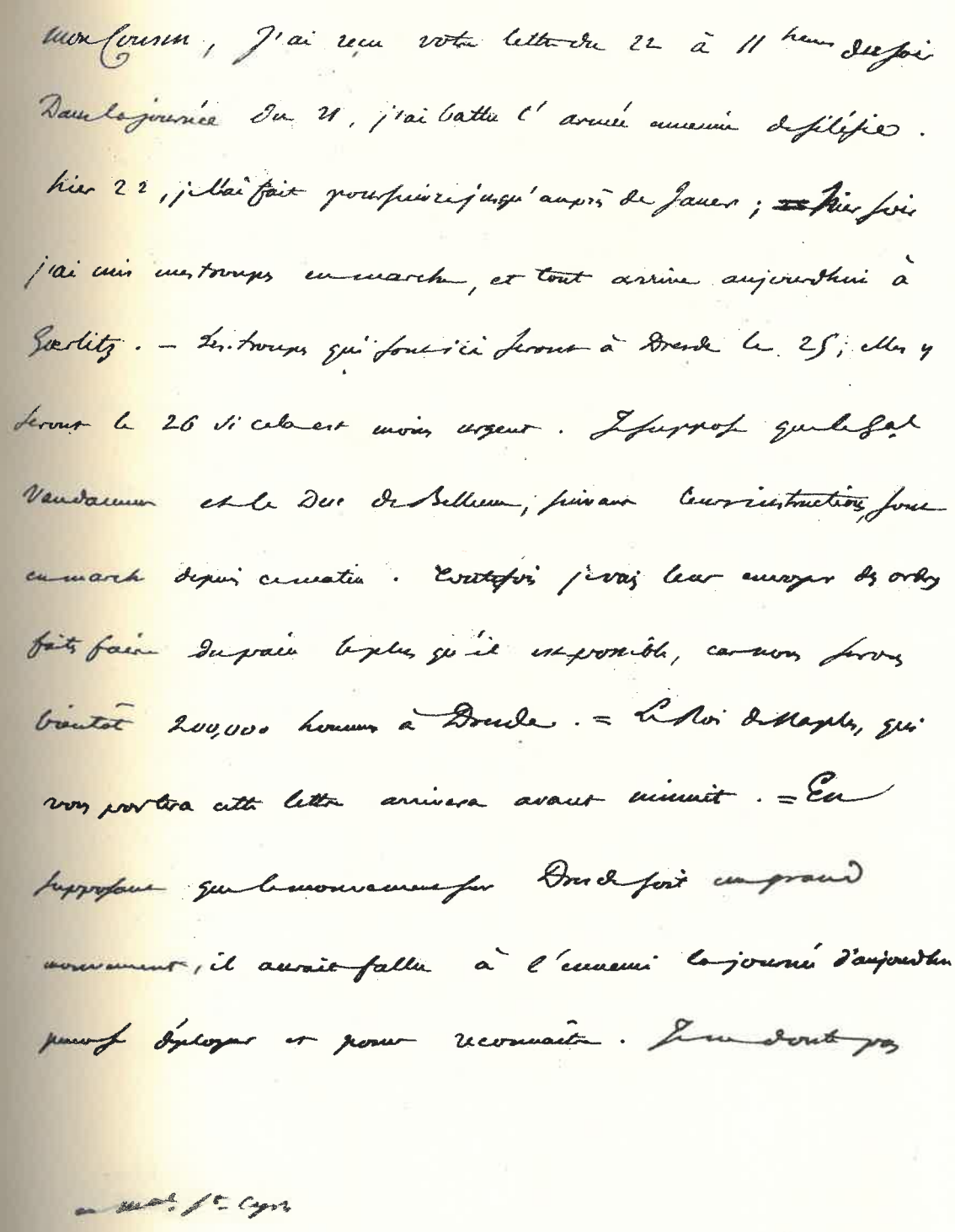
zurück-

gedrängt werden zugunsten der Idee des Dienstes am größeren Ganzen, an der überwölbenden Idee. Der Staat ist gewiß eine Notwendigkeit. Ohne die feste Form, die er den durch- und gegeneinanderwirkenden Interessen und Leidenschaften gibt, ist kein Gemeinschaftsleben möglich. Allein diejenigen, die geneigt sind, aus ihrer Staatsgläubigkeit eine neue (verkappte) Religion zu machen, die die Öffentlichkeit einseitig im Sinne einer alles aufsaugenden Staatlichkeit zu erziehen versuchen, seien darauf hingewiesen, daß vor dem Staat und über ihm Werte stehen, denen er nicht sein Maß aufzudrücken hat, denen auch er zur Dienstbarkeit verpflichtet ist. Erst diese rechte Ordnungs- und Dienstgesinnung ermöglichen die Eingliederung der Staaten in einen abendländischen Gesamtzusammenhang. Erst sie schaffen uns einen Völkerbund, der mehr ist als eine juristisch-organisatorische Summierung beziehungsloser Einzelstaaten. Erst sie machen uns zu Wegbereitern einer umfassenderen Völkerorganisation, deren Perspektive uns heute langsam aufgeht.

DER KOMMENDE KULTURZYKLUS. RUSSISCH ODER AMERIKANISCH? SLAWEN AUS ASIEN ODER INDIANER AUS AMERIKA?

Ernesto Quesada-Buenos Aires.

Mit einem der größten Denker Deutschlands, mit Oswald Spengler und seinem genialen »Unter-
anden sein: jedenfalls
ehenden Kulturzyklen
in die verborgensten
in diesem Augenblick
s zu einem neuen, uns
ser Übergang, wie zur
denfalls aber befinden
t, in welcher Richtung
nische Welt des Unter-
lterlichen Gothik, mit
nte. Selbst ein Spengler,
nicht Hellseher genug
der Zeit verborgen ist.
len Möglichkeiten der
rianer stellen sich also
sch vor, d. h., als aus-
päischer Maschinenan-
ens« in unserm Leben,
daß wir mehr für die
ungen unserer Kennt-
Tat hat unsere krank-
rkehrsmittel, sondern
Raketenauto an sich —
sind in der Industri-
ampfkraftepoche, mit
Epoche emporgerückt,
alles nur noch mecha-
nen aller Art, die von
k . . . Schon heute hat
amakanals, wo sich in
nsterhaftes verleiht. —
ngenieurwesen wieder
er verschwinden, und
e, in der verschiedene
müssen. Sie wird das
das Ihrige vergessen
einem übertriebenen
nen, zum großen Teil
t einer eigenen Presse,
rschend, mit Meister-
lmatches vor hundert-
it der buchstäblichen
ympischen Spielen er-

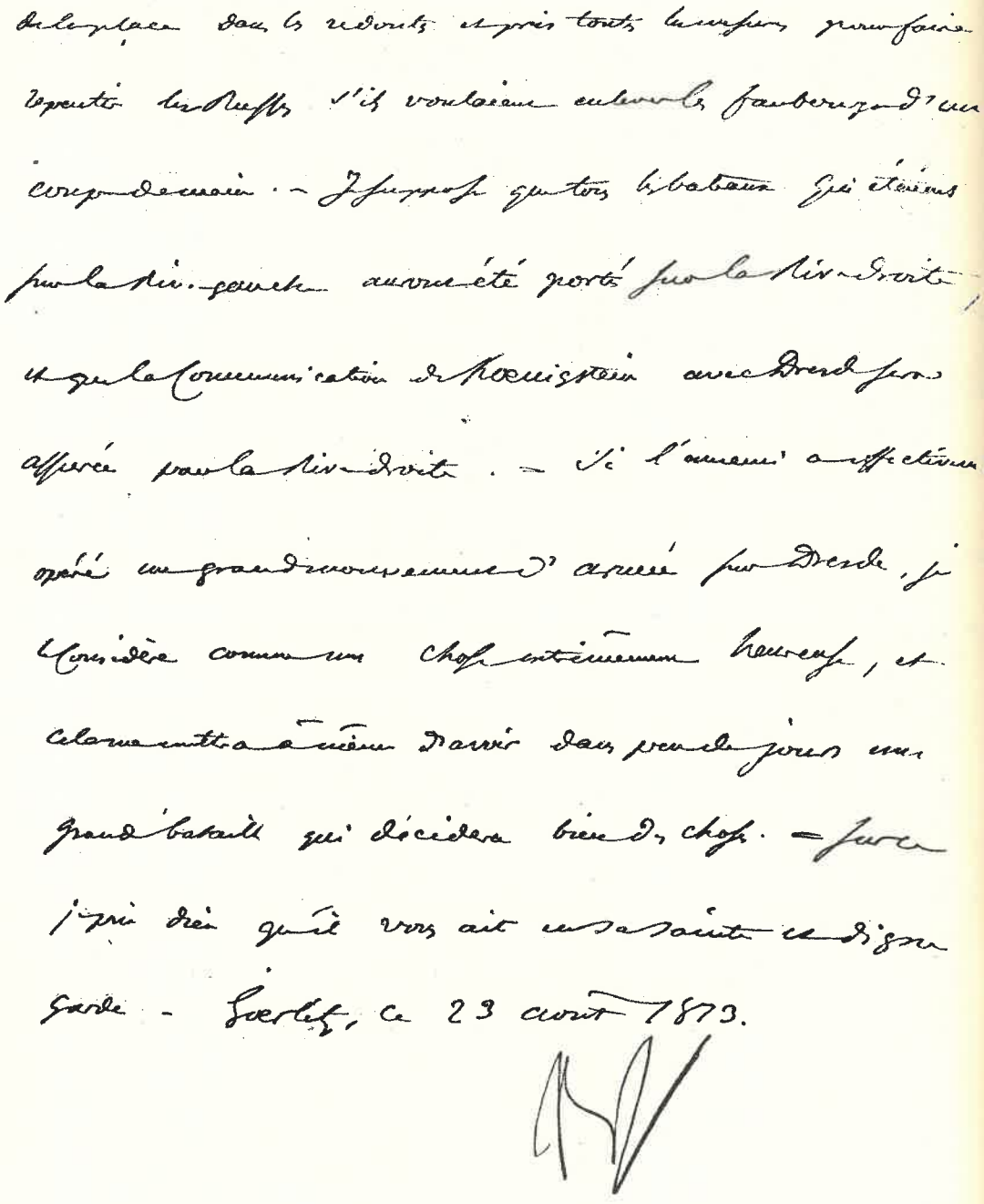


FAKSIMILE EINES BRIEFES VON NAPOLEON AN DEN MARSCHALL ST. CYR, AUS GÖRLITZ VOM 23. AUGUST 1813

schöpfen sich Athleten und Zuschauer — genau wie ehedem in Byzanz die »Roten« und »Blauen« — fast bis zu Tode; und gewiß werden wir auch noch den alten klassischen Ruf: »Ave, Cäsar, morituri te salutant« erleben . . . Aber wie im einzelnen Menschenleben der Tod dem neuen Leben

zurück=

gedrängt werden zugunsten der Idee des Dienstes am größeren Ganzen, an der überwölbenden Idee. Der Staat ist gewiß eine Notwendigkeit. Ohne die feste Form, die er den durch= und gegen= einanderwirkenden Interessen und Leidenschaften gibt, ist kein Gemeinschaftsleben möglich. Allein diejenigen, die geneigt sind, aus ihrer Staatsgläubigkeit eine neue (verkappte) Religion zu machen, die die Öffentlichkeit einseitig im Sinne einer alles aufsaugenden Staatlichkeit zu erziehen versuchen, seien darauf hingewiesen, daß vor dem Staat und über ihm Werte stehen, denen er nicht sein Maß aufz
rechte Ordnungs= unc
abendländischen Gesa
als eine juristisch=orga
uns zu Wegbereitern ei



que vous n'ayez fait partir la plus grande partie de l'artillerie de la place dans les redoutes et pris toutes les mesures pour faire repentir les Russes s'ils voulaient enlever les faubourgs d'un coup de main. — Je suppose que tous les bateaux qui étaient sur la Riv. gauche auront été portés sur la Riv. droite, et que la Communication de Koenigstein avec Dresde sera assurée par la Riv. droite. — Si l'ennemi a effectivement opéré un grand mouvement d'armée sur Dresde, je le considère comme une chose extrêmement heureuse, et cela me mettra à même d'avoir dans peu de jours une grande bataille qui décidera bien des choses. — Sur ce je prie dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde. — Goerlitz, ce 23 août 1813.

DER KOMMENDE KULTURZYKLUS. RUSSISCH ODER AMERIKANISCH? SLAWEN AUS ASIEN ODER INDIANER AUS AMERIKA?

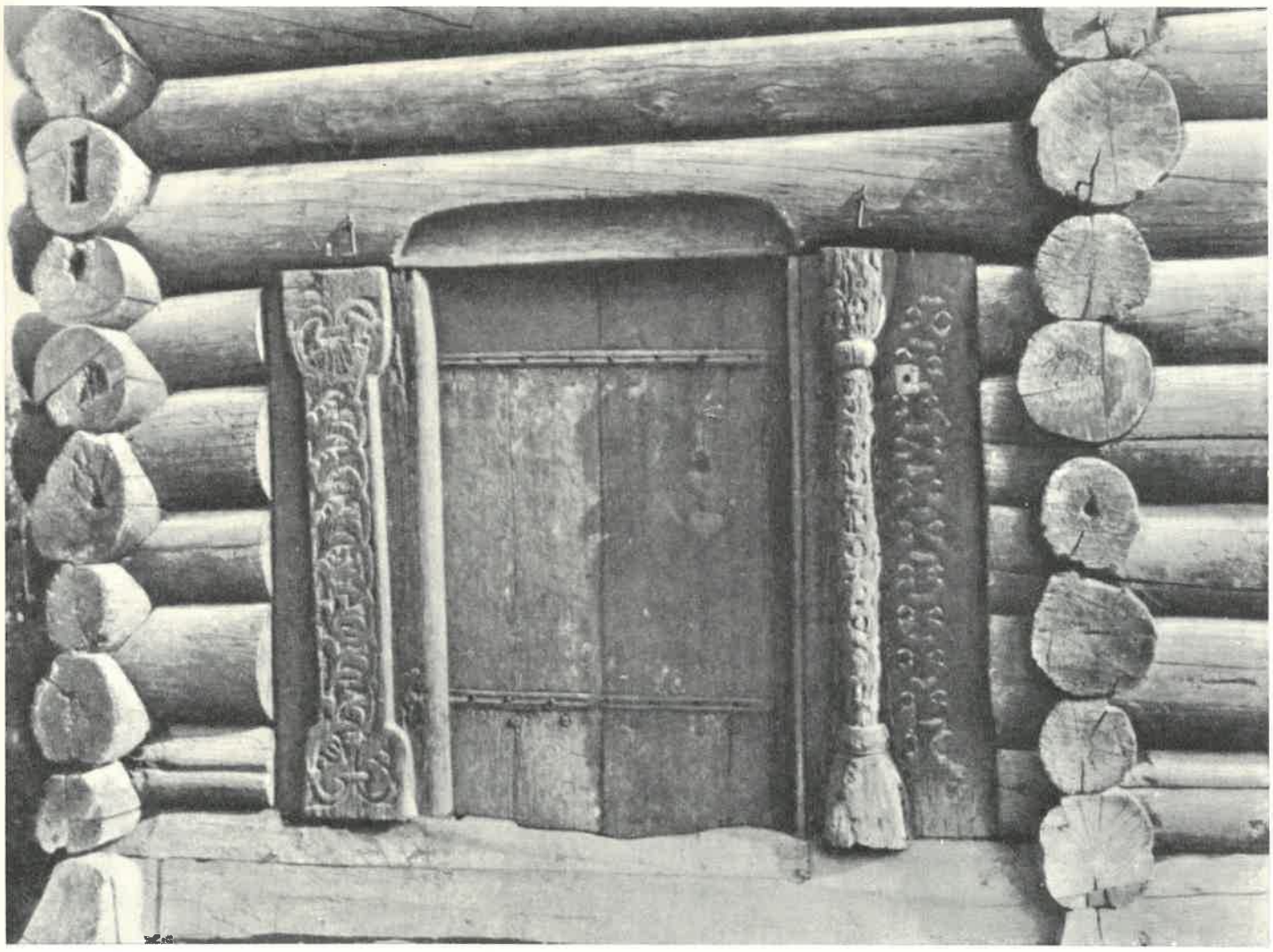
Ernesto Quesada-Buenos Aires.

Mit einem der größten Denker Deutschlands, mit Oswald Spengler und seinem genialen »Untergang des Abendlandes«, mag man ganz, teilweise oder gar nicht einverstanden sein: jedenfalls aber wird man gezwungen, über seine Anschauung der werdenden und vergehenden Kulturzyklen nachzudenken; leuchtet sein Buch doch wie ein mächtiger Scheinwerfer in die verborgensten Winkel der Vergangenheit und Gegenwart. Die Tatsache selbst, daß wir in diesem Augenblick den Übergang von einem sichtlich seiner Erschöpfung nahen Kulturzyklus zu einem neuen, uns noch verhüllten, erleben, steht m. E. außer Frage. Möglicherweise kann dieser Übergang, wie zur Zeit des Verfalls der römischen Kultur, ein paar Jahrhunderte dauern; jedenfalls aber befinden wir uns bereits am Anfang dieser Periode. Was wir nicht ahnen können, ist, in welcher Richtung der kommende Kulturzyklus orientiert sein wird, ebensowenig wie die römische Welt des Untergangs der Antike irgendwelche Vorstellung von der Richtung der mittelalterlichen Gothik, mit ihren feudalen Einrichtungen und ihrer stark religiösen Färbung, haben konnte. Selbst ein Spengler, zweifelsohne der intuitivste Denker unserer Zeit im goetheschen Sinne, kann nicht Hellseher genug sein, um mit Sicherheit zu prophezeien, was noch im Schoße der Zeit verborgen ist. Spengler macht allerdings kein Hehl aus seiner Sympathie für die kulturellen Möglichkeiten der noch jungfräulichen Seele der slawisch-russischen Völker. Eifrige Spenglerianer stellen sich also möglicherweise den nächsten Kulturzyklus stark mystisch, slawisch-asiatisch vor, d. h., als ausgesprochene Reaktion gegen den übertrieben technischen Zug westeuropäischer Maschinenanbetung, als Auflehnung gegen die tyrannische Herrschaft des »Ingenieurwesens« in unserm Leben, in dem die materielle Seite des Fortschritts die seelische derart verdrängt, daß wir mehr für die Technik als für den Geist, mehr für die praktischen materiellen Anwendungen unserer Kenntnisse als für die geistige und seelische Klärung unseres Wissens leben. In der Tat hat unsere krankhafte Beschleunigungssucht, die nicht nur die Geschwindigkeit unserer Verkehrsmittel, sondern die unserer ganzen Existenz unablässig steigert, etwas von einem Opelschen Raketenauto an sich — (hoffentlich ohne einen unerwarteten Knall, wie den in Hannover!). Wir sind in der Industrialisierung der Menschheit in diesem Maschinenzeitalter schon von der Dampfkraftepoche, mit ihrem Gewimmel von proletarisierten Arbeitermengen, zur Elektrizitäts-Epoche emporgerückt, mit ihrer Proletarisierung der bürgerlichen Mittelklassen. Schließlich wird alles nur noch mechanisch erzeugt, mit ungeheuren Kraftzentralen allenthalben und mit Maschinen aller Art, die von Menschen nur noch kontrolliert werden wie eine Art von modernem Spuk . . . Schon heute hat man diesen Eindruck, beispielsweise in den großartigen Anlagen des Panamakanals, wo sich in der Tat fast alles ohne Menschen bewegt, was dem Ganzen etwas Gespensterhaftes verleiht. — Der kommende Zyklus wird vermutlich mit dem ganzen Technik- und Ingenieurwesen wieder »tabula rasa« machen; manche stolze Erfindung der Gegenwart wird wieder verschwinden, und die »Menschheit«, d. h. unsere »Menschheit« der arischen, der weißen Rasse, in der verschiedene Pigmentierungen vertreten sind — wird sich eine Zeit der Brache gönnen müssen. Sie wird das heute Errungene vergessen, wie die Menschen aller vergangenen Kulturen das Ihrige vergessen haben. — Der »faustische« Kulturzyklus erschöpft sich wie der antike in einem übertriebenen Körperkult; man beachte unsere Überschätzung des Sports in allen Formen, zum großen Teil schon rein professionell betrieben, mit riesigen Stadien in allen Ländern, mit einer eigenen Presse, einen gewaltigen Teil des ganzen öffentlichen und privaten Lebens beherrschend, mit Meisterschaftsboxern — wie die römischen Gladiatoren — und mit brutalen Fußballmatches vor hunderttausenden von wettenden Zuschauern wie im römischen Zirkus, kurz: mit der buchstäblichen Wiederholung des klassischen »Panem et Circenses«. Bei unsern heutigen olympischen Spielen erschöpfen sich Athleten und Zuschauer — genau wie ehedem in Byzanz die »Roten« und »Blauen« — fast bis zu Tode; und gewiß werden wir auch noch den alten klassischen Ruf: »Ave, Cäsar, morituri te salutant« erleben . . . Aber wie im einzelnen Menschenleben der Tod dem neuen Leben

Raum schafft, so entspringt dem ausgelebten Kulturzyklus der neue, aufsteigende, um von neuem die gleichen Formen von Kindheit, Pubertät, Mannheit und Greisentum zu durchlaufen, bis er — nach einer durchschnittlichen Existenz von etwa einem Jahrtausend, wie der Mensch nach seiner mehr oder weniger achtzigjährigen — sterben muß, um wiederum Platz zu machen für das jüngstgeborene Kind: den folgenden Kulturzyklus . . .

Nach Spengler sollte man, wie gesagt, annehmen, daß das zur Zeit erwartete »Kind« slawischer Färbung sein würde. Hier nun aber bin ich, meiner tiefen Verehrung für den großen Denker unbeschadet, anderer Auffassung. — Ich glaube, daß der neue Zyklus nicht slawisch, sondern amerikanisch-indianisch gefärbt sein wird, so sonderbar dem Durchschnittseuropäer eine solche Behauptung klingen mag. Zunächst hat, m. E., die Menschheit ihre Entwicklung in den verschiedensten Kulturzyklen nie von West nach Ost, sondern bislang stets von Ost nach West orientiert. Von Asien wanderte sie langsam nach Kleinasien, Nord-Afrika, Mittelmeer, Europa, Amerika: nie umgekehrt. Eine slawische Orientierung würde eine Umkehrung von Europa nach Asien bedeuten. Ferner hat die heutige westeuropäische Kulturrichtung in Nordamerika, und zwar in den Vereinigten Staaten, ihren Kulminationspunkt erreicht, so sehr, daß der in diesem Sinne durchaus irrige Ausdruck »Amerikanisierung der Welt« — mit seinen typischen Begriffen von »the biggest«, »the newest«, »the most expensive« (und manche fügen hinzu: »the ugliest«), — im Augenblick nur zu berechtigt erscheint. Aber in dem Erdteil Amerika, hinter den dollarschweren imperialistischen Yankees, die sogar das Wort »Amerika« derart monopolisiert haben, als ob sie allein dort lebten, als ob es außer den Einwohnern der U. S. A. (selbst doch nur eines der vielen Länder des Doppelkontinents, und nicht einmal das größte!) keine andern Amerikaner gäbe! — hinter dieser lauten Menge schlummert eine andere, fast unbekannte, schweigende Menschheit: die wirklich amerikanische — die indianische! Einzelne ihrer Völker besaßen bereits vor der »Entdeckung« Amerikas hochentwickelte Kulturen, zum Teil glänzender als viele der gleichzeitigen europäischen, von denen eine — die der Mayaquiché — ihren Höhepunkt offenbar sogar schon überschritten hatte und sich in Verfall befand. Im großen ganzen aber standen sie — wie die Inkakultur — erst in der Entwicklung, als sie durch die spanische Eroberung brutal erdrosselt wurden. Die damalige amerikanische Kulturmenschheit — von der Pueblokultur Nordamerikas über Mexiko, Zentralamerika, Peru bis zur Diazuitakultur im Nordwesten des heutigen Argentinien — wurde nicht vom Greisentum, wie die Ägypter, sondern mitten aus der vollen Entwicklung heraus in die Brache eines jahrhundertelangen Fellachentums geworfen. Aber infolgedessen lebten ihre seelischen Eigenschaftten — schlummernd, zutiefst in der Seele verschlossen und nur rein äußerlich von der europäischen Kultur berührt — weiter. . . . Diese Indianerstämme nun stellen ein riesiges Menschenreservoir dar, von physischen und psychischen Eigenschaften weit über den russischen Muschik hinaus. Sie haben, nach so vielen Jahrhunderten verfrühter, erzwungener Brache, ihre Jungfräulichkeit wieder hergestellt und sind fast unberührt von der Zersetzung der niedergehenden westeuropäischen Kultur. Im Gleichnis des klassischen Dichters: dem Läufer, der die Fackel der Kultur dem nächsten weiterreicht, wird der jetzige Träger — der Europäer, von Osten kommend — die klassische Leuchte dem Amerikaindianer — im Westen — reichen müssen, und der Lauf der Menschheit wird sich ununterbrochen fortsetzen!

Ich gebe mir durchaus klare Rechenschaft davon, daß diese These sowohl die Gelehrtenwelt, die Fachwissenschaftler der Universitäten, wie das gebildete Publikum im allgemeinen verblüffen muß. Vielleicht wird mancher sogar glauben, ich schlüge ein exotisches Tamtam, um die Aufmerksamkeit selbst des Gleichgültigen, des »man in the street«, zu erwecken. In Wirklichkeit drücke ich nur zum erstenmal eine Überzeugung aus, die sich sehr langsam bei mir gebildet hat, einesteils als Resultat des Studiums in meiner Bibliothek, einer über 80000 Bände starken Bücherei, in der ich fast alle Werke über amerikanische Fragen gesammelt habe; andernteils als Resultat ausgedehnter Reisen durch alle Gegenden Amerikas, bei denen ich nicht nur die verschiedenen Stätten präkolumbischer Kulturen »in situ«, sondern auch diejenigen Punkte des Erdteils studierte, an denen sich andere Stämme noch ohne Kulturen (wenigstens im Vergleich zu denen der Mayaquiché, der Azteken, Muiska, Inka etc., um nur die bekanntesten zu erwähnen) entwickelten. Ich rechne also zu dem erwähnten Menschenreservoir auch diejenigen Indianerstämme, die noch



EINGANG ZUR WOHNSTÄTTE EINES HÄUPTLINGS DER SAGA-ZEIT
(Rauland, Norwegen, 13. Jahrhundert).

noch

ein rein jungfräuliches Element darstellen, und die nicht zu der Minderheit der Nachkommen ehemals hochkultivierter Rassen des amerikanischen Kontinents gehören.
An dieser Stelle muß eine interessante Eigentümlichkeit der kulturellen Entwicklung Amerikas betont werden. Im allgemeinen — und das wurde bis vor kurzem als eine soziologische Regel betrachtet — entwickelten sich Kulturen stets in der Richtung der Mindestexistenz, d. h. an den fruchtbaren Ufern von Meeren oder Flüssen. Zum Beispiel: im Euphrattal in Asien; im Nildelta in Afrika; am Ägäischen Meer in Europa u. s. f. In Amerika gilt die entgegengesetzte Regel. Die Kulturen entwickelten sich vorzugsweise unter dem ungünstigsten geographischen Faktor: auf den Hochplateaus der Anden — wie die Tihuanacakultur um den Titicacasee, 3800 Meter überm Meer; die Inkakultur in den Höhen von Cuzco; die Mayakultur auf dem Hochplateau von Guatemala; die Aztekenkultur auf den Hochflächen von Tenochtitlan u. s. w. In den fruchtbaren Ebenen der atlantischen Küste hingegen blieben die einheimischen Stämme kulturell unentwickelt. Die präkolumbischen Kulturen Amerikas bedeuteten also einen Sieg der Menschen über die Natur; eben das gibt ihren Ruinen jenen eigenartig großartigen Charakter, der noch heute die Bewunderung der Forscher erregt. Dem monumentalen Zug dieser Reste — z. B. der großen Mayastädte Zentralamerikas, der Tempelruinen um und im Titicacasee, der mächtigen Bergbefestigungen der Inka — gesellt sich eine entwickelte, zum Teil so kompliziert-symbolisch zusammengesetzte Ornamentik, wie sie nur von Gesellschaften in kulturellem Aufstieg erzeugt werden konnten. Die Kunst wird stets und mit Recht als die höchste Blüte einer Kultur betrachtet. Zum mindesten die Kunstfertigkeiten der präkolumbischen Kulturen Amerikas aber standen z. T. so hoch, daß von Cortez an Karl V. gesandte mexikanische, sowie von Pizarro nach Spanien gesandte peruanische Juwelen in Europa die allergrößte Bewunderung hervorriefen: waren sie doch zum Teil weit feiner gearbeitet als die europäischen! Völker, die mit solchen Erzeugnissen aufzuwarten hatten, standen unbestreitbar bereits auf einer beachtenswerten Kulturstufe. Ihr Gesellschaftsstand war indessen von Grund auf andersartig orientiert als der europäische. Die »Conquistadores« — als echte Untertanen des großen Karl V. nicht nur Spanier, sondern ein Gemisch aus fast allen Ländern Europas — verstanden von dieser typisch amerikanischen Gesellschaftsordnung keinen Deut: die ganze politische und intellektuelle Welt Amerikas war und blieb ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Die politischen Zustände beurteilten sie — völlig irrig — nach europäischen Maßstäben; den religiösen und sozialen setzten sie, mit dem ganzen Eifer der damaligen Epoche der Reformationskämpfe, den starren Fanatismus katholischer Orden entgegen, zerstörten alles, was sie nicht verstanden, als teuflische Werke der Ketzerei, sahen in allen Kunstgegenständen nur heidnische Ideale. Priester und Missionare vernichteten in Mexiko und Peru, den beiden damals höchst entwickelten der präkolumbischen Kulturen, alles was sie erreichen konnten; Soldaten und Beamte wetteiferten in diesem Zerstörungswerk, um den oft sehr hohen Gold- und Silberwert dieser sogenannten heidnischen Greuel an sich zu bringen. So ungeheuer viel wurde in der ersten Zeit vernichtet, daß man sich nur wundern kann, wenn überhaupt noch etwas übrig blieb — sei es, weil die Bevölkerung instinktiv etwas zu retten suchte, sei es, weil die Eroberung Amerikas mit der Zeit ruhigere Formen annahm und Vizekönige und »Kapitanes Generales« der Krone Spaniens die Dinge zum Teil anders auffaßten. Die indianische Bevölkerung indessen, die ihre sozialen und politischen Gesellschaften in Form von Agrarstaaten, zum Teil — wie im Inkareich — mit ausgeprägtem Staatssozialismus gebildet hatten, (einer Art Muster für Sowjetrußland »avant la lettre«: es würde Lenin viel Kopfzerbrechen und sein Fiasko der »Nep« erspart haben, wenn er es gekannt hätte!) diese indianischen Bevölkerungen wurden von den Spaniern aus ihren landwirtschaftlichen Betrieben herausgerissen und in die berüchtigten Hochgebirgsminen geschleppt, wo sie zwar den Eroberern bergeweis die gierig gesuchten edlen Metalle verschafften, selbst aber wie die Fliegen starben. Ihre hoch entwickelten, auf gemeinsamer Arbeit aufgebauten landwirtschaftlichen Betriebe, zum Teil — wie beispielsweise in Peru — nur durch verblüffend großartige künstliche Bewässerungsanlagen ermöglicht, wurden derweil vernachlässigt und verkamen. Die ganze, sehr eigenartige soziale Ordnung wurde gesprengt; die obere Leitung dieser Staatssozialismen, beispielsweise die mustergültige Beamtenschaft der Inka, verschwand von heute auf morgen. Die Bevölkerung, an weitestgehende soziale Fürsorge gewöhnt, blieb ohne die gewohnten Führer ratlos und

und

ließ sich, wie die »moutons de Panurge« in sogenannte »encomiendas« aufteilen, nach Art von Leibeigenen und Hörigen. Es muß nun besonders betont werden, daß es sich bei den präkolumbischen Kulturen noch um unvollendete, noch nicht voll zur Entfaltung gelangte Entwicklungen handelt, die von der spanischen Überrumpelung recht eigentlich im besten Alter erdrosselt wurden, also bevor sie die Eigenschaften ihres »Mannesalters« erreicht hatten. Etwa, wie wenn ein Mann zwischen zwanzig und dreißig durch einen Straßenräuber niedergeschlagen wird. Mitten aus vielversprechenden Entwicklungen heraus wurden diese amerikanischen Rassen in den Zustand einer kaum verhüllten Sklaverei geworfen. Denn wenn ihnen auch der Buchstabe des Gesetzes — der berühmten»Leyes de Indias« — verhältnismäßig günstig war: die Praxis in der Anwendung dieser Gesetze war katastrophal! Es entwickelte sich infolgedessen bei diesen Rassen eine eigentümliche Resignation: eine absolute Schweigsamkeit, die Gewohnheit, das ganze innere Leben hinter einer starren Maske der Gleichgültigkeit, ja der völligen Gefühllosigkeit zu verbergen. Hinter dieser Maske indessen lebte die Tradition der Vorfahren stumm, verbissen, hartnäckig weiter. Diese Leute wurden getauft und kamen unter die Doppelherrschaft von Kirche und Staat. Aber inwendig blieben sie, hinter den nie wirklich begriffenen christlichen Formen, treue Nachkommen ihrer Ahnen, mit ihren Traditionen und Idealen, immer in der Erwartung einer Wiedergeburt ihrer eigenen alten Kultur. Das für sie exotische europäische Leben glitt und gleitet über sie weg wie Regen über eine Glasplatte. Innerlich stehen sie dem allen fremd und eher feindlich gegenüber. Und so kommt es, daß von den ca. 130 Millionen Lateinamerikas noch heute etwa 100 Millionen mehr oder weniger reine Indianer sind, für die die äußere Kruste der unterschiedlichen Staatsformen noch genau so exotisch ist wie am ersten Tage der Eroberung.... Diese 100 Millionen Menschen warten geduldig auf ihre Wiedergeburt. Sie haben schon vier Jahrhunderte gewartet. Die Zeit spielt für sie keine Rolle. Sie sind überzeugt, daß ihr Augenblick kommen wird und sie haben keine Eile: in dieser, in der nächsten oder in einer späteren Generation werden sie schon an die Reihe kommen. Eben aus diesem Grunde sind sie von Segen oder Fluch der westeuropäischen Kultur gleicherweise innerlich unberührt geblieben — deren Höhepunkte wie deren Niedergang bedeuten für sie nichts. In dieser Hinsicht sind sie noch durchaus jungfräulich.

Die heutigen »zivilisierten« Republiken Amerikas — die angelsächsische wie die spanischen, die portugiesischen wie die französischen — haben alle den gleichen Fehler begangen: sie haben die einheimische indianische Bevölkerung systematisch zu vernichten gesucht oder aber sie ohne alle Schulbildung gelassen. Natürlich gibt es individuelle Ausnahmen: eine ganze Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten der verschiedenen lateinamerikanischen Republiken hatten und haben reines Indianerblut. Aber diese Ausnahmen bestätigen die Regel. Sie beweisen nur, daß die roten Rassen ebenso intelligent sind wie die weißen und daß sie bei guter Schulbildung genau das Gleiche leisten. — Die Angelsachsen in den Vereinigten Staaten haben sich prinzipiell nicht mit Andersfarbigen gemischt. Sie haben von Anfang an versucht, die unbequemen Indianerstämme durch Alkohol und andere »unschuldige« Genußmittel auszurotten. Später änderten sie diese Politik, aber nur, um die Reste der Indianer in sogenannten »reservations« zusammenzupferchen, streng von der weißen Bevölkerung getrennt. Diese Reste, wenn auch im Verhältnis zur andern Einwohnerschaft gering an Zahl, haben sich seither dennoch wieder vermehrt, da sie dem Malthusianismus weniger huldigen als ihre weißen Nachbarn, deren Geburtenziffer ständig fällt. Auch sind sie wohlhabender geworden: das Verbot, ihre »reservations« zu verkaufen, sichert ihnen tüchtige Pachtsummen. Sie sind durchaus stolz auf ihre Rasse, haben wenig Neigung, sich mit Weißen zu mischen, halten ihre Traditionen hoch und betrachten sich nicht als Bürger der U. S. A., sondern als unabhängige amerikanische Indianerstämme. Diese angelsächsische Politik der »weißen Rasse«, bei gleichzeitigem Zusammenleben mit andersfarbigen Rassen, die wie Fremdkörper in der Nation wirken müssen, bedeutet für die heute so stolzen Yankee's einen wahren Krebs — ein fast unlösbares Problem für die nächste Zukunft. Die Geburtenziffer der andersfarbigen Rassen im Lande — in erster Linie der Neger afrikanischen Bluts, dann aber auch der Gelben und Braunen: Japaner, Chinesen und anderer Asiaten, der Polinesier von Hawai, Samoa etc.; ferner der niederen Bevölkerungsschicht in den ehemalig mexikanischen Provinzen und schließlich der roten Indianer-

stämme der »reservations« — wächst in einer Weise an, daß das Problem nur allzu bald akut werden wird; akuter als der »irische Krebs« es plötzlich für England wurde.

In Lateinamerika war die soziologische Orientierung die ganz entgegengesetzte: vom ersten Augenblick an hat die spanische Krone die Mischung mit den Einheimischen gefördert. Zu Anfang kamen vorwiegend Soldaten ohne Frauen, die indianische Weiber nahmen. In der Folge versammelte das System der »encomienda's« die Hörigen automatisch um die weißen »encomenderes«, die Herren, und bildete auf diese Weise den Kern der späteren Städte, Dörfer und Niederlassungen jeder Art. Daraus entstand eine zahlreiche Mischlingsrasse, die heute das »Volk« der verschiedenen lateinamerikanischen Republiken bildet. Wenn in diesen Republiken die indianischen Rassen nicht die gleiche Schulbildung wie die andern Schichten der Bevölkerungsgenossen haben, so liegt es nicht — wie in den Vereinigten Staaten — an einer bestimmten Absicht oder Rassenpolitik, sondern an schierer Nachlässigkeit, oder daran, daß in dem betreffenden Lande das Schulwesen überhaupt stiefmütterlich behandelt wird. Denn selbstverständlich hängt die Lage der verschiedenen Rassen Lateinamerikas vom Zustande der einzelnen Länder ab. Es gibt Republiken, wie z. B. Uruguay, wo das indianische Blut tatsächlich keinerlei Bedeutung hat, ja fast buchstäblich verschwunden ist; andere, wie z. B. Chile, wo die niederen Schichten der Bevölkerung, die »rotos«, fast rein araukanisch sind, oder Paraguay mit seiner Guaranibevölkerung, Bolivien mit fast 95% reinrassiger Aymara oder Keshua, die mit den mehr oder minder weißen führenden Klassen noch im Verhältnis der »pongeaje« stehen, einer Art Leibeigenschaft, (so sehr, daß man in den Zeitungen Inserate lesen kann über das »Vermieten eines Pongo«!) oder aber, wie in andern südamerikanischen Ländern, in denen unter der eigenartigen Form der sogenannten »Concertaje« noch ein merkwürdiges Überbleibsel der kolonialen »encomienda's« besteht, wie in Peru, Ecuador u. s. w.

Die jahrhundertelange Mischung von Rassen auf amerikanischem Boden zeigt ein interessantes soziologisches Phänomen: nämlich die außerordentliche Prägungskraft der »mütterlichen Landschaft« — wie Spengler den geographischen Faktor so treffend charakterisiert. Alle diese Rassen, ob einheimisch oder eingewandert, ob gemischt oder rein, nehmen mit der Zeit den Typ der ursprünglichen, der »roten« Rasse an, so sehr, daß es schon nach wenigen Generationen oft schwer ist, auf den ersten Blick die Pigmentierung der ursprünglichen Rassen festzustellen. Selbst bei den Mischungen rein weißer Einwanderung, wie in den Vereinigten Staaten, hat diese Kraft des amerikanischen Bodens während des 19. Jahrhunderts einen durchaus »amerikanischen« Typ geprägt!

Aber die Indianer Amerikas, zurückgedrängt und schlecht behandelt, haben überdies — etwa wie die Juden Europas, durch die Ghettoabsperrung von der übrigen Bevölkerung getrennt, ihre besondere physische und psychische Maske entwickelten — eine starre, undurchdringliche Maske angenommen: äußerlich stumm, respektvoll, beherrscht, auch wenn sie innerlich vielleicht vor Wut kochen, demütig, ja unterwürfig, auch wenn ihnen schon die volle Revolution in den Knochen sitzt. Das macht ihre richtige Beurteilung außerordentlich schwierig. Die weißen Minderheiten, die fast überall das offizielle Leben der Republiken mit starker Indianerbevölkerung darstellen, sind für sie heute noch die alten »conquistadores«: geduldig aber zäh — wie die Juden — warten die Indianer auf ihre Stunde, auf den Tag, an dem sie die Bedrücker abschütteln, die für sie das ewig Fremde, ja das Feindliche schlechthin bedeuten. Dabei sind die Indianer — diesmal nicht wie die Juden — außerordentlich unabhängig von Geld und Gelddenken; ihre sehr alten sozialen, eher kommunistischen Begriffe, zielen nicht auf Privateigentum. Man kann sie — nach dem argentinischen Sprichwort — zwar bezahlen, aber nicht kaufen.«

Ein derartiger Zustand kann nicht ewig dauern. Und lateinamerikanische Denker — wie Valcarcel in Peru, Tamayo in Bolivien, Gami in Mexiko usw. — betonen bereits nachdrücklich, daß eine Umwandlung der Lage unerläßlich sei. In der Tat hat diese Umwandlung — z. B. in Mexiko — bereits angefangen: seit der Revolution Maderos haben die politischen Führer dort die Forderungen der indianischen Massen (des »Kanonenfutters«) auf Evolution anerkennen müssen. In jüngster Zeit, während der Präsidentschaften von Obregon und Calles, hat die mexikanische Regierung das Werk der Erziehung der Indianer kraftvoll in die Hand genommen. In wenigen Jahren hat man tausende von Schulen nur für Indianer — »la Casa del estudieante indigena: el systema de escuelas

escuelas

rurales« ins Leben gerufen, und schon zeigt sich, daß die Indianerjugend vielleicht intelligenter, wissensdurstiger und lerneifriger ist als der weiße Nachwuchs der Nation. Die mexikanischen Politiker haben mit diesem Schritt die einzig richtige Lösung des Problems gefunden: wenn die ca. 20 Millionen mexikanischer Indianer durch die Schulen gegangen sind — was eine Sache weniger Jahre ist — so wird Mexiko seine größte soziologische Evolution fertiggebracht haben! Und sie wird um so nachhaltiger sein, als man neben der Schulbildung auch die wirtschaftliche Lage der Indianerbevölkerung zu heben sucht, und zwar durch die Wiederherstellung der landesbürtigen »calpulli«, der präkolumbianischen Zelle mexikanischer Gesellschaftsordnung und durch gleichzeitige Verteilung von Land unter Aufhebung der weiland spanischen Latifundien. Das völlige Erwachen der Indianerrassen wird dem Lande seine ganz bestimmte Orientierung geben, eine Richtung, die man z. Z. von Porfirio Diaz — allerdings vergebens — erwartete. Nunmehr, im 20. Jahrhundert, scheinen Calles und seine Parteigenossen den Gedanken zu verwirklichen.... Wenn die übrigen ca. 20 Republiken, dem mexikanischen Beispiel folgend, die regelrechte Schulbildung der Indianer energisch in die Hand nehmen, oder aber die Indianer — wie z. B. in der peruanischen Provinz Puno — selber anfangen, eigene Schulen einzurichten, so bedeutet das eine ganz unabsehbare Evolution. Wo aber die Regierungen der Republiken blind genug sind, sich dieser Evolution auf friedlichem Wege zu verschließen, wird das Erwachen der roten Rasse trotzdem nicht zu verhindern sein; nur wird die zurückgestaute Kraft dann vermutlich in Revolutionen explodieren. —

Es ist ein eigentümliches Schauspiel, im Erwachen dieser beiden Rassen, der slawisch-russischen und der amerika-indianischen — in diesem Stadium des »Untergang des Abendlandes« — gleichzeitig in zwei Erdteilen dasselbe Phänomen zu beobachten. Der Mushik in Rußland wie der Indianer Amerikas scheinen aus jahrhundertelanger dumpfer Apathie zu erwachen. Und der Soziologe bemüht sich vergebens, zu erkunden, welcher von beiden den müde gewordenen Händen des jetzigen weißen Trägers die Fackel der Kultur zu entreißen bestimmt ist.

Der Begriff »rote Rasse« ist natürlich im Grunde künstlich, wie die Einteilung der Menschheit nach der Pigmentierung und der Begriff »Rasse« überhaupt: es gibt heutzutage keine wirklich reine Rasse mehr, trotz Gobineau und Chamberlain. Aber das Erwachen von 100 Millionen amerikanischer Indianer — zunächst der Nachkommen der alten präkolumbischen Kulturvölker, dann derer, die bis jetzt nach unseren Begriffen »unkultiviert« waren, und schließlich der sogenannten »wilden« Stämme (Material genug für eine Menschenwalze, etwa wie die germanische der Völkerwanderung) — kann unmöglich ohne weittragende Wirkung bleiben, um so weniger als diese Rassen, wie gesagt, von den Niedergangserscheinungen des jetzigen — abendländischen — Kulturzyklus kaum berührt und zum großen Teil noch von unverbrauchter Energie sind. In welcher Form sich dieses Erwachen auswirken wird, das ist natürlich unmöglich vorher zu wissen! Der größte Soziologe, der tiefste Denker können da keine zuverlässige Diagnose stellen — die Intuition versagt: wir sind hier, im soziologischen Problem, beim »Urphänomen« Goethes angelangt. Hypothesen haben wenig Zweck. Das Einzige, was mit Sicherheit festzustellen ist: daß die Gärung bereits eingesetzt. —

Der Teig der heutigen Menschen braucht einen neuen Gärstoff. — Wird die rote Rasse die Rolle dieser Hefe spielen? Werden uns vielleicht, jenseits von Slawen und Indianern, die amerikanischen Neger Überraschungen bereiten? — Nachdem sie allein in den U. S. A. bereits auf 14 Millionen angewachsen sind, alle Tage wohlhabender und gebildeter werden, und nachdem wir im Punkte der Musik wenigstens bereits in ihrem Fahrwasser schwimmen? —

Welches Element der Menschheit wird die benötigte Hefe liefern? Das slawische, wie Spengler glaubt? Das einheimisch-amerikanische, wie lateinamerikanische Autoren prophezeien? — Es ist das interessanteste soziologische Problem der Gegenwart, so interessant und so weltweit, daß in einem kurzen Aufsatz selbst die wichtigsten Punkte kaum gestreift werden können. Sie auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln, müßte man Bände schreiben und ein riesiges Material heranbringen. Mein Zweck an dieser Stelle war nur, die Frage selbst aufzuwerfen: Verbum sat!

ANTRITTSREDE STRESEMANNS

IN DEN VÖLKERBUND (1926)

ERWIDERUNG BRIANDS

A NEW PHASE OF PACIFISM

George Glasgow-London.

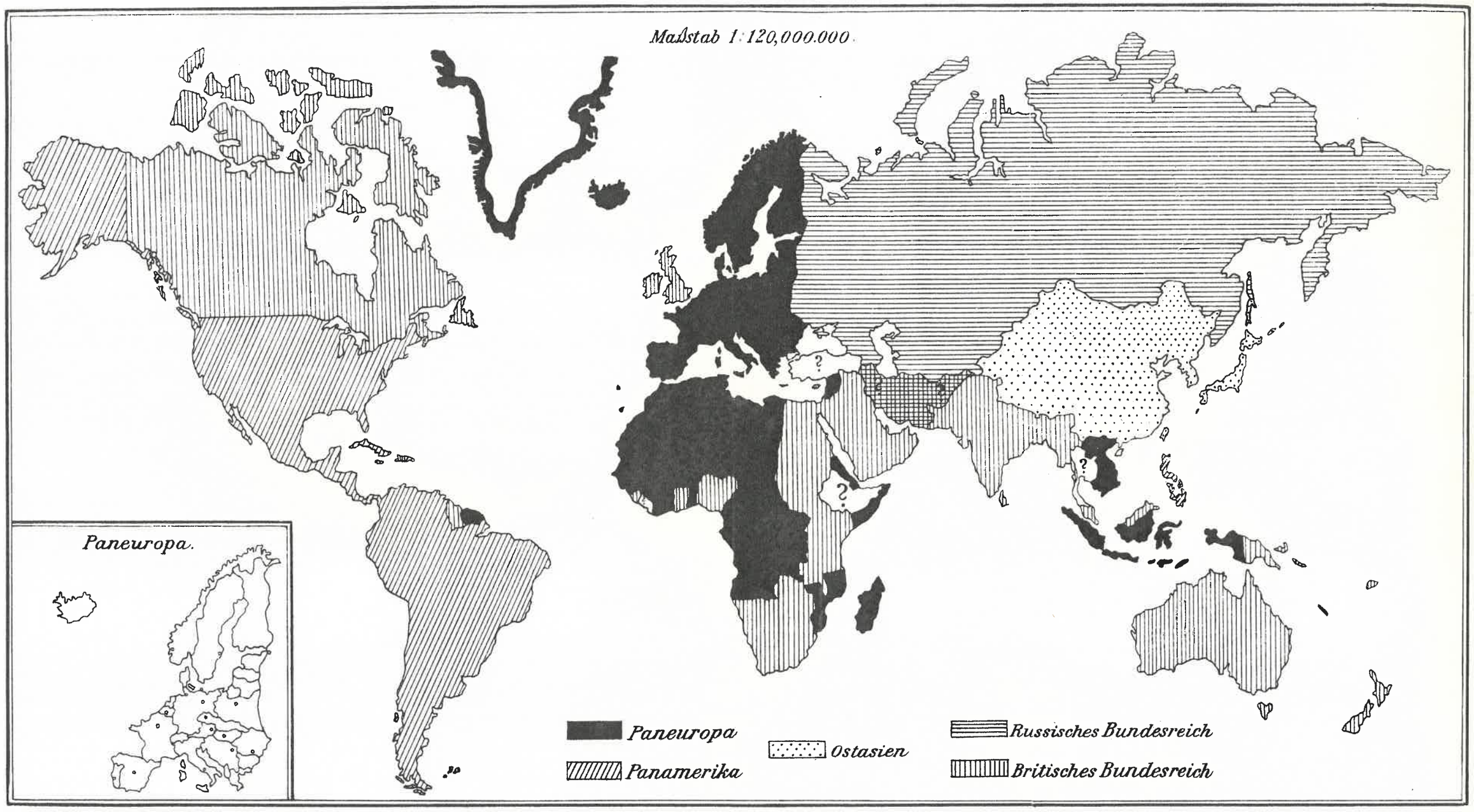
George Glasgow ist der Verfasser der Bücher »From Dawes to Locarno«, »Mac Donald as a Diplomatist« sowie anderer Werke über moderne Diplomatie. Er ist der diplomatische Mitarbeiter der »Contemporary Review«, des »Observer« und gilt als einer der am besten informierten politischen Schriftsteller Englands. Seine Ausführungen verdienen besondere Beachtung, weil sie durchaus sachlich-politisch fundiert sind.

The interesting new thing in political philosophy that has arisen since the Great War is that the problem of organizing peace on earth and good will among men has not only entered upon its final, that is its international, stage but has already led to substantial constructive work. The world, with the possible exception of China and Mexico, has already developed beyond the era of civil war. The normal person, even in Europe, which is one of the most uncivilised continents in the world, no longer regards war as a reasonable method of settling disputes between sections of one and the same nation. In Great Britain the days when Scotland and England made war on each other are a historical curiosity. The days when Lancashire and Yorkshire engaged in internecine conflict are historically still more grotesque. The more attractive and more sensible phase of rivalry between Lancashire and Yorkshire is now limited to the County Cricket championship. As Lord Carson observed soon after the war, the problem of maintaining peace is largely a problem of creating a fashion. He wisely observed that the importance of the League of Nations was that it might make peace among nations fashionable. It is the psychological assumption of peace that is more effective than technical arrangements for peace. The important thing is to establish a standard of international good form in which war is rigorously excluded as a possibility. In the post-war ten years we have seen the foundation of such a standard. The forty-odd signatories of the League Covenant "in order to promote international co-operation and to achieve international peace and security by the acceptance of obligations not to resort to war... agree to this Covenant..." The seven nations who met at Locarno "in order to seek by common agreement means for preserving their respective nations from the scourge of war and for providing for the peaceful settlement of disputes of every nature which might eventually arise between them..." undertook in their various treaties to settle their disputes by pacific instruments therein created, and by Article 2 of the Security Pact "Germany and Belgium, and also Germany and France, mutually undertake that they will in no case attack or invade each other or resort to war against each other." By the Kellogg treaty at least fifteen nations in the first instance and probably many more in the further instance, "persuaded that the time has come when a frank renunciation of war as an instrument of national policy should be made..." will categorically by the terms of the treaty undertake such a renunciation. At any rate most of the governments of the world, the most civilised, have been cumulatively protesting their pacifism. It seems reasonable to suppose that the first step towards living up to something is to have something to live up to. The success of the League and of Locarno and of the Kellogg Pact will be measured by the extent to which they lead to disarmament. The nations will disarm when they are no longer afraid of each other. Fear is the beginning and the end of war, of the militarism which leads to war, of the military discipline on which war depends for its conduct. It was a German Field-Marshal who made the sound and classic observation that Fear and Love are the two instruments by which the soldier must be governed, and that unfortunately Fear has to perform the lion's share. Fear is a hopeless motive from the start, and makes men produce the things they fear. Nations have spent their wealth and energies in training their citizens for war in self-defence: the only certain thing they have achieved has been war and catastrophe. In 1919 the man who repeated parrot-like the idiotic proverb "si vis pacem, para bellum" was set down simply as the idiot he was. In 1919 a British General made the popular emendation "si vis bellum, para bellum". Once a war is started, it is beyond the control of anybody to stop it at will. The Great War would have been stopped in 1916, when Germany made her first peace offer, if patriotism or common sense on either side had decided the issue. Millions of lives would have been saved, and much of the wreck of the European economic structure. Lord Lansdowne had the courage and the patriotism to be openly pacifist in 1916, because he realized that dead Englishmen are of less use to England

than live ones, and that a national debt of something like £2 000 000 000 with the prospect of an almost unbearable income tax were not, on their merits, desirable. The motive of those who reviled Lord Lansdowne was, of course, not evil. They said and believed that the German Government was insincere in its "peace offensive" of 1916, that Germany merely wanted to escape the threatened retribution. It is all too easy to admit the danger there was from the Allied Point obviam in ending the war in 1916, the danger, that is, of a renewed war on terms more favourable to Germany. But what was the actual alternative? Two more years of war, of the bloodiest war in history, the slaughter of a whole generation of English boys and the boys of other nations, and economic ruin all round. To avoid the risk of more war, what did men chose? They chose more war. As if a man, for fear of drowning, should throw himself into the sea for the precise purpose of drowning! Fear works odd things.

After the war many so-called Conservatives realized that their practise hardly tallied with their principles. As Conservatives it was their business to conserve what was best in the old order, to safeguard tradition in so far as it was a good tradition, to maintain peace and prosperity and to prevent bloody revolution. There are Conservatives, real Conservatives, consistently pursuing their admirable ends. They are few. They are one and all pacifists, of course. Most of the crowned heads of Europe, all the aristocracies belong to that category. The aristocrats and the uneducated labourers are alike in many ways, for extremes meet, and they are alike in having no interest in war, and no misguided feelings of patriotism about war. Both classes are insignificant both in number and in influence on affairs. It is the bourgeois, that vast mass of middleclass people, embracing everybody, except the bedrock labouring class and the blue aristocracy, that heterogeneous mosaic of conflicting tempers, conflicting ambitions, conflicting qualities — it is the bourgeois who rule the world, and who have been responsible for the political hell we have lived through. The Russian Lenin was original in this, that, being a bourgeois himself, he diagnosed the evil that is done by bourgeoisie of all countries, but being bourgeois, of course, he proceeded to act accordingly and to replace one hell by another.

The course of so-called "Conservatism" comes from those allimportant bourgeois of every trade and of every profession who give their support, as they think, to the Conservative party, and who never did and never will understand what Conservatism means. Both in England and in Germany during the war the backbone of the war spirit was provided by the bourgeoisie. One remembers the German professors, and wonders why their intellect could not save them from themselves. It is incredible, but it is true, that from 1916 to 1918 the bourgeois of all countries, calling themselves Conservatives, clamoured for war to the end. What did they effect? Bolshevism in Russia; the fall of the Emperor of Germany, of the Emperor of Austria and King of Hungary, Bolshevism in Hungary and in Italy, followed in the last-mentioned case by that inverted form of Bolshevism, Fascismo and the first Labour Government in Great Britain. One takes off ones hat to the first Labour Government in Great Britain: but that is not the point. The point is that the Conservative and Liberal bourgeoisie who formed the ruling class in 1914 did not aim at abdicating their power to a Labour party, any more than their counterparts elsewhere aimed at Bolshevism. The social revolution was the work of fools who called themselves Conservatives — Conservatives who, wanting to conserve, succeeded only in destroying; who wanting security against revolution plunged into the bloodiest form of revolution, international war. Why? Because they were afraid. Fear is the death of common sense. British Conservatives were afraid of Germany. Contrast their behaviour with that of the aristocrats and the labourers. Both those classes hated the war, and felt no illusion of patriotism. From 1916 onwards the aristocrats of Europe, enemy and allied alike, were intriguing in Switzerland to stop the war at all costs. The labourers went like driven oxen, driven by the bourgeoisie, to the slaughter-house of Flanders, and the strains of the National Anthem touched no responsive chord. Theirs was the dogged suffering of dumb, injured animals, incapable of expressing their suffering. In the meantime bourgeois journalists, bourgeois doctors, bourgeois parsons, bourgeois school-masters insanely shouted for war. The special conventions of war-time feeling, in which the very criterion of bourgeois good form was a man's capacity for acting like a soldier, and a woman's for acting like a snake-haired virago, all this was



AUS R. N. COUDENHOVE-KALERGI, PAN-EUROPA
(Pan-Europa-Verlag, Wien)

was

fairly typical of the bourgeois spirit. "Peace at any price" was the cry of the true aristocrat, as of the true Conservative, while the muddle-headed bourgeois persuaded himself that "national honour" could be satisfied only by national suicide. "What is the true obstacle to a cause?" wrote Ronald Burrows, "the stupidity of its followers." It is the bourgeois, however, who have to be won over to common sense. They are the only people who matter politically. They are the people most susceptible to fear; and they are the people who are trying hopelessly to win security while retaining armaments, who would rather be shot dead in a ditch than confess to pacifist feelings. It is as impossible to avoid war between armed nations as it is to avoid drunken brawls between drunkards, and it is a serious dilemma which has made the nations want peace and yet to be so afraid of each other as to take war for granted, and thereby to make war certain. Those men who believed in a war to end war — and they were in the majority — were responsible for what they got. As in nature generally, so in human nature, we reap what we sow. The only consoling thought in the frightfulness of life is that effect follows cause, and that therefore wisdom may at some time or other come to us.

The Great War, for all the evil it did, did good in this way, that it reduced to an ugly and disastrous absurdity the pre-war convention by which international diplomacy was based on the ultimate sanction of international war. Fear between nations, resulting in war between nations, was recognised as a danger to mankind. The era of complacent acceptance of war between nations was cut short. The ten years that have followed the war have been remarkable because the diplomatists of the world have been forced to give most of their thought to the organising of international peace. Pazifism is no longer a reproach, but an ideal commonly recognised. By the League Covenant the nations formally ostracised war. At Locarno the chief nations of Europe surrendered their unrestricted right to make war. By the Kellog Pact the nations have generalised that surrender. The ideal is being pursued. We find ourselves at a point in the world's history where for the first time in history pacifism is creating constructive diplomatic work.

WELTSTAAT? INTERNATIONALE UMFRAGE:

HENRY A. ATKINSON NEW YORK

Die Hoffnung auf internationalen Frieden beruht letzten Endes auf der Entwicklung eines Weltstaates. Ein Weltstaat setzt die allgemeine Anerkennung einer zentralen Autorität voraus. Bevor das verwirklicht werden kann, muß die Entwicklung eines neuen Geistes in der Welt vor sich gehen. Der Weltstaat wird seinem Wesen nach eine geistige Tatsache sein, lange bevor er als wirkliche Regierung Gestalt gewinnen wird.

Einen langen Weg hat die Menschheit vor sich. Aber wir sind schon unterwegs. Dadurch, daß der Völkerbund die Nationen dazu bringt, zusammen zu denken und zu handeln, erleichtert er den nächsten Schritt, den wir zu machen haben: die Gründung der Vereinigten Staaten Europas.

ARISTIDE BRIAND PARIS

Weltstaat ist ein Begriff, der langsam und nach schweren Kämpfen seiner Verwirklichung nahe gebracht werden kann, der im Augenblick auf vielfältige Hindernisse stößt, an dessen Möglichkeit der Realisierung wir aber glauben sollen.

R. N. COUDENHOVE-KALERGI WIEN

Meine Stellungnahme zu Ihrer Umfrage ist folgende: Der Zeitpunkt für einen Weltstaat ist noch nicht gekommen. Die koloniale Frage bildet zunächst ein unüberwindliches Hindernis. Die Weltgeschichte vollzieht sich in Etappen. Wir stehen heute zwischen der nationalen und der kontinentalen Gliederung der Welt. Wer heute für die Vereinigten Staaten von Europa arbeitet, arbeitet darum indirekt für die künftige Vorbereitung des Weltstaates.

DR. GEORG B. DUCAS KONSTANTINOPEL

Durch einen Bund der Völker das Ideal des Weltstaates verwirklichen wollen? Dazu müßte es doch erst keine — Völker mehr geben. Und dann träte eben an Stelle des Weltstaates die — Menschheit.

ANATOLIJ LUNATSCHARSKIJ MOSKAU

Kaum je zuvor dürfte soviel und dabei in hochoffizieller und offiziöser Form von der internationalen Organisation der Menschheit gesprochen und geschrieben worden sein wie gerade jetzt. Natürlich erscheint auch den kühnsten Anhängern dieser Idee eine derart gewaltige Organisation, wie die Vereinigten Staaten von Europa oder sogar der ganzen Welt, in nur sehr entfernter Weise. Mancherlei Ansätze zu Beschränkungen der bisher unbegrenzt ausgeübten Souveränität der einzelnen Staaten, verschiedene kleine und größere organische Verbindungen einzelner Staaten untereinander, und schließlich und letztlich internationale Vereinbarungen wichtiger legislatorischer Probleme stehen fortgesetzt und überall im Mittelpunkt der öffentlichen Meinung. Und während die durch den Weltkrieg hervorgerufenen gewaltigen Erschütterungen noch nicht überwunden sind, beben die Herzen hunderter von Millionen schon in der Furcht vor einer neuen Katastrophe. Man sehe doch, wieviel größere und kleinere Symptome der Gärung in der ganzen Welt aufsteigen! In dem aus dem schwersten Kriegsalb geborenen Völkerbunde haben die Herbstsitzungen begonnen. Eine bedeutende, außerhalb dieses Bundes stehende außereuropäische Großmacht, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind durch die Verwirklichung des Kelloggpaktes in den Vordergrund getreten.

Eine andere bedeutende, ebenfalls außerhalb des Völkerbundes stehende Großmacht, die Union der Sowjetrepubliken Rußlands, hat durch ihren Vertreter Litwinow den Völkerbund an die Notwendigkeit erinnert, die Vorbereitungen zur allgemeinen Abrüstung zu beschleunigen. Die Interparlamentarische Konferenz in Berlin ist in ihrer Eigenschaft als ungebundene, nicht offizielle Beratung diesmal ziemlich weit gegangen, indem sie sich für eine Einordnung sämtlicher Staaten in eine gewisse Ordnung aussprach.

aussprach.

An anderer Stelle hat zur gleichen Zeit ein Minderheitenkongreß getagt und Fragen internationaler Bedeutung erörtert.

Schließlich und letztlich haben sich die Vertreter der verschiedensten christlichen Bekenntnisse zur Erörterung der Annäherung der Völker untereinander zusammengefunden.

Ein naiver Mensch könnte sich über alle diese Bekundungen internationaler Völkerverständigung freuen und diese vielen gleichzeitigen Symptome als Vorboten tatsächlicher Verwirklichung hinnehmen — wenn auch noch nicht des Weltstaates, so doch eines fest organisierten Bundes.

Jedoch es genügt, jeden einzelnen der erwähnten Vorgänge näher ins Auge zu fassen, um die Aussichtslosigkeit dieser Erwartungen, wenigstens auf den zurzeit betretenen Wegen, zu verstehen.

In der Tat hat sich der Völkerbund in der Haupt- und Grundfrage, der der Abrüstung, ohne deren Lösung von nichts anderem, sei es ein Dauerfriede oder gar ein ewiger Friede, gesprochen werden kann, augenscheinlich ganz in eine Sackgasse verrannt.

Das für niemanden unklare englisch-französische Seerüstungsabkommen, daß nach der Ansicht Lord Cushenduns und Paul Boncours den Völkerbund aus dieser Sackgasse herausführen soll, erweckt allseits vorerst nur trübe Vorahnungen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten erklärte, daß der Senat noch vor der Ratifikation des Kellogg-abkommens das grandiose Flottenprogramm genehmigen würde, das alle Gegner der Vereinigten Staaten von vornherein abzuschrecken in der Lage sein wird.

Der Beweggrund zur Anfrage Litwinows in der Abrüstungsfrage ist somit nicht in Hoffnungen, sondern ausschließlich in Befürchtungen zu suchen.

Die interparlamentarische Konferenz erhob begründete, aber leider hilflose Vorwürfe an die verantwortlichen Staatsmänner durch die unverantwortlichen, in der Konferenz tagenden Parlamentarier.

Noch schärfer sprachen sich die Vertreter der Minderheiten auf ihrem Kongreß aus, indem sie unterstrichen, daß ihre Rechte überall vernachlässigt werden, vor allem, daß der Völkerbund noch keinen Finger gerührt hätte, um ihre Lage zu erleichtern.

Im Kirchenkonzil hat der Vertreter der griechisch-orthodoxen Kirche erklärt, daß er nicht an einen politischen Weg zur Völkerverständigung zu glauben vermöge, da es »in der Politik keine Liebe« gäbe. Wir Kommunisten befinden uns hier im seltenen Falle der Übereinstimmung mit dem russischen Bischof.

Jedoch: wenn es auch in der Politik keine Liebe gibt, wenn auch die internationale Politik nach wie vor der Wettkampfplatz grenzenlos egoistischer Kollektivungeheuer ist, sind die vielen der internationalen Verständigung gewidmeten Reden und Dokumente von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Freilich, die, die in diesen Reden vor allem eine bodenlose, bewußte oder unbewußte Heuchelei sehen, haben recht. Immerhin, nach einem orientalischen Sprichwort ist »die Heuchelei eine Gabe, mit der der Prophet die Gläubigen beschenkt«.

Noch abstoßender wirkt die Heuchelei des Staatsegoismus, wenn sie vorgibt, nationale Bestrebungen zu fördern.

Vorerst sehen wir nur einen schwachen Lichtblick in allen internationalen Bewegungen: die durch das Kriegsgespenst hervorgerufene Stärkung des Pazifismus in der ganzen Welt.

Dagegen aber als Gegengewicht: alle die Bündnisse, Pakte, Unterredungen, Verträge und Abmachungen, deren hohle Zwecklosigkeit ihre Verfasser recht gut kennen und durch immer wachsende Rüstungen zu stützen versuchen. Unter Bruderküssen füllen sie ihre Revolver mit Patronen.

Dies ist das unveränderliche Bild der diplomatischen Verbrüderungen der Nachkriegszeit.

Auch der Kongreß der Sozialistischen Internationale in Brüssel bildet keine Ausnahme von der oben geschilderten Regel. Der Kongreß hat die volle Abrüstung glatt abgelehnt und mit zahmen Vorbehalten, die lebhaft an Tartuffe erinnern, das Recht der bevorrechteten Nationen anerkannt: Kolonien zu besitzen.

Die Lage unterstrich prächtig, wie die die deutschen Sozialdemokraten begeisternden Auslassungen des — redenden — französischen Genossen Blum hinsichtlich der Räumung der Rheinlande von seinem — handelnden — Genossen Paul Boncour ebenso leicht wie glänzend zurückgenommen

zurückgenommen

worden waren. Der Brüsseler Kongreß beschuldigte den gleichzeitig tagenden Moskauer Kongreß der 3. Internationale, daß dieser »alle seine Hoffnungen auf den Krieg eingestellt habe«. Der Moskauer Kongreß hat in der Tat aufs stärkste seine Befürchtung der Unabwendbarkeit eines Krieges hervorgehoben. In dem Vorhergesagten finden sich sicher genug Gründe zu derartigen Befürchtungen. Von Befürchtungen aber zu Hoffnungen ist es weit. Mit voller Offenheit (und wir bringen dafür Beweise) erklären wir Kommunisten unser höchstes Interesse an der Wahrung des Friedens.

Von unserem Standpunkt auf die internationale Verständigung der Menschen untereinander übergehend, muß sich das Maximum unseres Programms in dieser Frage von seinem Minimum, dem Programm für den Tag, trennen. Wir halten fest an der Forderung der ursprünglichen vollen Internationale. In der idealen, die Menschheit zweifellos erwartenden Weltorganisation, — sie wird schwerlich den Charakter eines Staates tragen — wird es keine ungleichen Nationen geben, keine Hauptstädte, keine Kolonien, keine mächtigen und keine kleinen Nationen.

Daraus geht aber noch nicht hervor, daß wir auf kosmopolitischem Boden stehen und in irgendeiner Form die Vernichtung der Nationen als solche anstreben müßten. In keinem Maße und unter keiner Begründung halten wir die Unterbindung der Selbständigkeit und der Entwicklung einer Nation, und sei es auch der schwächsten, der rückständigsten, für zulässig.

Wie der Kommunismus in seiner vollendeten Form die Individualität nicht ablehnt, im Gegenteil ihr die Möglichkeit weitester Entwicklung ihrer selbst und der Vielseitigkeit der Gesamtheit bietet, so verhält sich den Nationen gegenüber der kommunistische Internationalismus.

In der Union der Sowjetrepubliken haben wir diesen Grundsatz konstitutionell ins Leben gerufen. Von ganzem Herzen wünschen wir seinen baldigen Sieg in der ganzen Welt. Die Voraussetzung für diesen Sieg wäre aber die grundlegende Reform der herrschenden Klassenstruktur der Staaten, wie sie bisher nur in den Grenzen des ehemaligen Zarenreiches vorgenommen worden ist. Auf keinen Fall aber ist die Vermengung des Prinzips der Unabhängigkeit der Nationen, die auf freier und gleicher Grundlage in einem Verbande leben sollen, mit dem der Staatssouveränität zulässig. Diesen Unterschied wird ohne weiteres jeder verstehen, der sich auch nur ein wenig Einblick in diese Frage verschafft hat, z. B. in die auf der letzten Genfer Konferenz erhobenen Klagen der Minderheiten Europas.

Der Staat ist ein historisches, fast immer durch Gewalt entstandenes Ganzes, das sich aus einer herrschenden Staatsnation, aus unterdrückten Nationen und aus Kolonien zusammenstellt. Nicht alle diese einzelnen Glieder des Staates sind an der Klassendiktatur der machthabenden Bourgoisie interessiert. Mehr oder weniger dem Widerstand der übrig bleibenden Elemente der Gesellschaft Rechnung tragend, lenkt ein kleines Häuflein von Herren der Situation, bestehend aus Politikern, Journalisten, Heerführern und Richtern, das Staatsschiff in der Richtung der Bereicherung der Macht und der Gebietserweiterungen.

Die Karte der Welt und ihr Geschick wird von denjenigen dieser plutokratischen Konsortien gelenkt, die an der Spitze der an Bevölkerung und produktiven Kräften reichsten Länder stehen. Dabei ist es praktisch belanglos, ob diese Diktatur offen durch faschistische Gewaltmaßregeln oder versteckt durch den feinen und komplizierten Apparat der sogenannten Demokratie ausgeübt wird. Die kleinen Staaten leben nur durch die Gnade der großen oder richtiger gesagt: nur noch infolge noch nicht gelöster, ausstehender Konflikte. Solange die Allmacht dieser mächtigen, wenn auch untereinander nicht einigen Cliquen bestehen wird, sind alle Reden, Verhandlungen und Abreden über eine alle Nationen umfassende Völkerorganisation gänzlich nutzlos.

Halbe Maßregeln in dieser Richtung, in Art des Völkerbundes, sind nichts als eine äußerlich nicht gleich erkennbare Form der Vergewaltigung der kleinen Staaten durch die Großmächte und ein maskierter Schauplatz ihrer Kämpfe um die Macht.

Zuvörderst müßten die Nationen in des Wortes wahrster Bedeutung demokratisiert, d. h., zur innern Angleichung gebracht werden; versteht sich, nicht durch Teilung der Güter, sondern durch Verallgemeinerung der Produktionsmittel. Dann müßten die Staaten die Hegemonie einzelner Nationalitäten aufgeben und bloß gleichberechtigte, freie Nationalitäten, natürlich auch die Minderheiten, in sich einschließen.

einschließen.

Nur dann wird von einer wirklich verständigen und menschlichen Methode der wirtschaftlichen und kulturellen Völkerverbindung zu einem einzigen, höheren Ganzen die Rede sein können. Für die Erreichung des Maximums des Internationalismus ist demnach der Sieg des Proletariats Vorbedingung.

Im Verfolg des Minimums unseres Programms sind wir Kommunisten aber bereit, überall und nach allen Methoden mitzuarbeiten an der Erhaltung des Friedens, an der Ausgestaltung der Freiheit der unterdrückten Nationen und an der schon jetzt in irgendeiner Form und irgendeinem Maße stattfindenden Annäherung der schwergeprüften und schwerleidenden Menschheit an die internationale, kommunistische Epoche ihres Daseins, im Vergleich mit der ihr ganzes früheres Dasein, wie Marx sagt, nur eine trübe chaotische Vorperiode war, voll Unwissenheit, Laster und Leiden.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Dr. P. Fried, Wiesbaden.)

MINISTER A. D. DR. V. SCHUSTER — PRAG

Die kurze Geschichte des Völkerbundes gibt eine klare Antwort auf die Frage über die Möglichkeit eines Weltstaates. Aus dem Bereiche realpolitischer Erwägungen ist diese Frage ausgeschlossen. Die Tatsache des Bestandes des Völkerbundes könnte jedoch Ideen aufkeimen lassen, die zu einer Form von Welteinigung, jedoch kaum zu einem Weltstaate führen könnten. Es fehlen noch wichtige Voraussetzungen auch nur für die Einigung einzelner Kontinente. Die Vereinigung aller europäischen Staaten zu einem den dauernden Frieden begründenden paneuropäischen Staatenbunde ist gewiß ein erstrebenswertes Ziel. Welche Hindernisse sind jedoch noch zu überwinden! Welche Änderung müßte die gegenwärtige Vorstellung vom »Staate«, wie sie die Gemüter der europäischen Völker beherrscht, vorher erfahren! Ohne vorherige Einigung der Kontinente ist der Weg zu einer Welteinigung wohl verschlossen. Eine realpolitische Voraussetzung für die weitere Entwicklung der aufgeworfenen Idee wäre die Gliederung des bestehenden Völkerbundes nach Kontinenten und die allmähliche Organisation derselben im Rahmen des Welt-Völkerbundes.

ERZBISCHOF NATHAN SÖDERBLOM — UPSALA

»Der nächste Schritt in der Richtung zur Ermöglichung dessen, was man unter einem Weltstaate verstehen könnte, sollte sein, daß der Vater des Völkerbundes — Amerika — sein Kind anerkenne und ein Mitglied dieser Körperschaft werde, besonders um das Internationale Gericht zu stärken. Die erste und letzte Bedingung jedoch ist die allgemeine Anerkennung einer moralischen und geistigen Autorität. Dies ist auch das Bestreben der Kirchen und des »Churches council on Life and Work«, genannt »Ausschuß für praktisches Christentum«. Diese Autorität kann keine andere sein als Christus.«

PROF. GEORG STEFAN STREIT — ATHEN

Der Gedanke eines Weltstaates stellt weniger ein entferntes Ideal als eine reine Unmöglichkeit dar. Bedingt ausschließlich durch den heiklen Fragenkomplex der Souveränität, dürfte er aber selbst in Gestalt eines jenseits von jeder absehbaren Verwirklichung liegenden Ideals als wenig wünschenswert erscheinen; denn die Wahrung einzelstaatlicher Souveränität kann allein für das Fortleben eigengeschichtlicher und eigenkultureller staatlich-nationaler Tradition Gewähr bieten und somit durch Anspornung des staatlich-nationalen Ehrgeizes wirksamster Träger der Weltzivilisation und des Weltfortschrittes werden. Unter einer solchen geschichtlich-kritischen Voraussetzung stellt der Völkerbund den Beginn der neuen interstaatlichen Weltära dar, im Zeichen eines Organismus, dessen praktische Bedeutung bisher oft genug erwiesen worden ist.

Der Völkerbundsgedanke darf aber mit dem des Weltstaates nicht verwechselt werden; ersterer stellt die greifbare Möglichkeit einer konventionellen Verbindung gleichberechtigter Völkerrechtssubjekte zum Zwecke einer gemeinsamen hochkulturellen Aktion dar, letzterer dagegen die, selbst theoretisch unmögliche, Zerschmelzung bestehender selbständiger Einheiten, und zwar zum selben Zwecke. Dies aber bedeutet zwei Methoden, wovon die eine schon mit Erfolg angewandt, die andere jedoch von vornherein als zwecklos verwerflich ist: eine Weltgewalt dürfte nämlich eher als eine Utopie betrachtet werden als eben die Möglichkeit einer vom guten Willen beseelten Vereinbarungsbereitwilligkeit verschiedener Staatsgewalten.

KÖNIG UND REICH

A. Mendelssohn-Bartholdy.

In seinen »Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft« sagt Johann von Müller, da er die Staatsklugheit der Franken loben will: »Es lag ihnen weniger daran, daß der König ein Reich, als daß das Reich einen König habe.«

Das kann heute als Summe einer Überlegung der Vorgänge im britischen Weltreich gelten, die auf den ersten Blick sehr widerspruchsvoll durcheinander oder wenigstens nebeneinander, aber nicht zusammen zu laufen scheinen, und die denn auch von einem gespannten Auditorium in allen fünf Weltteilen sehr verschieden beurteilt werden; sicherlich ist die gewaltige Aufführung, die unter dem Titel British Empire and Commonwealth of Nations seit 25 Jahren auf dem theatrum mundi läuft, für alle Völker das große Zugstück unserer Zeit; selbst wenn sie in ihrem eigenen Dasein so aufregend große Ereignisse über sich kommen sehen wie Rußland die Landverteilung unter die Bauern und die Zurückwendung des Staates von Petersburg nach Moskau oder wie Italien seine fascistische Revolution, so sehen sie doch zugleich immer noch hinüber auf die Bühne, wo Großbritannien, Canada, die beiden Australien, Südafrika, Irland und Indien spielen, mit dem Chor der hundert Kolonien und Protektorate, Häfen und Flottenstationen, Sultanate, und, unter die anderen hineingeschmuggelt, auch Mandatsgebiet, das um die Hauptakteure herumsteht, tanzt und läuft. Aber so groß die Teilnahme der Zuschauer, so verschieden, ich wiederhole es, ihr Urteil. Man kann beim Nachhausegehen nach der Vorstellung die einen sagen hören, es sei ein fürchterlicher Mißerfolg und könne keine paar Wochen mehr dauern bis zum völligen Bankerott, und die anderen, es sei zu nie endender Bewunderung ein Muster gesunden Staatswachstums, in der festen Behauptung des Notwendigen ebenso stark wie im duldsamen Gewährenlassen bei allen dubiis, und in der nun schon jahrhundertelang erprobten Klugheit, mit der die Herrschaft unsichtbar gemacht und so überall das Gefühl der Freiheit erhalten wird, wobei Freiheit eben als Abwesenheit fühlbaren Zwangs und vor allem als strenges Verbot jeder Drohung mit Zwang gedacht ist.

Ich erkläre mich in diesem Streit der Meinungen für wunschbefangen: das Bestehen nicht nur, sondern das Weiterlebendigbleiben und Wachsen des britischen Reichsverbandes scheint mir, so wie die Welt heute ist, für Deutschland und für die alte Welt im ganzen etwas Gutes zu sein, womit es sich, unter der Voraussetzung allerdings, daß auch Rußland nach und nach seine Boden- und Menschenkräfte wieder zum gemeinen Nutzen aller zur Verfügung stellt, besser leben läßt, als wenn es nicht bestünde. Sir Austen Chamberlain hat in seiner vorjährigen Genfer Ratsrede die zwei Anhänglichkeiten seines Landes an größere Verbände, die an den Völkerbund und die an den britischen Reichsverband, nebeneinander gestellt, verglichen und ebenso offen, wie in diesem Herbst die kleinen Staaten in Genf zu den großen, den im Völkerbundrat Permanenten, über ihre Weltauffassung gesprochen haben, ihnen erwidert, daß ihm diese gesamtbritische League of Nations über die Genfer Liga geht. Er ist deshalb in England selbst heftig angegriffen worden; die Zivilisationsliteraten waren über diese Minderbewertung ihres Völkerbundglaubens empört, und sie hatten einen der unverwüstlichsten Demagogen, die man in der politischen Geschichte Europas kennt, zu ihrem Sprecher. Aber Chamberlain hat ehrlich, verständig und wahr geredet; wäre die Wahl gestellt, ob die Welt sich in Zukunft mit dem Völkerbund, aber ohne britische Commonwealth of Nations oder mit dem britischen Reichsverband, aber ohne Völkerbund politisch und wirtschaftlich behelfen müßte, so würde wohl auch vom deutschen Standpunkt aus das zweite zu wählen sein, weil mit Wirklichkeit auf alle Fälle besser zu rechnen ist als mit dem Schein oder, weniger freundlich ausgedrückt, weil mit tätigem Egoismus eher auszukommen ist als mit moralisierender Selbstgerechtigkeit.

Und nun sei, nachdem diese politische Voreingenommenheit vorweg bekannt ist, der Versuch eines Überblicks über die Gestalt des britischen Reichsverbandes und, sofern das inmitten eines dramatischen Vorgangs möglich ist, eines Einblicks in seinen Sinn unternommen.

Weniger, erinnern wir uns noch einmal an den Satz des Schweizer Geschichtsschreibers, weniger daran ist etwas gelegen, daß der König ein Reich, als daß das Reich einen König hat. Muß ausdrücklich gesagt werden, daß in diesem Satz nichts von Monarchie oder Republik steht? So gut

ALTE, HANDGEZEICHNETE KARTE VON ENGLAND
(Brit. Museum)

konservativer Monarchist dieser große Sohn der freien Schweiz war, so hat er doch gerade hier von weit größerem sprechen wollen als es die Monokratie in der Staatsregierung oder gar die Erblichkeit der souveränen Würde des Staatsoberhauptes ist, nämlich vom Grund, von der ratio, von dem vernünftigen Sinn der Herrschaft.

Ein Vergleich der beiden großen europäischen Weltreiche ist dazu sehr nützlich; er zeigt, daß in dem monarchisch geformten Reichsverband eben jenes Bedürfnis der Teile nach einem einen und gleichen Reichsstand der Sinn des Reiches ist, daß aber in dem republikanisch regierten Kolonialreich umgekehrt noch heute, fast 150 Jahre nach der Revolution, es der König ist, die zentrale Gewalt, um dessentwillen das Reich besteht und sich vergrößern will. Man sollte öfters diese beiden Weltreiche im Vergleich miteinander denken. Wie Großbritannien hat auch Frankreich — kein anderes Reich sonst in der Welt — seine Herrschaft über alle Erdteile errichtet, und wenn sie in Polynesien sich nur an den Rändern des Weltteils hält, so ist auf der anderen Seite zu bedenken, daß keine von den französischen Besitzungen eine starke Minderheit von englischen Siedlern oder gar einen geschlossenen britischen Landesteil in sich hat, daß aber Canada, wenn man nicht auf die Bodenmasse oder die nackten Zahlen, sondern auf das innere Gewichtsverhältnis der Volksteile im Staatsleben sieht, zur guten Hälfte französisch ist, in der alten Kap-Kolonie neben dem holländischen und rheinisch-deutschen ein noch lebendig schlagender Zug französischen Blutes durch das nationale Bewußtsein geht und selbst in dem so ganz hundertprozentig britisch sich gebärdenden Australien französisch-Caledonien doch nicht bloß eine Erinnerung ist, sondern einer von den Ursprüngen des Europäisiertwerdens dieser Gegenden. Wollte man aber noch einwenden, daß jedenfalls der erste Blick auf die Zahl der Reichseinwohner schon den Vergleich zwischen dem größeren Großbritannien und Groß-Frankreich ausschließe, da hier doch kaum 100 Millionen Menschen, ungefähr die Durchschnitts-Großmachtzahl der heutigen Welt, dort aber, im britischen Reich, ihrer fast 450 Millionen als Untertanen lebten — ich brauche das Wort, das nicht mehr recht in unser staatliches Denken zu passen scheint, in diesem Zusammenhange mit vollem Bedacht, da im französischen Sujet, aus dem lateinischen subjectus, und ebenso im englischen subject der allein gebräuchliche Ausdruck für den Staatsbürger ist — wenn man also sagen wollte, jenes knappe Viertel lasse sich mit diesem Ganzen nicht vergleichen, so würde zu entgegnen sein, das hier die Zahl trügt, weil die 300 Millionen Menschen in Indien im Grunde aus dem Vergleich herausfallen. Sie sind ein wirklicher Fremdkörper, man kann sie hinzu- und hinwegdenken, ohne daß sich das Wesen des Reichsverbandes irgendwie änderte. Scheiden wir sie aber als ein nicht mit den anderen Einheiten gleichmäßig zu Messendes aus, so sind auch an Volkszahl die beiden Reiche, das englische und das französische, überraschend gleich: Frankreich mit 40, England mit nicht ganz 50 Millionen Angehörigen in Europa, Frankreich mit 22 Millionen in Asien, Australien und Amerika, England hier, Indien nicht gerechnet, mit einigen 50 Millionen; Frankreich in Afrika mit 36, England mit 47 Millionen, ein ungefähres Verhältnis von 4:5.

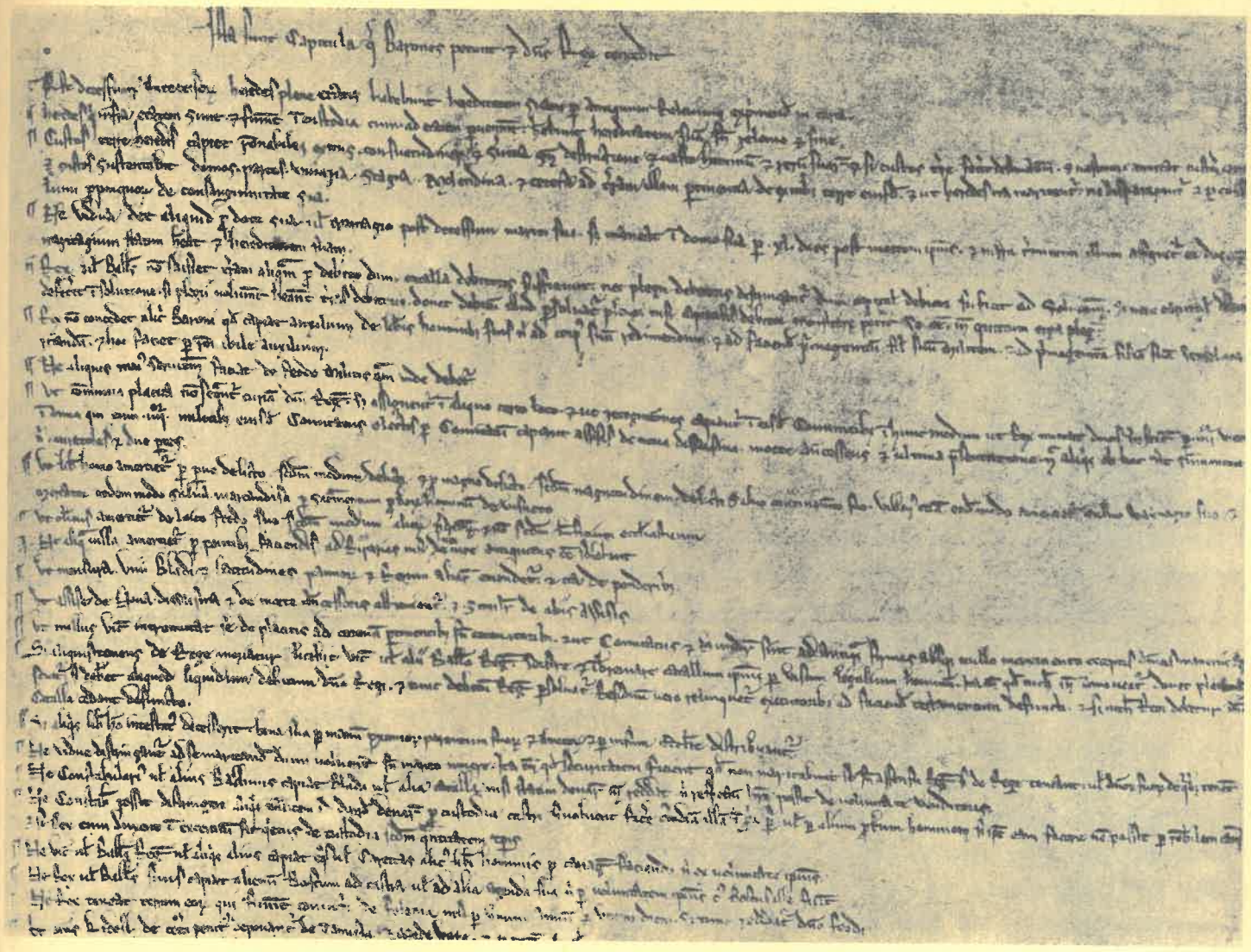
Freilich, in der Struktur des Reichs, oder, wenn man so will, im Begriff der Reichszugehörigkeit ein Gegensatz, der jeden Vergleich ausschließt und jeder Meß-Zahl spottet. Denn im französischen Reich ist die Einheit nun wirklich nicht um eines Verlangens der Teile willen da, um eines staatlichen Begriffs willen, den Siam und Madagaskar, Guyana und Algier, Korsika und die Bretagne gemeinsam hätten oder gemeinsam zu haben wünschten, sondern sie ist da um der Herrschaft dessentwillen, was im Französischen sehr bezeichnend »la métropole« heißt: nicht das Mutterland, mothercountry, sondern die Hauptstadt, in der sich Frankreich als eines fühlt. So kann denn auch der Sinn dieses Reichs nur darin bestehen, daß für jeden seiner Bewohner, so gut es räumliche Entfernung und physiologische Gebundenheit irgend gestatten, die gleiche Beziehung zu dieser Metropolis geschaffen wird, der gleiche Zugang zu ihr, ohne Unterschied der Hautfarbe, der Religion, der im engeren heimischen Verband etwa geltenden ständischen Ordnung; das gleiche Wahlrecht zum Parlament der Hauptstadt, der Marschallstab im Tornister, ein Minister- oder Diplomatenposten für den politischen Ehrgeiz, und in allem der gleiche Anteil am Ruhm der Nation. Alles liegt hier daran, daß Paris sein Reich hat.

Nun sei nicht übersehen, daß auch die City von London das ihre zu haben und zu halten wünscht.

wünscht.

Aber im britischen Gemeinwesen ist es nicht London, nicht das Parlament und nicht die Minister und nicht der König selbst, um dessentwillen und durch dessen Herrschgewalt, Größe und Ruhmfreudigkeit das Reich da ist, in dem die Sonne nicht untergeht, sondern es ist dieses Reich, das sich den König erhält und zwar so, daß jedes einzelne Glied, für sich allein genommen, die Frage durchaus offen ließe, ob ihm ein König oder ein Präsident oder vielleicht ein unscheinbar tüchtiger Bundesrat nach der trefflichen Schweizer Art gemäß wäre, ja ob es seine jetzige räumliche Gestalt behielte, sich in kleinere Gruppen teilte oder mit Nachbarn zweckmäßig zusammenschlösse und arrondierte — daß aber, sobald sie ein klares einfaches Verhältnis zu einander haben und insofern nicht mehr einzelne, sondern ein Bund, ein Gemeinwesen sein wollen, um dieser Gemeinsamkeit willen ihnen allen daran liegen muß, daß das Reich seinen König habe.

Was heißt das nun praktisch und im einzelnen? Stichproben mögen es zeigen: Die Vielfältigkeit der Interdependenzen ist, wenn man alles auf einmal zu überblicken sucht, verwirrend. Zwei Königreiche, England und Schottland, die einzigen rein englisch sprechenden Reichsteile außer Australien. Das Fürstentum Wales mit seinen keltischen Velleitäten, eine der unsichersten und in Wirklichkeit unbekanntesten Gegenden und Volksarten des Reiches; der Freistaat Irland mit seinen beiden feindlichen Regierungen des Nordostens und Südwestens; das Kaiserreich Indien, selbst ein ganz unübersehbares, auch den englischen Verwaltern zum großen Teil noch fremdes Gemisch von 86 Fürstentümern, 18 Staaten, 15 Provinzen und Agencies, einige davon nach dem Duarchi-System mit erzieherischer Selbstverwaltung ausgestattet, andere einfach als backward Territory behandelt und in eine von weit oben her und darüber hin regierende Zwangsverwaltung genommen, man könne auch sagen, unter Polizeiaufsicht gestellt; dann die »sich selbst regierenden«, selbständiger Mitgliedschaft im Weltstaatenverband für fähig erklärten und diese Mitgliedschaft auch in der Völkerbundversammlung, ja neuerdings sogar im Rat betätigenden Dominions Canada, Südafrika, Australien, Neuseeland und, seiner Ärmlichkeit wegen etwas zurückstehend, aber rechtlich ihnen gleichgestellt, Neufundland; seit 1919 die nach englischer Auffassung bekanntlich für ewig mit dem Reich verbundenen Mandatsgebiete, und endlich die Menge der Kolonien und Protektorate in den fünf Gruppen der befestigten Häfen und Flottenstationen wie Gibraltar, Aden, Singapore; der Inseln, die zu England als Beherrscherin der Meere gehören, von Sankt Helena bis zu den Seyschellen, von der Tristan de Cunkha-Gruppe bis zu den Antillen, und von den Falklandsinseln bis Fidji; der Sultanate, in denen ein englischer Berater den scheinbar souveränen und im diplomatischen Zeremoniell auch als souverän aufziehenden Herrscher regiert bis zur Entmündigung und Absetzung; der afrikanischen Landkolonien von Rhodesien bis zum Sudan und Nigerien; schließlich eines Restes von altem noch halb zufällig und wahllos erworbenem Kolonialbesitz in Süd- und Mittelamerika. Hier ist nun die Menge der Reichsaufgaben, der Berührungen und Reibungen vorstellbar, wenn man jeden Reichsteil mit allen anderen potenziert und sich dann in das zentrale Amt dieses Reiches denkt. Jede Zeitung bringt täglich etwas aus diesem Reich, was nicht warten zu können behauptet. Es ist die Erschließung des Binnengebiets von britisch Guyana durch eine Eisenbahn; die Gutachter erklären sie für unrentabel bis zur Unmöglichkeit, aber die Unternehmer verlangen Arbeit für englische Ingenieurkunst, für Schienen und Maschinen in Südamerika, und die Interessenten drohen, sie ließen die Vereinigten Staaten herein, wenn man sich in London fiskalisch zeige. Es ist ein Damm am Tsana-See, den Abessynien durch eine New Yorker Firma bauen lassen will, obgleich vor 25 Jahren der Negus dem britischen Gesandten interpopula versprochen hatte, nur die Engländer (und nicht die Deutschen oder Franzosen) sollten am Nil etwas zu verdienen bekommen. Es ist die Anleihe, die Kenya am Londoner Markt aufgelegt hat, um, zum Dominion-Stand emporstrebend, die früheren Darlehen dem englischen Schatz zurückzuzahlen und so vom Kolonialamt finanziell unabhängig zu werden. Es ist der australische Bundeswirtschaftsminister, der die Eisenschutzzölle wieder einmal um die Hälfte hinaufsetzt, immer noch mit der Vorzugsbehandlung echt britischer Ware, aber doch so, daß diese jetzt ebenso viel Zoll zahlen soll als vorher die Barbaren der übrigen Welt zu entrichten hatten. Es ist der amerikanische Gesandte in Ottawa, der sich in einer Rede im Canadischen Club von Toronto über die Flußregulierung im St. Lawrence als ein Gesandter von Volk zu Volk empfiehlt, die sich nachbarlich unterhalten



ARTICLES OF MAGNA CHARTA 1215

British Museum.

sollten, und der dadurch die Kronjuristen und die Zeremonienmeister der Diplomatie ärgert. Es ist der Maharadscha von Burdwan, der sich zum Sprecher der indischen Kritik an der Zusammensetzung der Kommission macht, die nach Indien gehen soll, um über die Erfahrungen der ersten zehn Jahre indischer Verfassungsreform für das britische Kabinett und Parlament Klarheit zu gewinnen. Es ist der König von Uganda, Sir Daodi Chwa, der als 32. Herrscher seiner Dynastie in dem Land nordwestlich vom Nyanza-See, und somit sicherlich einer der erblichsten Monarchen der Welt, einen wohlbedachten schriftlichen Protest gegen die ostafrikanische Föderation der Kenya- und Uganda-Autonomistenpartei erläßt. Es ist die Regierung der Südafrikanischen Union, die den Union Jack zwar noch als Reichsfahne, aber nicht mehr als Landesfahne in ihrem Gebiet zulassen will. Es sind die zwei größten englischen Schiffahrtsmagnaten, Lord Kylsand von der Royal Mail und Lord Inchcape von der P. & O., die sich um den Ankauf der australischen Küstenhandelsflotte streiten; dies und noch einiges andere im Oktober und November 1927 geschehen, verhandelt und zum großen Teil auch leidlich erledigt. Über jede dieser Fragen ließe sich, für einen Deutschen jedenfalls, viel leichter ein gewichtiges Buch schreiben, als kurz und gut eine Entscheidung treffen.

Aber man kann von der Größe und Vielfältigkeit dieser Entscheidungen, von der Unmöglichkeit, sie irgendwie grundsätzlich zu treffen, von der Praktikabilität und auch vom Pragmatismus der englischen Reichspolitik sich auch dadurch ein Bild machen, daß man irgendeine dieser Fragen der Staatenbildung, der wachsenden Verfassung herausnimmt und im einzelnen betrachtet.

So Irland. Man weiß im allgemeinen in Europa nicht sehr viel; man weiß sicher nicht genug von Irland. Man hat uns den Vergleich mit Bayern gebracht. Da ist manche Ähnlichkeit: keine Insel, aber doch eine abgeschlossene Wirtschaft, besondere Lebensweise, Bäuerlichkeit; der katholische Landesteil unter einem geistlichen Einfluß, der umso stärker sein kann, als er ganz demokratisch, ganz heimatlich ist; der industriell-protestantische Nordosten, steuerkräftig, aber nicht ganz volksecht, da in Ulster das Schottische wie in Oberfranken und in der nördlichen Oberpfalz das Thüringische, Sächsische, Böhmische in das Irisch-Bayrische hineinwächst; der entschiedene Wunsch staatlicher Selbständigkeit, die man bedroht glaubt, und deren äußere Feinde man mit lautem Haß angreift, um darüber manchmal Hindernisse zu vergessen, die aus dem eigenen Unvermögen zu politischem Handeln hervorgehen; die gleiche Mischung von Dumpfheit und derber Leidenschaftlichkeit, die sich im Haberfeldtreiben und in den Fenier-Umzügen der achtziger Jahre oft überraschend verwandt hier und dort äußerte. Aber dann doch auch die ungeheure Verschiedenheit des Schicksals, die Irland ein Beispiel des vergeblichen Opfers der Machtpolitik hat werden lassen, zu einer Lektion an diejenigen, die mit der Gewalt als einem wirksamen Mittel zwischen Volk und Volk rechnen. Man müßte sich Bayern 400 Jahre lang von Preußen unterjocht, die Religion seines Volks durch die fremden Gewalthaber zum Spott und zum Stigma gemacht, den bäuerlichen Grundbesitz zusammengeraubt und verwaltet denken zum Nutzen von Großgrundherren, die ihre Einkünfte dann auf der Jagd in Posen, am Hofe von Berlin oder in Venedig verpraßten, das Land von Hungersnot über Hungersnot verseucht, die jeden zehnten, ja zuzeiten jeden fünften Mann nach Amerika hinaustriebe, selbst das bescheidenste Maß von Selbstverwaltung schroff verweigert, und die wenigen Liberalen, die im Herrscherland noch dafür einträten, aus der Gesellschaft ausgestoßen und von ihren eigenen Wählern in die Wüste geschickt — ein solches Bayern und Preußen müßte man denken, um den Vergleich mit Irland und England zu haben. Man versuche das, man versuche sich vorzustellen, wie nun auf einmal unter furchtbarem Blutvergießen draußen und im Innern sich die Möglichkeit zeigt, dem Volk und Land Souveränität zurückzugewinnen, Herrschaft im eigenen Haus, Land für die Bauern, eine Stimme im Rate der Völker, und dann erkennt man, wie furchtbar schwer die Auseinandersetzung zwischen England und Irland nach dem Krieg für beide gewesen sein muß; man steht, die furiose Gewalt des Hasses auf beiden Seiten erwägend, vor der Lösung, so dürftig zusammengeflickt sie einem altklugen Professor des Staatsrechts vorkommen mag, wie vor einem nicht mehr mit dem Verstand zu begreifenden Wunder der Politik. Und doch ist ja hier wieder, wie zuletzt nach dem südafrikanischen Krieg in den Round Table-Verbänden, das am Werk gewesen, was die eigentliche Stärke des britischen Staatswesens ist, eine den kontinentalen Völkern

unbekannte Geduld und Langmut, ein fast unbegrenztes Gewährenlassen jeder Art von Opposition, die nur redet, also der immer vorhandenen Unzufriedenheit auf gesündeste Art Luft macht, und schließlich die Selbstsicherheit, die ganz genau weiß, in welchem Augenblick und bei welchem Stand der Sache sie ihr Wesentliches aufgeben würde, dies auch unter gar keinen Umständen tut, bis dahin aber Dinge ruhig einsteckt, die eine andere Nation als Kränkungen ihrer Würde, als unvereinbar mit ihrem Stolz, ihrer Ehre, ihrem Ruhm von sich abwiese, womit sie im Zweifel so viel Kraft verbraucht, daß sie im sachlich entscheidenden Augenblick in Gefahr ist, keine unverbrauchten Reserven des Widerstandes mehr zu haben.

Ich sage mit Bedacht: die Gewalt des Hasses auf beiden Seiten. Das braucht für die irische Seite nicht vieler Worte. Von Cromwells Zeit bis auf die wüste Wirtschaft der Black and Tans nach dem Krieg ist so viel Blut von fast wehrlosen Verteidigern der irischen Freiheit geflossen, daß, wenn irgendein Fleck Erde auf dem Festland so getränkt wäre, auf ihm Feindschaft für Zeit und Ewigkeit herrschen müßte. Aber wir müssen auch die Erbitterung Englands verstehen. Der Ire war dem Engländer weniger als der Pole dem Preußen; er war der Inbegriff der Unfähigkeit zu Ordnung, staatlichem Leben, sozialem Fortschritt; unheimlich begabt in der unverständlichen, dem nüchternen Menschen fast wie Wahnsinn erscheinenden Kunst der Töne, wozu auch eine gewisse Art der Dichtung zu rechnen ist, aber im übrigen ein mit Strenge zu behandelnder, erziehungsunfähiger Unmündiger. Einem solchen sich mit den Waffen in der Hand gegenüber zu sehen, noch dazu, nachdem man ihn eben im Existenzkampf mit ebenbürtigen Gegnern als deren Helfer, als Verräter in höchster Not des Landes zu erkennen gemeint hatte, und nun so mit ihm zu verhandeln, während er die Waffen führt, mit ihnen vor der Nase herumfuchtelt oder, noch gefährlicher, nach ihnen in die Tasche zu greifen scheint, dazu gehört ein Maß von Selbstbeherrschung, wie es Völkern fast nie und auch den größten Staatsmännern selten eignet. Das aber war es, was England in den Jahren nach dem Krieg vermocht hat. Irland hatte sich, bewaffnet, zur Republik erklärt; die Partei des Fianna Fail schien das Volk selbst zu sein; De Valera und Griffith führten als Präsidenten des irischen Freistaates mit dem König von England von Pair zu Pair Verhandlungen. Der Ratschlag der rabiaten Ulsterleute und ihrer englischen Diehard-Freunde, von Londonderry aus Irland kriegsmäßig »aufzurollen« und endgültig zur Kolonie zu machen, verfing nicht. Man gewann, in London gleich zu gleich verhandelnd, die gemäßigteren Führer der Iren, Collins und Cosgrave vor allem; man erregte sich nicht über die Maßen, als der Blut- und Eisenfresser Englands, Sir Henry Wilson, der seine ganze Erbitterung über die schwächliche Milde des Versailler Vertrags gegenüber den Boches an Irland auszulassen sich verzehrte, von zwei irischen Patrioten in London niedergeschossen wurde; man appellierte an die besonnenen Iren selbst, wirksamen Gerichtsschutz im Land und eine tüchtig zugreifende Polizei an Stelle der verjagten englischen einzurichten, und so kam die Irlandakte zustande, die, eine krasse contradictio in adjecto, dem Volk einen Freistaat gibt, von den Abgeordneten des Freistaatparlaments den Treueid an den König von Großbritannien und Irland fordert, dem Völkerbund gegenüber Irland als einen souveränen Staat erklärt, der eigenen Sitz und Stimme in der Versammlung hat und sobald diese Versammlung es will, auch in den Rat als vollkommen gleicher Partner mit Klein-Großbritannien, d. h. England und Schottland, gewählt werden kann, dem auch das Recht eigener diplomatischer Vertretung zusteht, der aber in allen Fragen der Landesverteidigung als integrierender Bestandteil eben dieses Großbritannien, als auf ewig ungeteilt und eins mit ihm, erscheint. Man hat auf dem Kontinent diese Stärkung der irischen Souveränität, die Mitgliedschaft in der Gesellschaft der Nationen, viel bemerkt; um so begreiflicher, als die britischen Dominions auffällig und feierlich dabei Pate gestanden, das Mutterland um seiner Großmut gegenüber dem sich abtrennenden Kind gelobt und dieses Kind selbst besonders freundlich willkommen geheißen haben, Canada zumal als älteste und Südafrika als politisch aktivste unter den Dominions. Aber um das richtig zu sehen, muß man doch auch noch einmal auf die andere, die irische Seite hinübergehen und wahrnehmen, wie Irland nicht nur gewonnen, sondern auch verloren hat, als es aus dem engeren großbritannischen Verband ausschied und Dominion wurde. Ich denke nicht an das Äußerlichste, daß Irland vorher Großmachtteil war und jetzt Kleinstaat ist. Aber mit dem Ausscheiden seiner, der mittel- und südirischen Abgeordneten, aus dem englischen Parlament hat

hat

Irland seinen Anteil fahren lassen an der Herrschaft über das britische Kolonialreich, seine Mitbestimmung über Heer und Flotte nicht nur, sondern auch über das Gegenteil von Heer und Flotte, über die Abrüstung, seinen Anteil an der auswärtigen Politik Großbritanniens, die es jetzt im Völkerbund unterstützen oder stören, die es aber nicht mehr leiten kann, seinen Anteil am Weltbürgertum des englischen Reiches.

Das alles wirkt um so empfindlicher, als Nordost-Irland diesen Anteil behalten hat und durch seine Abgeordneten im Westminster-Parlament vielleicht schon bei der nächsten Wahl in der Lage sein wird, den Konservativen die Mehrheit zu erhalten, also recht eigentlich die Regierung Großbritanniens zu bilden.

Keine andere Dominion hat je vor dieser Frage gestanden. Keine hatte den Verzicht auf ein halbes hundert Sitze im Westminster-Parlament als Preis zu zahlen für ihren Dominion-Stand. Aber in dieser Einzigkeit liegt eben die Bedeutung des irischen Entschlusses, und wenn man sagen wollte, daß Irland selbst ihn noch im Zorn der Rebellion getroffen hat, so würde das doch nichts bedeuten gegenüber dem einmütigen Beifall, den die Dominions dem Entschluß Irlands gezollt haben. Die Wahl war die zwischen einem verfassungsmäßig verbrieften, einem formalisierten Recht der Mitbestimmung im Staat — eben dem Wahlrecht zum englischen Parlament — und dem ungeschriebenen, für die Juristen unfaßbaren Recht des Reichsstandes auf lebendigen Einfluß beim Wandel der britischen Reichsverfassung. Die Wahl war, ob Irland ein Stück des Königs bleiben wollte, der ein Reich hat, oder ein freies Glied des Reiches sein, daß sich den König hält.

AMERIKANISMUS ALS SCHICKSAL

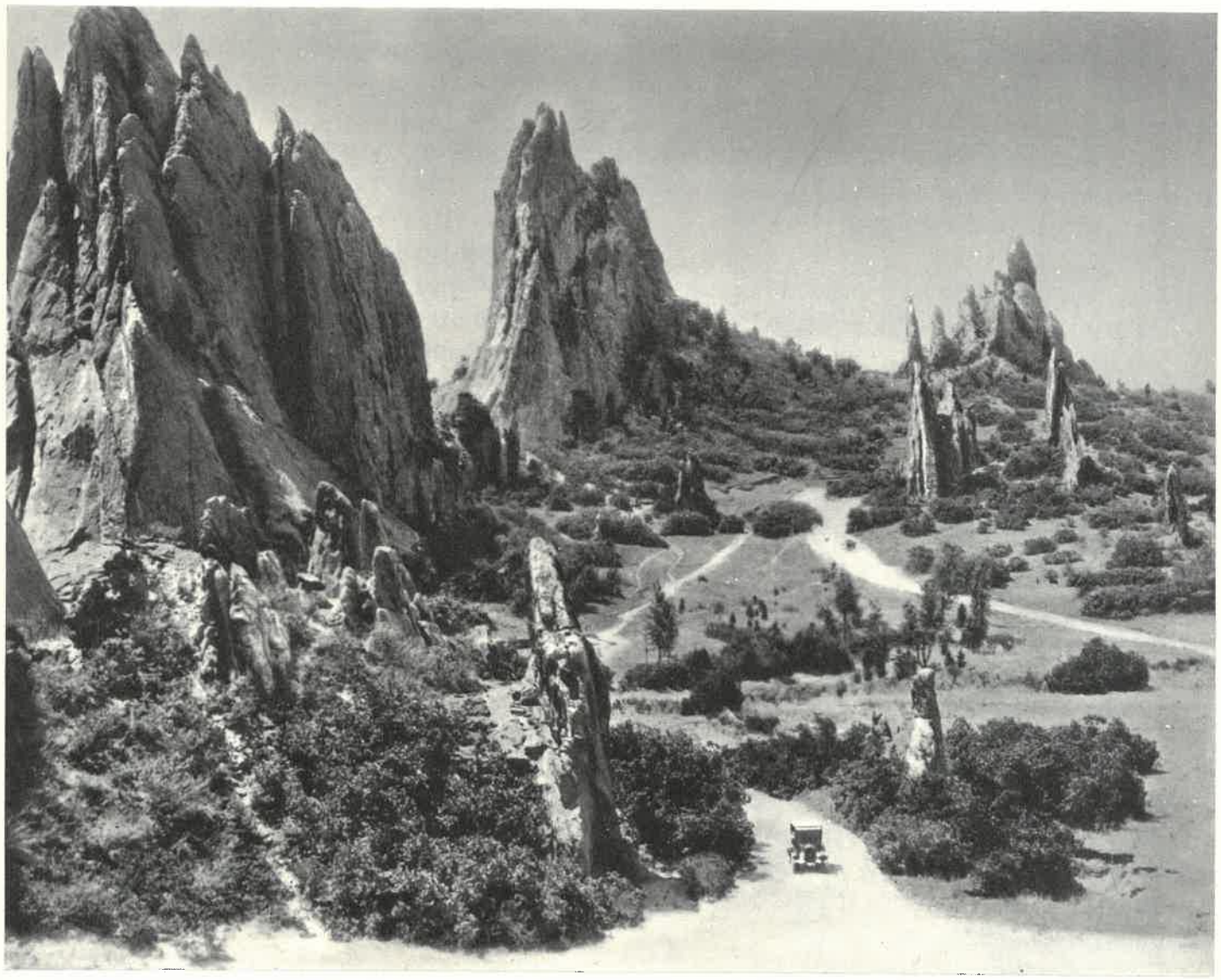
Arthur Holitscher.

In Gesprächen mit führenden Männern der Sowjet-Union kehrt gegenwärtig sehr oft ein pittoresker Ausdruck wieder: »das kleine asiatische Kap«, nämlich Europa. Sieht man die Landkarte an, so merkt man, daß dieser pittoreske Ausdruck wirklich etwas besagt, denn an die schier unermeßliche Fläche des asiatisch-europäischen Rußland angeheftet, sieht Europa tatsächlich wie eine kleine Ausbuchtung nach dem atlantischen Meer aus. Dieser pittoreske Ausdruck der Geringschätzung für den unbedeutenden Kontinent, der seiner Kolonien, im Zukunftsblick der Russen, bereits rettungslos verlustig gegangen ist, hat aber eine ganz besondere Bedeutung, sobald man auf der Landkarte den nordamerikanischen Kontinent als Gegengewicht der maßlosen Ausdehnung Rußlands betrachtet. Dann merkt man, was mit dem Ausdruck »das asiatische Kap« gemeint ist. Rußland, das über Jahrhunderte zu denken gewohnt ist, sieht sein Gegengewicht, nein, sein Gegenspiel, seinen Gegenpol in Nordamerika. In den U. S. A. erblickt es nicht so sehr einen Kontinent, nicht allein die ungeheure geeinte Menschenmasse, sondern ein System, wirkungsvoll und erfolgreich am Werke, das, dem eigenen diametral entgegensetzt, kraft seines Erfolges, seiner anerkannten Stärke, seiner verbürgten Dauerhaftigkeit die einzige große Gefahr für das eigene, ebenfalls erfolgreiche, aber noch nicht als beständig anerkannte bildet. So wie wir heute in unserer europäischen Politik, um nicht geradezu zu sagen, in unserer deutschen, die Mittelparteien zwischen den extremen immer hoffnungsloser zerrieben sehen, so greift Rußland den kommenden Ereignissen voraus und erklärt, daß das kleine asiatische Kap zwischen Rußland und Nordamerika ja doch in absehbarer Zeit zerrieben, zerbröckelt und ins Wasser gefallen sein wird.

Es ist natürlich nicht sehr schwer, vom Standpunkt eines Parteifanatismus aus, wie der russische einer ist, das Problem Amerika zu betrachten. Ganz verfehlt wäre es aber, das Problem Amerika rein vom Standpunkte des kleinen asiatischen Kaps zu betrachten und dabei in den Widersinn zu verfallen, dem jener legendäre Besucher von Paris verfiel, als er auf die Behauptung, der Eiffelturm sei von jedem Punkte der Stadt zu sehen, vor dem Trocadero mit dem Rücken gegen den Eiffelturm stehend erklärte, daß der Eiffelturm nicht zu sehen sei. Die Russen selbst sind sehr eifrig dabei, die Methoden Amerikas zu studieren. Sie tun das nicht als Spione innerhalb einer fremden Macht, deren strategische Geheimnisse sie zu erforschen suchen, um sie dann zu konterkarrieren, sondern sie tun es, weil es sie außerordentlich interessiert, die Grundlagen der menschlichen Natur zu erfassen, die in den Staaten eine von den Russen hart bekämpfte Entwicklung bis zur Apotheose gefördert haben.

Man kann natürlich die Grundbedingungen einer der eigenen diametral entgegengesetzten Entwicklung aus der gegebenen Distanz leichter erkennen, als wenn man auf einem nah benachbarten Punkt steht, in einer hybriden Umwelt, in der die Systeme rasch wechseln, im Fluß begriffen sind, sich widersprechen, bald und leicht ad absurdum geführt werden. Ich glaube daher, daß es tatsächlich nicht uneben ist, wenn wir den Problemen Amerikas heute mit ähnlichem Interesse, wenn nicht Fanatismus begegnen, wie die Russen, obzwar wir, oder gerade weil wir auf unseren Prinzipien nicht felsenfest fußen, wie die Russen das trotz ihrer notgedrungenen, mannigfachen, den Außenstehenden oft verwirrenden Konzessionen an die Gegenseite tun.

Die Infusion des Amerikanismus in unser europäisches Dasein ist nicht allein aus dem verlegten Schwergewicht der ökonomischen Macht zu begreifen, nämlich dem Unterliegen der Londoner City zugunsten von Wall Street. Ökonomische Probleme sind nur ein Korrelat zu moralischen Wahrheiten, im letzten Grunde zu religiösen Grunderkenntnissen und Instinkten — Instinkten, die je nach der Zeit, in der sie auftreten, dem Leben der Menschen ein metaphysisches, dann ein ethisches, oder ein ganz und gar profanes Gesicht geben. Nicht umsonst haben die Amerikaner momentan, sozusagen als Gösch in ihr Sternenbanner (wobei ich allerdings nicht weiß, wie und wo sich eine solche Gösch zwischen den Sternen und Streifen anbringen ließe!) den Wahlspruch: »Service« geschrieben. »Service«, das je nach der Kategorie des Dienenden von der allerhöchsten Bedeutung des Wortes bis zur allerprimitivsten abwandelbar ist, zeigt heute den Standard, das Niveau, den moralischen Pegelstand des Amerikanismus, ist für uns, da es tausend Synonyme



TEIL DER »COLORADOSPRINGS« IM NATIONALPARK, U.S.A.

in sich faßt, der Betrachtung wohl wert. Es ist im Grunde genommen eine Abwandlung des Begriffes »Kollektivismus«, gegen den sich wohl niemand so hartnäckig und wild sträuben wird, wie der Selfmade-Amerikaner, der die Ausnutzung der eigenen individuellen Kraft über die Massen bis zur Virtuosität entwickelt hat. Und doch wäre »Dienst« undenkbar ohne böses Gewissen.

Die naive Zusammensetzung von scheinbar nicht zusammengehörigen Tendenzen und Gedanken im öffentlichen und privaten Leben Amerikas drängt zu einer Formulierung, die den Zweck hat, das Gewissen zu beruhigen. —

Sonntagsandachten und Wochentagshast.

Die Kirche als ethischer Fels inmitten brandenden rücksichtslosen Geschäftsbetriebs.

Zu Cant überwetzte Moralbegriffe und stillschweigende Duldung allgemeiner Heuchelei.

Menschenliebe und Negerverfolgung.

Kunst, die in ihren gültigen Beispielen nur Protest gegen das tägliche Leben Amerikas vorstellt.

Allsommerliche Massenflucht beengter und trockengelegter U. S. A.-Bewohner in das feuchte, buntbewegte Europa.

Sacco — Vanzetti.

Zwei-Parteien-System und alles, was man jetzt in der Wahlkampagne besonders genau beobachten kann.

Maßloses Emporschießen Weniger und gemäßigtes Höherschrauben des ökonomischen Niveaus für die Vielen. Pathetisches Herübersenden zu uns von: Friedensschiffen, Kriegsächtungspakten und dabei das gemächlich fortgesetzte Manöver gegen die kleinen wehrlosen Republiken der Panamazone, Zentralamerikas . . .

ach, hundert ähnliche Inkongruitäten, Inkonsequenzen, Dissonanzen ließen sich im Handumdrehen aufzählen. In allen summiert sich der Begriff Amerikanismus. Wahrscheinlich sind sie unerläßliche Attribute der Demokratie, der horrenden, ungestörten Konzentration des Geldes, der ökonomischen Gewalt, die Amerikas Signatur in diesen Zeitläuften ist. Wenn man den Auspizien trauen darf, die der eine Präsidentschaftskandidat in seiner großen Wahlrede vor einigen Wochen gestellt hat, steht der nordamerikanische Staatenverband an der Schwelle einer monströsen, alle Begriffe übersteigenden Prosperität.

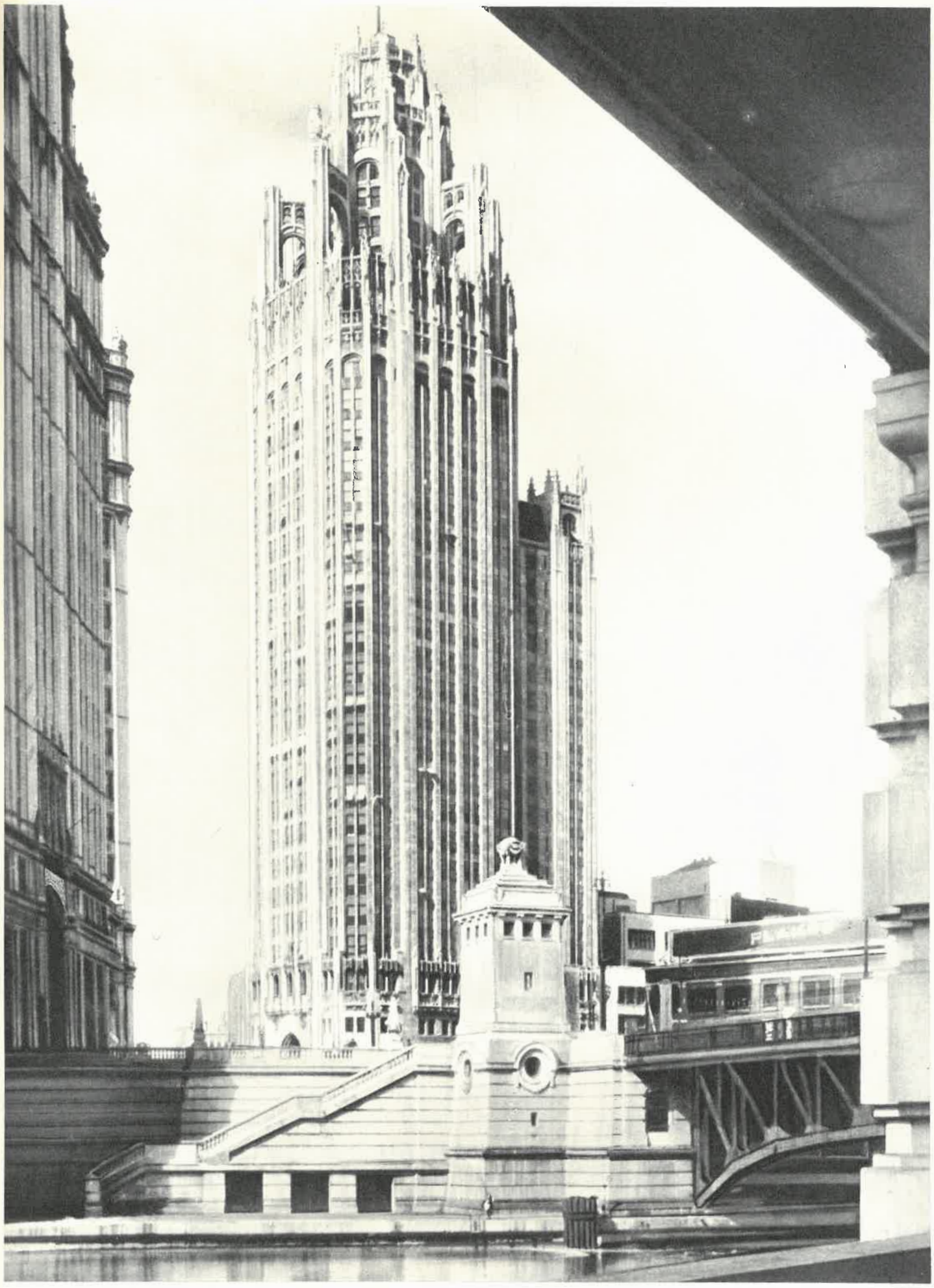
Was bleibt da einem »kleinen asiatischen Kap« zu tun übrig, wenn es, vom Osten her, in seinen traditionellen Grundinstinkten bedroht, von Übersee-Westen her seine Grundinstinkte bedrohlich überschattet und geknechtet sieht? Es bleibt ihm übrig, was dem von der Vergangenheit und ihrem Glanz lebenden adelsstolzen Niedergängling zwischen zwei Emporkömmlingen besonderer und höchst ungleicher Art zu tun bleibt. Wenn es sich nicht, wie es leider in einigen wundervollen Ländern und bezaubernden Städten der Fall ist, als Museumführer, Hotelwirt und Cicerone durch mehr oder minder verborgene Genüsse bescheiden will, muß es seiner Tradition gehorchend weiter und weiter Das vollführen, wozu seine Vergangenheit es geradezu prädestiniert: das antike Gewissen der Welt, die Kultur unterstreichen, aufrechterhalten, sozusagen mit abgeschabten Ärmeln die Fackel der Philosophie emporrecken, damit diese in dem Scheinwerferlicht von rechts und links, als kleines rötliches Fanal, immerhin noch einen kleinen glühenden Fleck bedeute. Wie lange wird es dauern, daß dieses kleine Licht noch brennt? Wird es denen im Osten als Licht aufgehen? Schwerlich. Denn die haben ihre eigene Philosophie, sogar sehr innig europäischen Ursprungs, nämlich von Hegel her. Länger wird es sich nach Westen zu bewähren, das steht außer Frage. Aber es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange es dauern wird, bis die beiden großen Gegner, die sich gegenwärtig mit unverhohlenem Interesse belauern, die beiden feindlichen Systeme zu einem entscheidenden Zusammenprall gelangen.

Zwischen diesen beiden Systemen wird Europa, wenn nicht zerquetscht, doch bis zur Belanglosigkeit plattgedrückt werden. Da das System von Osten her in der alten Welt, durch die notgedrungenen grundlegenden Veränderungen, Umgestaltungen der Instinkte, mehr allgemeines Erschrecken als enthusiastische Bejahung hervorgerufen hat, wird sich Europa der Prosperität des amerikanischen Systems mit all seinen Verzerrungen, seinem offenkundigen X für ein U, seinen besonderen inneren Bedingungen zuneigen und gefügig erweisen.

erweisen.

Aber auf dem Grunde dieser Dinge steckt, wie im Osten so auch in den U. S. A., eine ungeheure, schrankenlose Tüchtigkeit, Lebensfähigkeit der gegenwärtig auf Erden lebenden Menschenrassen. Diese Tüchtigkeit ist, was Amerika anbelangt, keine spezifisch amerikanische Eigenschaft. Denn Amerika, das seine Aristokratie aus den puritanischen Vorzeiten herleitet und deren hundertprozentige Tugend nicht nur den eigenen Menschenmillionen aufzuoktroyieren gewillt ist, besteht ja zum überwiegenden Teil aus Massen, die jenem untergehenden »kleinen asiatischen Kap« entstammen, ja sogar Gegenden, welche schon bedeutend nach Osten hineingreifen — nach jenen hybriden Gebieten, in denen Ost und West sich einigermaßen pestilenzialisch mischen, brodelnd vereinen. Amerikanismus ist also nicht ausschließlich Eigenprodukt, dafür aber wahrscheinlich eine der Signaturen, unter denen die Zukunft sich entwickeln wird.

Der Amerikaner sagt: nichts habe solchen Erfolg, wie der Erfolg. Aber der Erfolge gibt es grundverschiedene. Im Wesentlichen liegt unsere moralische, politische, ökonomische Zukunft in der Frage beschlossen: wann werden die beiden diametral entgegengesetzten Systeme zu einer Auseinandersetzung gelangen. Oder, falls es bis dahin noch zu lange dauern sollte: zu einer Verquickung. Letzterer Fall ist nicht unwahrscheinlich. Tüchtigkeit und Tüchtigkeit bekriegen sich nicht wie Feuer und Wasser, sondern wie Feuer und Feuer. Daraus, daß Amerika die Grundinstinkte des Menschen in seiner Weise zum Triumph geführt hat, daraus, daß das Sowjetsystem sich unter Kämpfen schwerster, heroischer Art ein Jahrzehnt lang und darüber gehalten hat, folgt: daß noch Hoffnung in der Vitalität der Erdenvölker ist, Bürgschaft für künftige Emporentwicklung.



DAS GEBÄUDE DER CHIKAGO TRIBUNE

THEORIE UND PRAXIS DES FASCHISTISCHEN STAATES

Maximilian Claar.

Die reiche Literatur, die seit 1923 besonders auch in Deutschland sich mit dem Faschismus befaßt, hat eine Reihe von Fragen nicht mit genügender Klarheit zu beantworten vermocht. Die erste dieser Fragen ist etwas faustischer Natur. Was war im Anfange, das Wort oder die Tat? — Die zweite sehr wesentliche Frage knüpft an einen anscheinenden Widerspruch an: Ist der Faschismus eine ausschließlich italienische Einrichtung, die nach Gambettas Wort über den Antiklerikalismus kein Exportationsartikel ist oder ist der faschistische Staat das Allheilmittel, das Italien der Welt schenkt, damit sie daran sich aufrichte und Roms Spuren folge. Diese zwei Fragen müssen vor allen Dingen beantwortet werden, wenn man sich Theorie und Praxis des faschistischen Staates klarmachen will. Das Wort Fascio ist weder sprachlich noch in der praktischen Anwendung eine Erfindung Mussolinis. Er selber legt Wert darauf, festzustellen, daß sein Faschismus, also die Gründung der fasci di combattimento im Jahre 1919 bereits die vierte politische Anwendung des Wortes war. Zum erstenmal hat 1892—1894 der sizilianische Sozialistenführer Giuseppe de Felice (1859—1920) eine agrarisch-revolutionäre Bewegung mit dem Ausdruck fasci rivoluzionari bezeichnet. Sie erinnerte an die Bundschuhbewegung der deutschen Bauern im ausgehenden 15. Jahrhundert, nur daß in Sizilien das Symbol nicht der Schuh, sondern die Bauernmütze war. Gegen die Hüte, das heißt gegen die Herren, richteten sich die ersten Fasci, deren Bewegung also nicht konservativ war und von Crispi blutig unterdrückt wurde.

1914 griff Mussolini das Wort auf. Er kam ja damals von derselben Sozialdemokratie, welcher de Felice angehörte. Um die Interventisten unter einer Fahne zu sammeln, bediente er sich der Fasci. Sie waren es, die, wenn auch in noch loser Verbindung, das treibende Element wurden für den Kriegseintritt Italiens. Als dieser am 24. Mai 1915 erzielt war, lösten sich die Fasci ganz von selber auf, sie verschwanden gewissermaßen in dem einzigen Verband, der nun noch Geltung hatte: im Heer des Königs!

Eine dritte Anwendung des Wortes, diesmal in begrenztem Kreis, finden wir 1917, als die Niederlage von Karfreit von den Italienern selber auf die »defaitistische« Agitation der Sozialisten und Klerikalen mehr noch als auf militärische Momente zurückgeführt wurde. Damals bildete sich in den beiden Häusern des Parlaments die Kampf- und Abwehrvereinigung des fascio di difesa parlamentare. Sie wollte den Geist des Widerstands stärken, zum Aushalten mahnen, und daß ihr das gelang, zeigt das Ende des Krieges für Italien. Mussolini war an dieser Gründung unbeteiligt, denn er stand im Feld und war nicht Mitglied des Parlaments.

Dafür griff er das Wort Fascio 1919 wie 1915 auf, um seinen politischen Idealen das brauchbare Instrument zu schmieden. Als sich das schier Unbegreifliche ereignete, daß in einem Siegerstaat die Parteien die Oberhand erhielten, die den Krieg nicht gewollt hatten, als haltlose Schwäche parlamentarischer Koalitionsregierungen dem Moskauer Bolschewismus Tür und Tor öffneten, als das Chaos nahe und näher rückte, da schuf Benito Mussolini 1919 aus gleichgesinnten Kriegsteilnehmern die fasci di combattimento. Schon 1921 zogen sie 38 Mann stark in die Kammer ein. Lawinengleich anschwellend marschieren sie 1922 auf Rom. Die Macht ist in den Händen des Faschismus und seines Duce.

Wo ist in dieser Entwicklung Wort und Theorie? — Nirgends. Soweit man das Wort Fascio zurückverfolgt: Im Anfang war die Tat. Keine Neigung zu geschichtsphilosophischer »Einfühlung« wird dies je verdunkeln und in dem Ursprung des Faschismus ein theoretisches Moment entdecken können. Der Faschismus war und blieb Praxis, er schuf sich eine Theorie nachträglich, als es galt, nicht mehr sich selbst, sondern den Staat zu organisieren. Denn, wenn es 1922 scheinen konnte, als werde der zur Macht gelangte Faschismus im Staate aufgehen, so steht seit der großen inneren Krise von 1925 fest, daß es der Staat ist, der im Faschismus aufgeht. In dem Augenblick aber, in dem der Faschismus selber Staat wird, muß er auch staatsrechtlich begründen können, was er erstrebt und was er sowohl ändert als abschafft.

Und hier kommen wir zu der zweiten oben aufgeworfenen Frage. Inwieweit ist der Faschismus ein nicht übertragbares italienisches Eigengewächs, also zur Ausfuhr ungeeignet und inwieweit

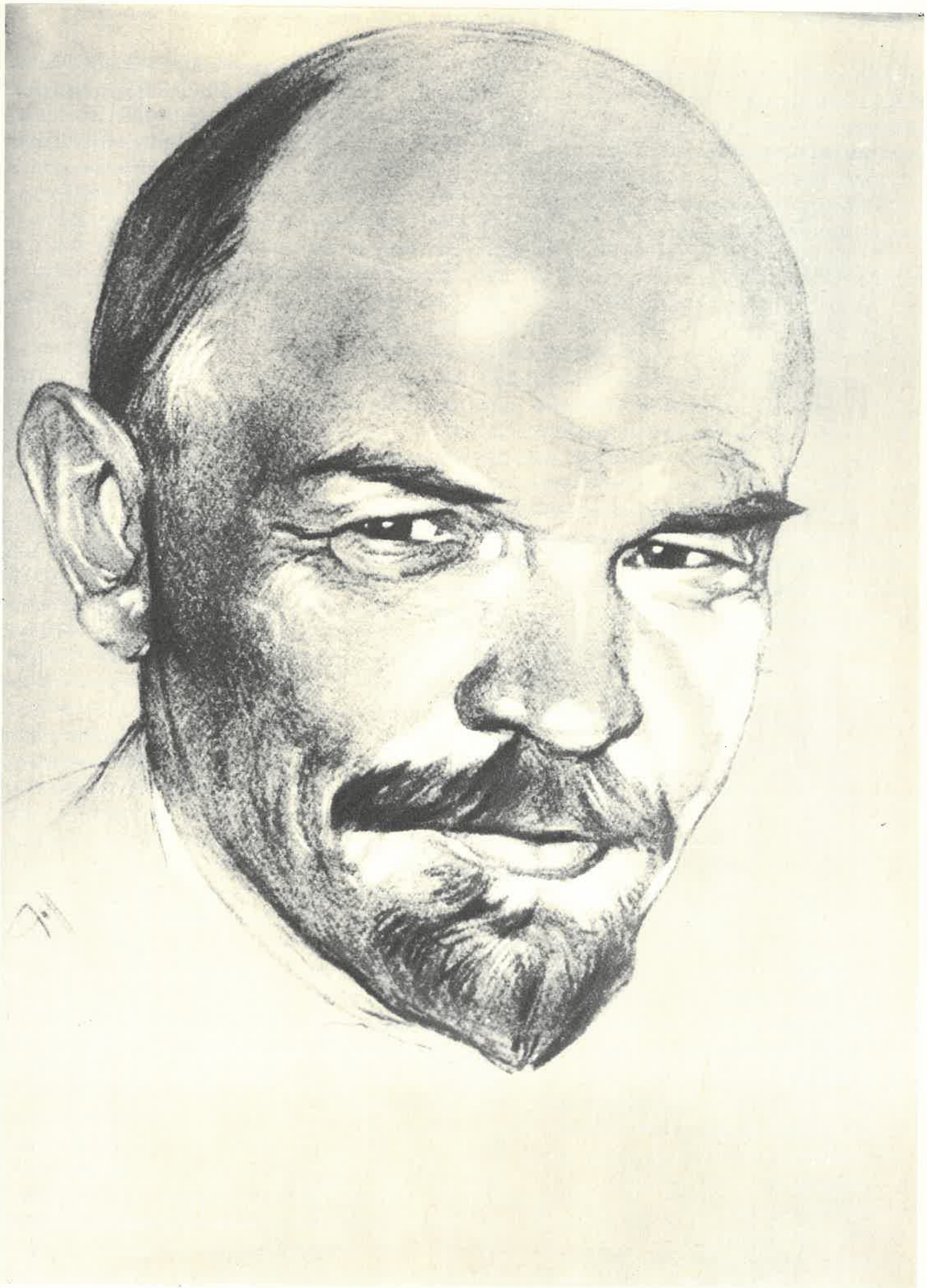
inwieweit

ist er ein allen Ländern anempfohlenes Mittel, den modernen Staat auf eine starke Autorität zu stützen? — Mussolini selber hat darüber ganz fest umrissene Ansichten, die er, wo er Gelegenheit dazu nehmen will, mit bewunderungswürdiger Klarheit auseinandersetzt. Italienisch und daher nicht übertragbar (auch wo tschechische, ungarische oder andere Faschisten sich bilden möchten) ist das, was Mussolini die Organisation der faschistischen Revolution nennt. Darunter versteht sich nicht nur die Art, wie die Fasci 1919—1922 gebildet wurden und die Macht im Staat erlangten, sondern auch die Organisation der eigenen Kräfte, um diese Macht zu behaupten. Niemals würde und könnte Italien einem anderen Lande anempfehlen, die Jugenderziehung vom 5. Lebensjahre an in die Hand des Staates zu legen, wie das mit der Schaffung der Balilla (von 5—12 Jahren), der Avangnardisti (von 12—18 Jahren) und dann der eingetragenen Faschisten geschieht. Das ist eine Organisation nach spartanischem und römischem Vorbild. Will ein anderes Land sie schaffen, so muß es aus eigenem die Notwendigkeit empfinden, nicht sich an das italienische Vorbild anlehnen, weil dieses Erfolg im eigenen Lande gehabt hat.

In noch weit höherem Maße gilt das von der faschistischen Nationalmiliz zur Vervollständigung und Ergänzung des Heeres. Auch diese Einrichtung kann nun und nimmer exportiert werden. Sie entspringt speziell italienischen Verhältnissen. Das Nebeneinanderbestehen von Reichswehr und Waffenorganisationen, wie Stahlhelm, bietet eine Analogie, aber nicht mehr, da es sich in Deutschland um Folgen der Friedensverträge handelt, was in Italien dahinfällt. Also alles das, was der Faschismus geschaffen hat, um die Früchte seiner Revolution zu sichern und zu verteidigen, alles was er selber durch den Mund seines Führers als die Organisation dieser seiner Revolution bezeichnet, ist nur für Italien bestimmt, nur in Italien möglich. Niemand denkt daran, diese Praxis des Faschismus ins Ausland zu übertragen oder dem Auslande zu empfehlen.

Anders liegt die Sache hinsichtlich der Theorie und Organisation des faschistischen Staates. Hier ist niemand mehr als Mussolini durchdrungen von der universellen Bedeutung dessen, was man nach der Carta del Lavoro von 1927 und nach der Wahlreform von 1928 als den Körperschaftsstaat zu bezeichnen pflegt. Mussolini betont vor allen Dingen, daß der Faschismus und alle seine politischen Gründungen auf dem Prinzip des Schutzes der Autorität aufgebaut sind. Der Faschismus ist also trotz seines Charakters und Ursprungs als revolutionäre Bewegung eminent konservativ. Der faschistische Staatsgedanke nimmt aber für sich kein Monopol als Schutz konservativer Autorität in Anspruch. Mussolini erkennt z. B. durchaus an, daß auch das Plebiszit einer nordamerikanischen Präsidentenwahl kraft der dann dem Präsidenten innewohnenden Befugnisse eine geeignete Vertretung der Staatsautorität ist, obwohl das Plebiszit durch Mehrheit entschieden wird. Kein geeignetes Äquivalent ist hingegen das Mehrheitsprinzip dort, wo dann auch seine restlose Anwendung das Staatsinteresse den wechselnden Mehrheiten unterwirft. Hier ist z. B. ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen dem Faschismus und dem parlamentarisch-demokratischen System der deutschen Republik. Dagegen liegt auf der Hand, daß zwischen der Art und Weise, in der die Diktatur des Proletariats in Moskau die Staatsautorität vertritt, und dem Faschismus trotz aller Gegensätze eine gewisse Analogie besteht. In der theoretischen Wahrung der Autorität steht Moskau Rom viel näher als Berlin oder auch Paris. Wo aber der Faschismus in erster Linie in Anspruch nimmt, der Welt mit seiner Staatstheorie ein Vorbild zu sein, das ist auf dem Gebiet der Wirtschaftskämpfe und der sozialen Frage. Der Anspruch ist um so größer, als der faschistische Staat die soziale Frage im eigenen Wirkungskreis für gelöst erachtet.

Fassen wir also zusammen, was sich heute ohne geschichts-philosophische Verdunkelung für Theorie und Praxis des faschistischen Staates politisch ergibt: Die Organisation der faschistischen Revolution und des Schutzes ihrer Folgen ist ausschließlich Praxis, ohne jede Theorie. Sie ist streng italienisch national und nicht zur Verbreitung im Ausland bestimmt. Die Organisation des faschistischen Staates hingegen, aufgebaut auf der Theorie von dem unbedingten Vorwalten der Staatsautorität, ist als universelles Vorbild gedacht. Politisch kann das bei den Erfahrungen vieler Staaten mit dem demokratisch-parlamentarischen System zu Erfolgen führen. Sozial- und wirtschaftspolitisch nur dort, wo der politische Erfolg vorausgegangen ist. Und das würde, wie heute die Dinge im Ausland liegen, nur im Wege von Revolutionen möglich sein, die erheblich blutiger ausfallen dürften als 1922 der Marsch auf Rom.



LENIN

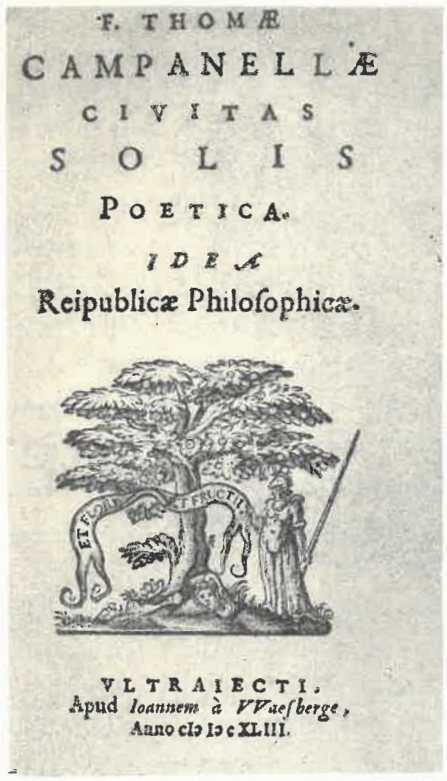
DER INDUSTRIEBÜRGER IM WELTSTAAT

Ernst Nölting-Berlin.

Der auf seine Einordnung in das Wirtschaftsleben sich besinnende Arbeiter wird bald eine Doppelhaftigkeit gewahren, die sein Bewußtsein spaltet in ein Wir- und Nicht-Wir-Bewußtsein. Einem Gefühl der Zugehörigkeit tritt gegenüber eine Empfindung des Ausgeschlossenseins und der Fremdbestimmtheit. (Wirtschaft ist ja teils eine Welt des eigenen Schicksalsvollzuges, etwas, das man selbst gestaltet mit Hand und Hirn.) Das Problem der Wirtschaftsanarchie und sein wissenschaftlich-theoretischer Niederschlag, die Konjunktur- und Krisenlehre, steht gerade gegenwärtig mehr denn je im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Besondere Institute für Konjunkturforschung suchen im Verein mit verwandten Unternehmungen eine Antwort auf die Frage zu finden, ob eine Möglichkeit besteht, die konjunkturalen Umschläge und das Krisenrisiko innerhalb der Wirtschaft auszumerzen oder doch abzumildern, wogegen von anderer Seite geltend gemacht worden ist, daß dieses stoßweise Ein- und Ausatmen, die unbeherrschte Dynamik der Bewegung, notwendiger Bestandteil der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation und erst mit dieser selbst zu überwinden seien. Wer über die Stellung des Arbeiters in der Wirtschaft sprechen will, muß der letzten Entwicklungsstufe der Arbeitsteilung, der Mechanisierung, besondere Bedeutung zumessen. Mechanisierung ist zunächst Arbeitszerlegung. Ein in sich geschlossener Arbeitsakt wird in eine Anzahl von Teilverrichtungen zerlegt, die jeweilig einem Arbeiter zugewiesen werden, dessen Arbeitspensum sich in den Teilverrichtungen erschöpft. In sich selbst sinnlos, weil zu keinem Abschlußziel führend, erhält jede Teilverrichtung Bedeutung erst im Gesamtorganismus der Unternehmung, der jedoch von dem einzelnen Arbeiter nicht mehr überblickt wird. Durch die »Kette der Hände« wird ein jedes Stück seiner Vollendung entgegengeführt. Bei der sogenannten Serienproduktion mit Vorratswirtschaft ist nicht einmal mehr diese sichtbare Aufeinanderfolge vorhanden, die dem Arbeitsvorgang immerhin etwas Rhythmik und Beseelung verleiht. Hier läuft in einem unaufhörlichen Fluß eine gewisse Anzahl Stücke von einem Arbeitssaal in einen anderen Arbeitssaal, zwischen denen keine sichtbare Verbindung besteht. In der Serienfabrikation offenbart sich am deutlichsten jene Mechanisierung (Entseelung, Entsinnung) des Arbeitsvorganges, der auf der einen Seite zu einer auf das Höchstmaß gesteigerten Ergiebigkeit führte, der aber gleichfalls eine grauenvolle Verödung und Leere in das Arbeiterleben brachte, weil mit ihm das Arbeitserlebnis unwiederbringbar verlorenging. Aus Aufgabenerfüllung, die anregte zum Nachdenken und Kombinieren, zu Phantasie und Gestaltung, wird Auftragsproduktion, die abstrakte Präzision und Ausschaltung aller subjektiven Zutat erfordert. Man hat mit vielen Mitteln versucht, der Mechanisierung des Arbeitserlebens zu begegnen, weil man von ihr einen Ausfall der Arbeitsfreude, eine Verkümmerung allen schöpferischen Menschentums, seelische Abstumpfung, Verrohung und Verödung fürchtete. Man hat auch darauf hingewiesen, wie die aufgezwungene Seelenleere zu Ausgleichsreaktionen führen müsse, indem sie in dem von ihr betroffenen Arbeiter ein psychopathisches Traumleben, den Drang nach grellen Sensationen und Exzessen herausbildet. Es sind Stimmen laut geworden, die mit Entschiedenheit einen freiwilligen Abbau unseres hochgezüchteten Industrialismus forderten, die Siedlung und Gartenstadthandwerk und bäuerliches Leben als Heilmittel priesen (Ruskin), andere wollten unser ganzes industrielles Leben in Kunstgewerbe auflösen, andere wieder erwarteten die Rettung von einer neuen, Unternehmer und Arbeiter gleich stark erfassenden Umwälzung der Arbeitsethik (Carlyle). In neuester Zeit hat man Gedanken der »Werkstattaussiedlung« (Rosenstock) propagiert, weil man von kleinen, aus dem Riesenorganismus der Fabriken ausgesiedelten Arbeitsgruppen jene Bewährung geistig-seelischer Arbeitskräfte erhoffte, die man in der Fabrik für unwiederbringbar verloren erachtete. Alle diese Vorschläge sind nichts als romantische Fluchtbewegungen vor unerbittlichen Tatsachenzwängen. Die Existenz unseres 70 Millionenvolkes nimmt uns die Möglichkeit der Wahl. Sie macht Industrialisierung und großbetriebliche Produktionsweise zu unentrinnbarem Schicksal. Sie sind der bei weitem humanste Ausweg aus jener Lebensnot, der wir sonst gegenübergestellt wären. Das Arbeitserlebnis alten Stils — es bleibt dahingestellt, wie weit es für vergangene Zeiten wirklich vorhanden war und mehr als eine Literatenerfindung bedeutet — ist endgültig dahin und ist nicht wieder zu erwecken. Unabhängig von der jeweiligen Wirtschaftsformation (und also auch jenseits des

des

Kapitalismus!) bleibt unser Leben auf entseelte Technik gestellt. Arbeitsraum und Lebensraum auseinandergerissen. Erfülltes Leben ist nur noch im letzteren als Möglichkeit gegeben, während der Arbeitsraum Lebenseinbuße, soziales Pflichtpensum bedeutet, Preis, den wir für unsere gesellschaftliche Existenz eben zu bezahlen haben. Das Entscheidende aber ist, daß diese Situation gar nicht konflikthaft empfunden wird, wenigstens nicht von denen, auf die es hierbei allein ankommt, von den Arbeitermassen (vergl. hierzu Heinz Marr: »Von der Arbeitsgesinnung der Massen«). Das Arbeitertum ist maschinengläubig und technikgewillt. Das unterscheidet vielleicht zutiefst den Arbeiter vom »Bürgerlichen«, daß sich der Arbeiter nicht gar so wichtig nimmt, daß er der organisierbare soziale Pflichtenmensch ist, der ohne viel Spreizen ein lebendiges Verständnis besitzt für die kollektiven Notwendigkeiten. Er will die Arbeit, deren Verrichtung ihm als soziale Aufgabe zufällt, technisch modern, großräumig, sachlich-kühl. Er ist frei von jeder handwerklichen Budenromantik (vergl. Hendrik de Man, »Der Kampf um die Arbeitsfreude«, Jena 1927). Auch das Fließband betrachtet der Arbeiter mit jenem kühl-stolzen amor fati, der ihn auszeichnet. Es ist nicht die technische Verfassung der Arbeit, unter der er leidet, wohl aber die soziale. Ist aber Technik ewig, so ist Wirtschaftsorganisation begrenzte und veränderbare Zeitlichkeit. Nicht die Maschinenknechtschaft, sondern die Lohnknechtschaft erzeugt soziale Spannung, die Gedrücktheit, die Rechtlosigkeit, die Unsicherheit und die Horizontlosigkeit des Lebensraums. Das Arbeitserlebnis würde ohne katastrophale soziale Folgen preisgegeben werden, könnte man dafür das Betriebserlebnis auf der Grundlage des Mitbestimmens und des Mitbesitzens eintauschen. Das ist die neue große Wendung in der Entwicklungsgeschichte der Arbeit, zu der das Arbeitertum heute triebhaft und mit Bewußtsein drängt: der Übergang zur sozial-entlasteten Arbeit; zu einer Arbeit, von der das lähmende Bewußtsein der sozialen Unfreiheit und der wirtschaftlichen Ausbeutung hinweggenommen ist. Dann würde trotz Mechanisierung ein aufgestauter Strom von Arbeitslust, von dem alle Aussagen aus Arbeitermund zeugen, einströmen in unsere versandende Wirtschaft, wenn man, statt die widerwillige Arbeitsleistung des Industrieheloten zu erpressen, die freiwillige Arbeitsbereitschaft des Industriebürgers zu wecken vermöchte. Denn aus sozial befriedigtem Dasein wächst Arbeitsfreude als natürliche Frucht. Das ist die Kernfrage, die an ein jedes Wirtschaftssystem zu stellen ist und von der seine Beurteilung abhängig ist; ob es die nötigen Arbeitsmotive und Arbeitsantriebe zu wecken und zu erhalten vermag, oder ob es das Arbeitertum in zerstörungssüchtiges, renitentes Rebellentum abdrängt. Dieser neue Industriebürger ist heute erst im Werden begriffen. Doch sehen wir bereits deutlich eine Entwicklung in unserer Wirtschaft, die diesem Ziele zuführt. Aus der Kritik der politischen Demokratie und der Unzulänglichkeit aller nur formalen Gleichberechtigung des Stimmzettels, ergab sich die Forderung nach Wirtschaftsdemokratie, nach gleichberechtigter Beteiligung auch der Arbeitnehmer an der Wirtschaftsführung. Freiheitserklärung in der staatsbürgerlichen Sphäre, erreicht mit der politischen Demokratie, bedeutete noch nicht Freiheitsgewinn in der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Sphäre. Erst mit der Demokratisierung der die Wirtschaftsführung ausübenden Organe auf der Grundlage gesetzlicher Einschaltung von Arbeitnehmervertretern, d. h. von Vertretern der Arbeitnehmerorganisationen in alle die Wirtschaftsführung ausübenden Stellen tritt neben den gleichberechtigten Staatsbürger der gleichberechtigte Wirtschaftsbürger. Noch ist zwar keine Wirtschaftsdemokratie als erreichter und abgeschlossener Zustand vorhanden, denn noch fehlt das Gemeinwesen Wirtschaft, noch herrscht sogar vielfach in der Arbeiterschaft selbst Unklarheit darüber, was Wirtschaftsdemokratie überhaupt ist, wo ihre Ansatzpunkte liegen, ob sie eine Etappe zum Ziel oder einen in die Irre führenden Abweg darstellt. Wohl aber ist vorhanden und im Fluß ein Prozeß der Wirtschaftsdemokratisierung, eine Entwicklung zur Wirtschaftsdemokratie, für die bereits eine ganze Reihe von Belegen angeführt werden kann (Reichswirtschaftsrat, Reichskohlenrat, Reichskalirat, Zentralausschuß der Reichsbank, Reichseisenbahnrat, Verwaltungsrat der Reichspost, Reichswasserstraßen-Beirat, Beirat für das Branntweinmonopol usw.) Als die feindlichen Spannungen im Arbeitersklaven zu groß wurden, erfand man über alle Übergangsstufen hinweg den »freien Lohnarbeiter«, der, nachdem seine Zeit erfüllt ist, nun ebenfalls wieder zum Problem gestellt ist. Die gerechte und bewußte Einordnung dieses freien Lohnarbeiters als vollberechtigter Industriebürger in unsere Wirtschaft und Gesellschaft wird die große Aufgabe unserer Zeit sein.



F. THOMÆ
CAMPANELLÆ
CIVITAS
SOLIS
POETICA.
IDEA
Reipublicæ Philosophicæ.

VLTRAIECTI,
Apud Ioannem à VVaesberge,
Anno cIↃ IↃ cXLIII.

CAMPANELLAS »SONNENSTAAT«
(Titelblatt)

Manifest

der

Kommunistischen Partei.

Veröffentlicht im Februar 1848.

London.
Druck von R. Hirschfeld, English & Foreign Printer,
48, Clifton Street, Finsbury Square.

1848.

KOMMUNISTISCHES MANIFEST VON 1848
(Titelblatt)

AU SUJET D'UNE LANGUE INTERNATIONALE

Henri Legrand.

Pour développer une conscience, une vie mondiale, ne comptons pas seulement sur l'intensité chaque jour plus grande des rapports économiques et intellectuels, sur la rapidité croissante des échanges et des communications entre les hommes adultes, il faut prendre le problème à la base par l'enseignement des enfants. Il importe que le jeune homme, lors de son entrée dans la vie politique et sociale, soit déjà un Européen, un Mondial, qu'il n'ait pas à le devenir. Je dis plus: cette orientation des jeunes esprits vers le supernational ne doit pas être réservée à une élite, elle doit être communiquée aux classes moyennes, au peuple tout entier, afin de donner à la conscience mondiale une très grande généralité, un poids immense.

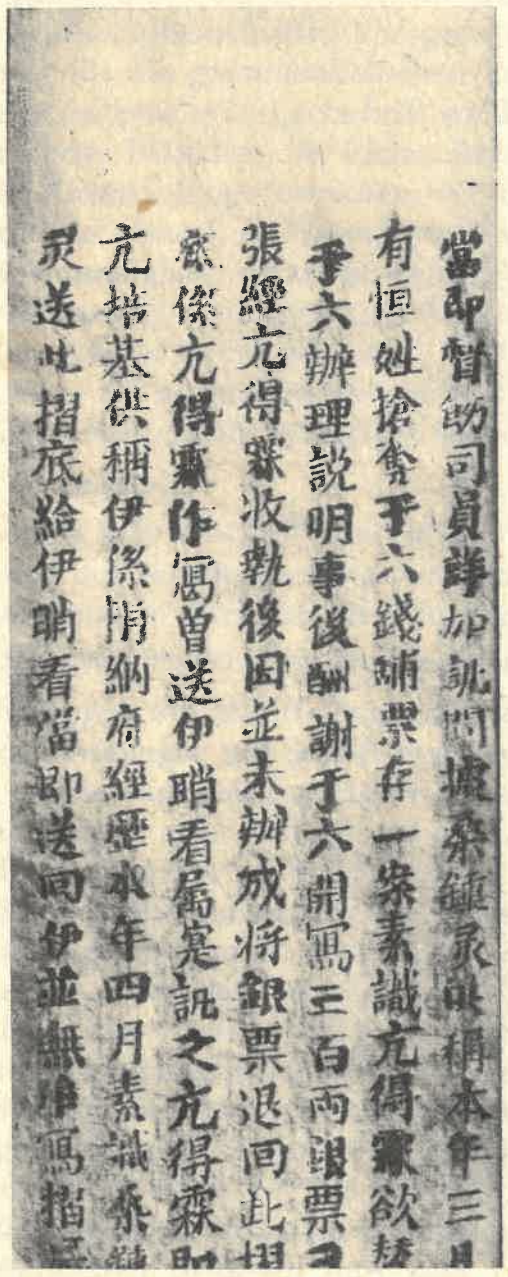
De là, un grand nombre de problèmes pédagogiques internationaux: — accord des méthodes d'enseignement, — organisation des études dans chaque nation de façon à éviter que la culture soit le privilège d'une classe, de façon à faire que n'importe quel enfant puisse parvenir aux plus hautes études, s'il en a les capacités (c'est ce que l'on appelle en France le problème de l'Ecole Unique), — mise en harmonie de certains enseignements essentiels à la formation d'un Citoyen du monde, comme celui de l'Histoire, — recherche d'un langage commun à tous les peuples. Je me borne dans les lignes qui suivent à étudier le problème d'une langue internationale. Question qui fait sourire d'aucuns. Eh quoi! n'y a—t—il pas quantité d'écrivains, de savants, de journalistes, d'artistes, d'hommes d'affaire, d'hommes politiques qui possèdent bien les trois ou quatre langues les plus répandues sur la terre et qui s'en servent avec une aisance absolue! Certes, mais, si nombreux que soient des hommes d'un pouvoir d'expression verbale quasi mondial, ils ne sont qu'une élite. Ce n'est pas avec un petit nombre que l'on créera une vie collective du monde. Il est de fait que beaucoup de personnes apprennent difficilement plusieurs langues, et l'ardeur actuelle de chaque peuple à vouloir marquer, préserver et développer son importance particulière dans le monde multiplie le nombre des langues essentielles à connaître, si l'on veut se mêler à la société universelle.

D'abord, c'est le devoir d'un gouvernement de faciliter aux étrangers l'étude du langage national, par des simplifications morphologiques et syntaxiques, par une tendance raisonnable vers une graphie phonétique, toutes les fois que la précision et la clarté ne s'y opposent pas. Certains pays ont beaucoup fait en ce sens, tels que l'Allemagne et l'Italie. L'étude des langues étrangères doit être rendue plus aisée pour chaque peuple par les échanges de colonies scolaires.

Mais ce n'est pas assez. Et l'on ne peut se dérober au problème de la recherche d'une langue internationale, qui, apprise en complément de la langue nationale, permettrait à chaque homme de se faire entendre par le monde entier. Nos enfants n'ont pas le temps d'apprendre beaucoup de langues étrangères, ils doivent s'instruire d'une quantité croissante de choses utiles; plus la civilisation se développe, plus le nombre des nations nécessaires augmente. Pour la masse, quel bienfait ce serait qu'avec l'étude d'une seule langue étrangère, tout l'univers s'ouvrît à chacun. L'Espéranto, l'Ido ont été créés de toutes pièces pour répondre à ce but. L'ont—ils rempli? Peuvent—ils le remplir? Des congrès se sont tenus où des Asiatiques ont conversé en espéranto avec des Européens. On a imprimé en espéranto des traductions d'œuvres philosophiques, on a composé des poèmes en espéranto, mais depuis tant d'années que cet effort a été entrepris, combien de personnes en fait se servent de l'espéranto dans les rapports internationaux? Pourtant l'espéranto est une langue toute logique, facile, construite comme une ville américaine, à angles droits et selon un plan qui permet, une fois donnée la formule, de tirer de chaque racine une famille entière de mots, infailliblement.

Il faut bien reconnaître que l'espéranto et l'ido, qui en est issu, ont jusqu'à ce jour très peu progressé. La cause en est à la fois obscure et simple: ces langues artificielles ne sont pas des langues vivantes. S'agit—il de désigner des objets matériels, de faire des commandes à un magasin d'accessoires, on envisage très bien l'utilisation de l'espéranto, comme de ces codes télégraphiques dont les industriels dressent des catalogues extrêmement commodes. Mais dès qu'il s'agit de parler, d'échanger des idées, d'exprimer des sentiments, de vouloir communiquer à d'autrui tout ce qui est la vie de l'esprit et de l'âme, que peut le dictionnaire d'espéranto devant

cette nécessité, avec tous ses mots semblables à des carcasses élémentaires, sans muscles, sans chair, sans palpitation vitale. Quel moyen d'établir un langage artificiel dont chaque mot ait cette souplesse acquise, cette richesse de manies, comme autant de timbres musicaux, autour d'un son fondamental? Il est impossible de définier chaque mot d'espéranto pour des équivalents en plusieurs langues. Dès qu'il s'agit de termes abstraits (et ceci est souvent vrai aussi des mots concrets), il n'y a pas de correspondance exacte entre les mots de deux langues. Ceux qui savent très bien une langue étrangère, lorsqu'ils en usent, ne traduisent pas en partant de leur idiome maternel, ils pensent et s'expriment directement dans cette langue, et s'ils veulent traduire, ils éprouvent toujours de la lenteur et de la difficulté. Ainsi, en se proposant, comme on l'a fait, de définier chaque mot d'espéranto par un équivalent dans plusieurs langues à la fois, on n'a pu donner à chaque mot d'espéranto qu'un sens élémentaire, vague, sec, résidu commun de la comparaison des mots anglais, allemands, français etc., de sens analogue, sans aucune des précisions que réclame une langue usuelle. On entrevoit un moyen de définir sûrement les mots d'une langue artificiellement créée, ce serait d'en faire le décalque exact d'une langue vivante, d'une seule. Mais alors, cette langue artificielle n'apporterait de commodité qu'à un seul peuple, celui qui parlerait cette langue-repère. Tous les autres peuples, pour parler la langue internationale, devraient d'abord apprendre cette langue-repère et l'on aboutit à une plaisante inutilité de la langue artificielle! Pourque, sans une langue-repère, une langue artificielle pût se constituer avec une richesse et une précision suffisante, il faudrait qu'il y eût quelque part un groupe d'hommes, une sorte de cité où l'on s'essayerait à la parler couramment et continuellement; des tournures se formeraient peu à peu, les mots s'amèneraient; à force d'usage, ils se chargeraient des significations requises à l'expression d'une pensée complète et variée. Il faudrait que cette langue acquît un passé, une vie véritable. Cela supposerait un effort, une volonté, une discipline rigoureuse qui apparait comme un dévouement invraisemblable. Ajoutons que, dans une langue artificielle, la monotonie même des formes et des accords — avantage précieux pour la mémoire — cause une satiété, s'oppose à ce besoin de liberté, de diversité qu'éprouve l'homme dans toutes ses activités. Cette constatation ne rend pas très désirable un parler de forme mécanique. La conclusion, c'est que le plus simple n'est pas d'attendre que l'espéranto se soit accru, — grâce à l'héroisme de certains pionniers, — de tout ce qui fait la capacité et la puissance d'expression d'une langue. Le plus court est de choisir une langue vivante actuelle, et de convenier qu'elle sera enseignée dans toutes les écoles par toute la terre. Le peuple qui aurait l'honneur de voir son langage choisi pour être celui de l'Humanité consentirait volontiers à introduire dans l'enseignement de sa langue les simplifications morphologiques et autres dont j'ai parlé plus haut et qui en rendraient l'étude plus aisée aux autres peuples. Mais quelle langue choisir? Il est douteux que les grandes nations consentent à désigner la langue de l'une d'elles comme langue universelle. Si l'on prenait une langue qui a été vivante et qui ne mettrait aucun peuple actuel en vedette? une langue d'autrefois, le latin par exemple? — Des difficultés analogues à celles de l'espéranto naîtraient. Il faudrait fabriquer de toutes pièces tout un vocabulaire moderne pour les arts téchniques et, ce qui est plus difficile, pour les abstractions modernes. En outre, ces langues anciennes de structure synthétique ne s'accordent guère au sens de notre esprit moderne analytique: elles sont difficiles et incommodes. Il est fâcheux que la Suisse n'ait pas une langue nationale. Là se ferait le langage de l'Europe et sans doute du Monde. On pourrait peut-être chercher un idiôme international du côté de la Scandinavie . . . ? Ainsi, chaque enfant apprendrait sa langue maternelle, puis cette langue internationale. On pourrait aller dans le pays d'origine apprendre à parler et à écrire avec exactitude cette langue universelle. Une littérature, un théâtre, une presse mondiale se créeraient dans cette langue. La science, la philosophie y trouveraient un moyen d'expression immédiat pour tous les hommes. La téléphonie sans fil marquerait de façon émouvante l'unité de langage du monde. Certes, cette langue évoluerait; c'est une nécessité, mais les liens des hommes sur toute la terre seraient assez étroits pourque cette évolution se fasse sans cassure, d'un mouvement qui se propagerait sans discontinuité par toute la terre. L'exemple de la langue anglaise dans le monde est significatif à cet égard. En définitive, il est raisonnable de penser que le problème si important d'une langue universelle est, si les principales nations le veulent, actuellement très près d'une solution possible.



DETAIL DER CHINESISCHEN STAATSZEITUNG „KING PAO"
(Gegründet in der Han-Dynastie 206-219 n. Chr.)

ert-Tokyo.

ungen mit
Rotations-
eichen auf
ngen und
In Japan
nd Bücher
inesischen
ienen aber
Zeitschrift
ungsloses,
auch die
der China-
h und für
ur ca. 400
eutungen,
chen ist es
Anders als
atisch vor.

ettung der

h wie nur
rd, was er
ht geben.
fänger im
kann, und
ger, nicht
wer! Um
und nicht
rnung der
daß z. B.
jährigem
könnten.
okyo und
igen sino-
ckt wird,
Chinesen,
die Ethik
en bereits
und sehr
ller Sino-
enigstens
gen und
ig Ruhm
reiben zu
schriften.
vestlichen

CHINA-BILD-SCHRIFT ALS WELTHILFSSCHRIFT

F. Gilbert-Tokyo.

Es scheint in Deutschland nicht genügend bekannt zu sein, daß in Japan sechs Zeitungen mit Auflagen von teilweise über 250000 pro Tag, je Morgen- und Abendausgabe, mit Rotationsmaschinen allergrößten Stils jeden Tag und jede Nacht Billionen von chinesischen Zeichen auf das Papier werfen; dazu kommt eine größere Anzahl von mittleren und kleineren Zeitungen und Zeitschriften mit Auflagen von 100000 und mehr sowie zahllose Buchdruckereien. In Japan wird sehr viel gelesen, nicht viel weniger als in Deutschland. Zeitungen, Zeitschriften und Bücher werden in China gänzlich mit der Chinaschrift und in Japan mit der Mixtur von chinesischen Zeichen und den beiden Silbenschriften Katagana und Hiragana gedruckt; letztere dienen aber im wesentlichen nur für die grammatikalischen Endungen. Und Romaji?? — Die Zeitschrift »Romaji«, die die Japansprache in Lautschrift wiedergibt, ist ein ganz kleines, bedeutungsloses, monatlich erscheinendes Blättchen. In China liegen die Verhältnisse ähnlich, wenn auch die Zeitungen nicht die Riesenauflagen erreichen, wie in Japan. Die Idee eines Aufgebens der Chinaschrift ist aber nicht nur absurd, sie ist auch praktisch für die Chinesen ganz unmöglich und für die Japaner beinahe unmöglich; denn die chinesische Sprache hat je nach Dialekt nur ca. 400 bis 800 Laute, die Silben »shi« und »ko« zum Beispiel haben über 100 verschiedene Bedeutungen, und erst durch die chinesische Begriffsschrift wird klar, was gemeint ist; im Japanischen ist es nicht viel anders, denn die japanische Sprache ist durchsetzt mit chinesischen Lauten. Anders als die Japaner und Chinesen und die bisherigen Chinaschriftlehrbücher gehe ich systematisch vor.

Diese Systematik ist erreicht:

1. durch Verzicht auf jede Schrift-Etymologie,
2. durch Trennung der Schrifterlernung von der Spracherlernung und durch Ankettung der deutschen Bedeutungen direkt an die chinesischen Zeichen,
3. durch die Erfindung des Prinzips der Merknamen.

Ich habe gar nichts gegen die Schrift-Etymologie an sich, aber es ist so unpädagogisch wie nur irgend möglich, den Anfänger mit Schrift-Etymologie zu belasten, denn dadurch wird, was er eben gelernt hat, wieder umgestoßen. Jeder Pädagoge wird mir darin bestimmt recht geben. Wir Europäer-Amerikaner aber sind bis auf ganz, ganz wenige Ausnahmen alle Anfänger im Chinaschrift-Studium, denn wer noch nicht einmal eine Tageszeitung vom Blatt lesen kann, und wer noch nicht die darin gebrauchten Zeichen schreiben kann, der ist doch ein Anfänger, nicht wahr?? — Aber fast keiner kann es, auch viele Fachsinologen nicht, — es ist auch schwer! Um so gebotener ist es aber, bei der Erlernung der Chinaschrift alles Weitabliegende und nicht unmittelbar Nützliche, also vor allem die Schrift-Etymologie wegzulassen, denn die Erlernung der heutigen Druckschrift ist wirklich schon schwer genug. Die Forderung des Tages ist, daß z. B. die heutigen Beamten für den konsularischen Dienst vor ihrer Ausreise in höchstens einjährigem Studium so weit gebracht würden, daß sie ca. 2000 Zeichen schreiben und deutsch lesen könnten. Das wird aber, soviel ich weiß, fast nie erreicht. Nur die ersten Dolmetscher für Tokyo und Peking können das, aber wohl erst nach jahrelangem Studium. Blickt man in die wenigen sinologischen Fachzeitschriften, in denen auch zum Teil mit chinesischen Zeichen gedruckt wird, was sieht man?: Artikel über die alte Geschichte der Chinesen, über die Herkunft der Chinesen, über alte chinesische Stein- und Bronze-Inschriften, über die Kunst Ostasiens, über die Ethik und Philosophie des Konfuzius, Menzius, Laotse (die übrigens in guten Übersetzungen bereits vorliegen) etc. Alles sehr verdienstliche, aber auch meistens sehr alte, sehr entfernte und sehr weitabliegende Dinge! — Aber das Nächstliegende, die erste und vornehmste Aufgabe aller Sinologie-Schulen, die chinesische Schrift zu lehren, nämlich die Studenten zu befähigen, wenigstens Straßen-Inschriften, kurze Anzeigen, kurze Artikel und, wenn möglich, Tageszeitungen und allgemeine östliche Literatur zu lesen, wird vernachlässigt. Es ist natürlich auch wenig Ruhm dabei zu holen, moderne chinesische und japanische Literatur fließend lesen und schreiben zu können, aber es ist das Notwendigste! Viel notwendiger als die Entzifferung alter Inschriften. Es ist bitter, aber es muß gesagt werden, daß, während Japan sich die Leistungen der westlichen

westlichen

Kultur in hohem Grade zu eigen gemacht hat, der Westen sich bis jetzt mit ganz wenigen Ausnahmen unfähig erwiesen hat, sich die Hauptleistung des Ostens, die chinesische Schrift anzueignen. Das muß nun möglichst bald geschehen, und zwar mit neuen Methoden, denn die japanischen Fibeln sind wohl für die japanischen Schulkinder gut und als Lesebücher für Anfänger auch, aber das völlige Fehlen der Methode bei der Schriftlehre für die japanischen Kinder brauchen wir nicht mitzumachen, sondern müssen mit westlicher, also vor allem deutscher Methodik (das ist ja doch unsere Stärke!) vorgehen, um schnell zu nennenswerten Resultaten zu gelangen, denn wir haben keine 6 Jahre für die Erlernung der chinesischen Schrift zur Verfügung wie die japanischen Kinder, sondern für die Grundlage, wie in meinem »ABC der Chinaschrift« niedergelegt, und für Durcharbeitung der japanischen Fibeln wohl meist nur ein Jahr; es muß im Allegro-Tempo gehen! —

Ein wirklicher Wandel, um die einzigartige chinesische Begriffsschrift für die ganze Erde und damit zur Völkerverständigung nutzbar zu machen (siehe meine Ausführungen hierüber in der »Bilderschrift«), kann allerdings nur geschaffen werden, wenn die Chinaschrift in der Schule gelehrt würde. Griechisch könnte für die meisten heutigen Schüler fortfallen; Lateinisch ist im beschränkten Maße wohl nötig, um die internationalen wissenschaftlichen Bezeichnungen der Zoologie, Botanik etc. zu verstehen; aber es erscheint kaum noch zeitgemäß, daß Schüler lateinische Klassiker im Original lesen, da es im praktischen Leben mit wenigen Ausnahmen nicht im geringsten verwendbar ist. Die so gewonnene Zeit wäre für Grundlage und Weiterbildung in der chinesischen Schrift zu verwenden; das wäre zeitgemäße Arbeit, da die Schüler durch diese Schrift in geistige Berührung mit dem ganzen östlichen Kulturkreis kommen. Die Schrift ist für den Osten viel wichtiger als die Sprache und könnte daher auf den Schulen direkt deutsch gelesen werden. Wer nach Japan, Nord- oder Süd-China geht, kann ja dann später die entsprechenden Sprachen lernen. Aber das wichtigste ist die den ganzen Osten verbindende Schrift, die hoffentlich in ein oder zwei Jahrhunderten die ganze Erde verbinden wird. Die einzigartige chinesische Begriffsschrift steht als Verständigungsmittel viel höher als die westlichen Papperlapapp-Schriften, aber sie hatte bis jetzt einen Nachteil, den der schweren Erlernbarkeit, den ich durch eine bessere, nämlich systematische Didaktik zu beheben bemüht bin. Hoffentlich finde ich dabei Mitarbeiter! — Die Hauptsache für eine bessere Didaktik ist, daß wir mit zwei festen Punkten arbeiten, einem festen Bild und einem festen Namen; hier habe ich den Hebel angesetzt. Wenn Archimedes zur Begründung des Hebelgesetzes sagte: »Gebt mir einen festen Punkt, und ich hebe die Welt aus den Angeln«, so bin ich in meiner Forderung noch anspruchsvoller und sage: Gebt mir zwei feste Punkte, und ich mache die großartige, aber schwer erlernbare Chinaschrift sehr viel leichter lehrbar. Der eine feste Punkt ist schon da, wenn wir uns an die heutige Druckschrift halten und uns um die Etymologie nicht kümmern (die japanischen Schulkinder und deren Lehrer kümmern sich auch fast gar nicht darum), den andern festen Punkt habe ich durch die Merknamen geschaffen. Auf diese Weise kann die chinesische Begriffsschrift ohne allen unverhältnismäßigen Aufwand an Zeit- und Gehirnkraft in das System unserer westlichen Kultur eingefügt werden. Die Gehirnfunktionen bei Memorierung auch schwieriger Zeichen werden durch meine Methode auf ein Minimum reduziert, wofür folgende Beispiele zur Erläuterung dienen mögen:

1.	虫	黽		蠅
	Insekt	Frosch	=	Fliege
2.	鬥	龜		鬮
	kämpfen	Schildkröte	=	Lotterie
3.	龍	耳		聾
	Drachen	Ohr	=	taub

Obige drei Beispiele illustrieren besonders, wie scheinbar recht komplizierte Zeichen mit je zwei Worten dem Gedächtnis sicher eingeprägt werden können. — Nach der chinesischen Strichzählung, von der sich meine Methode ganz frei macht, besteht Beispiel 1 aus 19 Strichen (6 + 13), Beispiel 2 aus 26 Strichen (10 + 16) und Beispiel 3 aus 22 Strichen (16 + 6), und doch behält

behält

der nach meiner Methode Lernende die obigen Zeichen mühelos durch die einfachen Gleichungen:

Insekt — Frosch = Fliege
kämpfen — Schildkröte = Lotterie
Drachen — Ohr = taub

Im einzelnen sind die obigen Zeichen auch gute Beispiele, in wie witziger und plastischer Weise der Chinese durch Gleichungen seine Ideen ausdrückt: Alle Komposit-Zeichen sind »durch Gleichungen ausgedrückte Ideen«. — Man sehe mal eine Stubenfliege an: Sie stellt in der Tat den Frosch im Insektenreiche dar. —

Zu Beispiel 2: Es steckt viel Kulturgeschichte in den Zeichen, oft auch da, wo man es zunächst nicht glaubt, z. B. bei kämpfen Schildkröte = Lotterie: Die Chinesen sind bekanntlich große Spieler, lassen Schildkröten kämpfen und wetten auf dieselben, daher das oben angeführte Zeichen für Lotterie.

Zu Beispiel 3: Obgleich der Drache früher Chinas Wappentier war, bedeutet er oft etwas Böses, daher: Drache (im) Ohr = taub.

4.	女	未		妹
	Frau	noch nicht	=	jüngere Schwester
5.	女	襄		孃
	Frau	wachsen	=	Fräulein
6.	女	賓		嬪
	Frau	Gast	=	Braut
7.	取	女		娶
	nehmen	Frau	=	heiraten
8.	女	古		姑
	Frau	alt	=	Schwiegermutter
9.	女	兼		嫌
	Frau	gleichzeitig	=	hassen

Obige sechs Beispiele aus dem Reiche der Frau sind ebenfalls interessant:

4. Eine jüngere Schwester durch die Gleichung »Frau noch nicht« auszudrücken ist niedlich!

5. Eine zur »Frau wachsende« ist dagegen ein Fräulein; dieses Zeichen wird auf allen an Fräuleins adressierten Briefen und Briefumschlägen gebraucht.

6. Im alten China kam die Zukünftige scheinbar erst mal im Hause des Bräutigams zu Gast, daher: »Frau — Gast = Braut«.

7. »nehmen — Frau = heiraten« bedarf keiner Erläuterung, es ist die nächstliegende Gleichung, die man überhaupt für »heiraten« wählen kann, heute wie vor 2000 Jahren.

8. Im Osten denkt man oft anders als im Westen, aber gegen die Schwiegermutter ist man im Osten ebenso ungalant wie im Westen, daher die Gleichung »Frau — alt = Schwiegermutter«.

9. (Mehrere) Frauen gleichzeitig (im Hause): das gibt ein Unglück, das geht nicht gut, daher »Frau(en) — gleichzeitig = hassen«.

10.	木	華			樺
	Baum	Blüte		=	Birke
11.	木	艮			根
	Baum	hart		=	Wurzel
12a.	艹	世	木		葉
	Gras	Welt	Baum	=	Blatt

10. Der Baum, dessen weiße Rinde wie eine Blüte leuchtet, ist die Birke, daher: Baum — Blüte = Birke.

Birke.

Mit dieser Blüte schreibt sich — nebenbei gesagt — China, das sich selbst bekanntlich stets poetisch als »das mittlere Blütenland« bezeichnet.
中 華 民 國

11. Wurzelholz ist bekanntlich sehr hart, daher: »Baum — hart = Wurzel«.

12a. Die Blätter des Baumes faßt der Chinese als die »auf dem Baume befindliche Graswelt« auf, daher: »Gras — Welt — Baum = Blatt«.

12b. 木 羊 永 樣
Baum Schaf ewig = Herr

12b. Die in Briefen jeden Tag millionenfach benutzte Anrede, unserem: Herrn . . . entsprechend.

13. 疒 風 瘋
krank Wind = Kopfweh

14. 疒 甘 疳
krank süß = Kinderkrankheit

13. Aus innerem Wind (Blähungen) oder von starkem äußeren Wind kann Kopfweh entstehen, daher: »krank — Wind = Kopfweh«.
14. Kinder des Ostens wie des Westens essen manchmal zuviel Süßigkeiten, so daß sie krank werden, daher: »krank — süß = Kinderkrankheit«.

15. 口 亥 咳
Mund Wildschwein = Husten

16. 口 万 虎 號
Mund zehntausend Tiger = ausschreien

17. 加 貝 賀
vermehren Muschel = gratulieren

15. Wenn dem menschlichen Mund rauhe Töne gleich dem Grunzen eines Wildschweins entfahren, dann hat sich der Mensch erkältet, er hat Husten, daher: »Mund — Wildschwein = Husten«.
16. Wenn man in Japan friedlich im Büro arbeitet, ertönt manchmal auf der Straße ein gräßliches Geschrei. Es ist irgendein Unglück passiert, und es wird ein Extrablatt ausgeschrieen, es ist ein »Gebrüll wie von 10000 Tigern« (die Völker des Ostens übertreiben gern ein bißchen!), daher:

口 万 虎 號
»Mund zehntausend Tiger = ausschreien«.

Die beiden Zeichen:

ausschreien draußen bedeuten dann = Extra-Blatt
號 外 號 外

Das letztere diene als Beispiel, wie erst zwei Zeichen einen Begriff ergeben, was man ebenfalls wieder, wie oben dargestellt, durch eine Gleichung behält.
17. Geld wird im Osten genau wie im Westen »groß geschrieben«; wenn sich das Geld vermehrt, dann ist es also ein glückliches Ereignis, zu dem man dem Glücklichen gratulieren muß, daher: »vermehren — Muschel(geld) = gratulieren«.
Ferner ist zu diesem Beispiel noch zu erwähnen, daß im alten China — und bis vor kurzem ja auch noch in der Südsee — Muscheln als Geld verwandt wurden; wir haben also ein Stück Kulturgeschichte in diesem Zeichen; die meisten mit Geld zusammenhängenden Zeichen sind daher noch mit dem Zeichen Muschel gebildet — eine Reihe anderer dann mit dem modernen Geld-Zeichen 金, das drei Bedeutungen hat, nämlich: Metall, Gold, Geld.

Geld.

18.	氵	夕		汐
	Wasser	Abend	=	Flut
19.	氵	青		清
	Wasser	blau	=	rein

18. Der Engländer spricht von der »evening—tide«, der Abend—Flut, ebenso denkt der Chinese: »Wasser — Abend = Flut«.

19. Wenn das Wasser nicht braun, sondern blau ist, ist es rein, daher: »Wasser — blau = rein«.

20.	弓	長		張
	Bogen	lang	=	spannen

20. Man sollte erwarten: »Bogen — gewölbt = spannen«, denn die meisten heutigen Bogen sind »lang«, wenn sie ungespannt sind, und werden beim Spannen gewölbt und verkürzt. — Es ist aber wohl möglich, daß in alten Tagen in China jene Bogen gebraucht wurden, bei denen es umgekehrt war; der bekannte Anthropologe Prof. Weule hat in einer Monographie des »Kosmos« über die Waffen alter Völker darüber berichtet.

21.	雨	辰		震
	Regen	Kreisdrache	=	Erdbeben
22.	雨	田		雷
	Regen	Feld	=	Donner
23.	雨	段		霞
	Regen	Stufe	=	Nebel

Alle mit dem Wetter zusammenhängenden Begriffe werden mit dem Zeichen »Regen« gebildet.

22. »Regen — Feld = Donner«.

23. »Regen — Stufe = Nebel«.

21. »Regen — Drache« hat dann zur Bedeutung das in Japan leider so häufige »Erdbeben«; oben ist »Kreisdrache« geschrieben, zum Unterschied von dem weiter oben in Beispiel 3 erwähnten allgemeinen »Drachen«; der im Beispiel 21 im Zeichen Erdbeben vorkommende Drachen ist nämlich der im Tierkreis vorkommende Drachen, dessen sämtliche zwölf Zeichen lauten:

Ratte	Rind	Tiger	Hase	Drache	Schlange
子	丑	寅	卯	辰	巳
Pferd	Schaf	Affe	Vogel	Hund	Wildschwein
午	未	申	酉	戌	亥

Diese Zeichen werden sehr viel gebraucht; ich habe in meiner »Bilderschrift von China und Japan« ausführlich hierüber geschrieben.

24a.	爪	冖	心	夂	愛
	Nagel	deckt	Herz	Schlag (im allgemeinen Sinne)	= Liebe
24b.	䜌	心	戀		
	System	Herz =	Liebe (zwischen den Geschlechtern)		
25.	音		心		意
	Stimme		Herz	=	Sinn
26.	亡		心		忘
	zerstört		Herz	=	vergessen

Alle »Herz«-Zeichen bedeuten etwas, was die Seele und das Gemüt oder das Gehirn betrifft.

24a. Nagel deckt Herz Schlag = Liebe.
Man denkt unwillkürlich an die Gebärde der Schauspieler, die die rechte Hand auf die linke Brust- resp. Herz-Seite legen, wenn sie von Liebe sprechen.
24b. »System« (gebildet aus den Zeichen 糸 Faden, 言 Wort, 糸 Faden) und »Herz« ergibt als Bedeutung die Liebe zwischen den Geschlechtern.
25. Der richtige »Sinn« ist die »Stimme des Herzens«, daher: »Stimme — Herz = Sinn«.

26. Wenn im »Herzen« etwas »zerstört« ist, so ist etwas, vielleicht etwas Wichtiges »vergessen«, daher: »zerstört — Herz = vergessen«.

27. 虎 豕 刀 劇
Tigerfell Schwein Schwerter = Theater

27. Im alten China-Theater traten in Tigerfelle gehüllte Männer auf und machten die Leute gruselig, ferner gab es da dressierte Schweine und Schwertgefechte, daher: »Tigerfell — Schwein — Schwerter = Theater; übrigens sind bei den heutigen Volksbelustigungen (Matsuri) auf den improvisierten Volksbühnen immer noch, wie jeder, der nach Japan kommt, sehen kann, Männer mit grauslichen Tigermasken sowie Schwertgefechte zu sehen, während die dressierten Schweine hier in Japan allerdings nicht mehr, aber, ich glaube, in China noch zu sehen sind. Wer zuerst die Zeichen, wie oben, studiert, erlebt viel Spaß und denkt an die Worte unseres wohl ältesten deutschen Sinologen, des bekannten Dichters Friedrich Rückert: »Und jetzo seh' ich's um mich walten, sich glänzend einen Lenz gestalten, mir eine Neuwelt aufgetan in der urältsten alten!«
Auf Grund der vorstehenden Beispiele wird sich der Leser den Kommentar zu den noch folgenden Beispielen selbst bilden können; es sind nur manchmal kurze Hinweise gegeben:

28. 糸 會 繪
Faden Gesellschaft = Bild (gewebte Bilder)

29. 聿 曰 書
Pinsel sprechen = schreiben (eine reizende Gleichung)

30. 山 厂 火 炭
Berg Felsen Feuer = Kohle (das im Berg liegende Feuer-Material)

31. 日 寺 時
Sonne Tempel = Zeit (Sonnenuhr im Tempel)

32. 牛 寺 特
Rind Tempel = besonders (besondere Rinder für Tempeldienst)

33. 土 襄 壤
Erde wachsen = fruchtbar

34. 山 奇 崎
Berg merkwürdig = Kap (gute Bildgleichung)

35. 戸 羽 扇
Tür Feder = Fächer (der Faltfächer, der »wie eine Tür« auf- und zu-klappt)

36. 車 兪 輸
Wagen ja = transportieren

36. Dies Zeichen in Verbindung mit den nachgestellten Zeichen: »入 hinein« und »出 hinaus«, ergibt die täglich vieltausendmal gedruckten Begriffe für »Import« und »Export«.

Export.

37. 亻 二 仁
Mensch zwei = Liebe (im Sinne v. Humanität)

37. Obiges aus nur vier Strichen bestehende Zeichen wird sehr häufig gebraucht. — Die »Liebes-pillen«: 仁丹 (Jintan), für die sehr große Reklame, auch besonders Lichtreklame gemacht wird, wird mit diesem Zeichen geschrieben; daher sieht man dieses schöne Zeichen allnächtlich am Nachthimmel Tokyos aufleuchten.

38. 無 舛
kein widerstehen = tanzen

38. »Tanzen« durch die Gleichung »kein widerstehen« auszudrücken, ist wirklich sehr niedlich!

39. 宀 王 缶 貝 寶
Dach Juwel Topf Muschel(=Geld) = Kostbarkeit

39. Juwelen und der Topf mit Geld unter einem Dach ergibt als Bedeutung »Kostbarkeit«; dieses Zeichen ist nun schon aus vier Grundzeichen zusammengesetzt; es sei hier erwähnt, daß die höchsten Kombinationen, das heißt, die kompliziertesten Zeichen mit wenigen Ausnahmen aus nur sechs Grundzeichen bestehen. — Nur ganz wenige Zeichen sind aus noch mehr Grundzeichen gebildet.

40. 止 戊 少 歳
bleiben fünf richtig = Jahr

40. Diese merkwürdige Gleichung erhält ihren Sinn höchstwahrscheinlich aus dem Tierkreis (siehe Bemerkung zu Beispiel 21); der Tierkreis wird in Kombination mit den Ordnungszahlen 1 bis 10 zum 60 Tage=Cyclus benutzt: 6 × 60 Tage = 360 Tage: 360 + 5 Extra=Bleibe=Tage (ohne Cyclus=Rechnung) = 365 Tage = richtige Tageszahl des Jahres.

Die obigen Beispiele werden dargelegt haben, welch ungeheurer geistiger, die Phantasie befruchtender Inhalt in den chinesischen Zeichen steckt. — Es muß aber betont und festgehalten werden, daß die Mnemotechnik ohne alle Gehirnbelastung nur durch die wenigen Worte der Gleichung, z. B. »Tigerfell, Schwein, Schwerter=Theater« bewirkt wird, und daß also die Strich=Mnemotechnik in eine Laut=Mnemotechnik transformiert ist: Auf den gedachten Wortbefehl: »Tigerfell, Schwein, Schwerter« schreiben wir z. B. das Zeichen 劇 mühelos und ohne Gehirnanstrengung hin. — Nur mit dieser Methode ist leicht zu arbeiten, weil sie an unser hochentwickeltes Sprachgehirn anschließt. — Nur mit dieser Methode wird der Nervosität vorgebeugt, die eine ganze Reihe von Europäern beim Studium der Chinaschrift ergriffen hat.

Diese Didaktik ist meine Erfindung; sie hat von den Chinesen selbst nicht erfunden werden können, da ihre Sprache zu arm ist; von den Japanern kaum, da ihre Sprache mit chinesischen Worten durchsetzt ist; die bisherigen westlichen Sinologen aber sind auf diese so naheliegende Sache wohl deshalb nicht gekommen, weil sie an der Etymologie gescheitert sind; ich werfe, wie oben schon auseinandergesetzt, für Anfangsunterricht und Weiterbildung die ganze Schrift=Etymologie über Bord und bin der Meinung, daß man sich, Ausnahmen abgerechnet, erst ganz zuletzt mit Etymologie befassen darf; dann ist die oben gezeigte Mnemotechnik durch Gleichungen für alle heutigen chinesischen Schriftzeichen auf Grund der in meinem »ABC der Chinaschrift« gegebenen Grundzeichen durchführbar.

Ein Lexikon nach obigen Grundsätzen liegt im Manuskript vor. Größtmögliche Vereinfachung muß die Losung bei der Didaktik der Chinaschriftlehre sein; es kommt bei der Chinaschriftlehre nicht darauf an, die Wissenschaft zu vermehren, sondern zu vermindern; nicht auf die Wissenschaftlichkeit — ein relativer Begriff, wie oben gezeigt — kommt es an, sondern darauf, daß wir schnell und ohne Gehirnüberlastung zum Kopfwissen des Nötigsten gelangen. Daher sind auch die Bestrebungen der japanischen Regierung zu begrüßen, die darauf abzielen, die heute noch gebrauchten 6000 Zeichen auf ungefähr die Hälfte zu vermindern. Auf den japanischen Schreibmaschinen ist diese Verminderung bereits erreicht, denn auf denselben sind nur ca. 2500 chinesische Schriftzeichen enthalten, der Rest ist Katagana, Hiragana und Interpunktion. Die Entschuldigung, daß man die endlose Zahl der chinesischen Zeichen (große Lexika enthalten ca. 12000, die allergrößten sollen 40000 enthalten!) ja doch nicht lernen und behalten könnte, gilt also heute nicht mehr!

mehr!

Denn die Praxis des modernen Lebens hat erfreulicherweise diese allzugroße Anzahl auf 2500 Zeichen reduziert, und im Maximum werden nur noch 6000 gebraucht. Aber mit 2500 Zeichen, die auf der japanischen Schreibmaschine enthalten sind, kann man beinahe alles schreiben. Diese 2500 Zeichen gilt es zu erlernen, mit möglichster Schnelligkeit unter Weglassung alles Weitabliegenden und zunächst Überflüssigen, also vor allem unter Weglassung der Schrift-Etymologie. Alle von den Chinesen und Japanern geschriebenen Lexika halten sich fast ausschließlich nur an die heutige Form, sind also vom Standpunkt der Schrift-Etymologie unwissenschaftlich, dagegen vom Standpunkt der Formenlehre wissenschaftlich; ich bin wohl daher berechtigt, die Frage aufzuwerfen: Warum sollen wir eigentlich wissenschaftlicher sein als die Chinesen und Japaner selbst? Warum sollen wir? Warum? Nein, wir sollen nicht und wir wollen nicht; außerdem sind Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit, wie in den vorhergehenden Sätzen angedeutet, relative Begriffe, denn vom Standpunkt der Formenlehre sind die chinesisch-japanischen Lexika und meine Methode wissenschaftlich. Zuerst gilt es die 2500 Zeichen, die heute auf den japanischen Schreibmaschinen gebraucht werden, zu erlernen, dann möglichst noch 2—3000 Zeichen dazu, um uns dem Maximum der heute gebrauchten Zeichen zu nähern; dann käme etwa »Gyosho« und »Shosho« die etwas, resp. stark abgekürzten Chinaschriften, die die Japaner mit einer an das Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit schreiben, dann die sehr interessante Kalligraphie; nebenher werden bei den in Ostasien Lebenden Sprachstudien gehen. Und dann zu allerletzt käme die Schrift-Etymologie, mit der heute in der unpädagogischsten Weise der Anfänger geplagt wird, und womit man ihm das Formwissen, das man ihn auf der einen Seite lehrt, auf der andern Seite wieder zerstört. Ausnahmen, aber seltene, bestätigen natürlich die Regel: Wenn sich jemand für ein Zeichen besonders interessiert, kann er ja nachforschen oder nachdenken, wie dasselbe entstanden ist, aber im allgemeinen ist es zu vermeiden, weil die Erlernung der heutigen Form das viel Wichtigere ist, und die heutigen 2500 bis 6000 Zeichen auswendig zu lernen, wahrlich schon eine große Aufgabe darstellt.

Die Zeit ist sicher nicht fern, wo alle West-Völker mit der von mir in obigem skizzierten und im »ABC der Chinaschrift« weiter ausgeführten Methode die einzigartige Begriffsschrift der Chinesen und Japaner auf den Schulen lehren werden; es wird also mit Wortmnemotechnik gelehrt werden, und zwar für jedes Volk mit den Worten seiner Muttersprache.

Schon einmal, vor ca. 2500 Jahren, zur Blütezeit des Römerreiches und gegen Ende des Ägypterreiches, lag das Problem der Begriffsschrift in den Hieroglyphen vor; aber weder Griechen noch Römer waren diesem Problem gewachsen, und die älteste Begriffsschrift, die Hieroglyphen, erkrankten, wurden zu bloßen Lautzeichen herabgewürdigt und starben. Diese Krankheit, nämlich die Herabwürdigung der Begriffsschrift zu bloßen Lautzeichen hat auch die chinesische Begriffsschrift bereits ergriffen; die Chinesen haben für diesen Mißbrauch eine triftige Erklärung, da sie ja keine Lautzeichen besitzen, aber die Japaner, die zwei Lautsilbenschriften, die Katagana und die Hiragana besitzen, haben keine Entschuldigung für den in Japan nicht seltenen, rein lautlichen Gebrauch der chinesischen Begriffsschrift. Wäre die Chinaschrift nichts weiter als eine Lautsilbenschrift, so könnte man sie ruhig und schnell zugrunde gehen lassen, denn dann würde das Urteil lauten: Die Chinaschrift ist viel zu kompliziert, hält das Leben auf, anstatt es zu fördern, und die Silbenschriften (Katagana und Hiragana) sind viel schneller zu schreiben, und das westliche Alphabet ist noch schneller zu schreiben, ist noch genauer als die Silbenschriften, und daher das beste. Da die Chinaschrift aber die einzige Begriffsschrift der Erde ist, bietet sie die einzige Möglichkeit einer Weltschrift für alle Völker und ist daher mit allen Mitteln zu fördern und zu verbreiten. Die Chinaschrift dient bereits zur Verständigung von zwei Völkern, der Japaner und Chinesen, mit ganz verschiedenen Sprachen und wird, selbst wenn man einen großen Teil der armen und ärmsten Chinesen als schriftunkundig annimmt, von ca. 200 Millionen Menschen täglich gelesen und geschrieben.

Ungleich den Hieroglyphen, die nur noch wenigen Gelehrten bekannt und sonst für die heutige Welt tot sind, leben also die chinesischen Schriftzeichen ein kräftiges Leben in der heutigen Welt. Die Forderung des Tages aber ist, daß der Wert der Chinaschrift bei allen Westvölkern bekannt gemacht und die Kenntnis derselben in weiteste Kreise getragen wird.

DIE NATIONALHYMNEN DER VÖLKER

Richard H. Stein.

Fast alle Völker der Erde haben eine oder mehrere Volkshymnen; aber erst, wenn sich ein Volk zu einer festen, staatlichen Einheit zusammenschließt, bildet sich eine Nationalhymne. Mitunter ist sie auch bestellte Arbeit der Regierung und kann sich dann in der Regel nur schwer durchsetzen. Besteht eine staatliche Gemeinschaft ohne Einheit von Sprache und Kultur, wie z. B. in der Schweiz (deren Bevölkerung sich aus Deutschen, Franzosen und Italienern zusammensetzt), so ist die Schaffung einer Nationalhymne kaum möglich.

Man könnte die offizielle Hymne eines Staates als seine musikalische Flagge bezeichnen. Aber ein Wechsel der Regierungsform oder das Auftauchen eines neuen Gemeinschaftsideals ist fast immer mit der Entstehung einer neuen Nationalhymne verbunden, während ein Flaggenwechsel nur aus national-psychologischen Gründen zu erfolgen pflegt. Außerdem haben zwei oder drei Staaten zuweilen die gleiche Nationalmelodie, und lediglich der unterlegte Text ist verschieden. Da nun im internationalen Leben bei offiziellen Anlässen immer nur die Melodie erklingt, so ergeben sich oft heitere oder peinliche Verwechslungen. Ich habe es z. B. während des Weltkrieges in einem spanischen Hotel erlebt, daß die Deutschen und Engländer beim Erklingen der »Siegerkranz«-Melodie gleichzeitig aufsprangen. Die Situation wäre recht unangenehm und ein wenig lächerlich gewesen, wenn sich nicht auch die taktvollen Spanier alsbald erhoben hätten. Kurz danach wurde dann die spanische Nationalhymne gespielt, und wiederum standen alle Anwesenden auf.

Man kann vielleicht sagen, daß die Flagge lediglich ein politisches Symbol und die Nationalhymne zugleich ein Kultursymbol sei. Jedenfalls dürfen wir nicht übersehen, daß sich ähnliche oder gar gleiche Nationalmelodien nur da einbürgern, wo eine Rassenverwandtschaft oder eine engere Kulturgemeinschaft besteht. Diese Dinge sind natürlich sehr kompliziert und lassen sich in einer kurzen, gemeinverständlichen Erörterung nur flüchtig streifen.

Ein sehr seltsamer Ausnahmefall hat sich im letzten Jahre bei den Negern der südafrikanischen Union ereignet, von denen die panafrikanische Bewegung ausgeht. Sie suchten eine zu ihrem revolutionären Text rhythmisch passende Musik und einigten sich schließlich auf die Melodie unseres Volksliedes »O Tannenbaum«.

Aber wir brauchen nicht nach dem angeblich dunklen Erdteil zu gehen (der in Wirklichkeit der hellste von allen ist), um Merkwürdigkeiten im Werden — wie im Vergehen — von Volks- und National-Hymnen zu entdecken. Die Hauptschwierigkeit wird stets darin bestehen, daß der Text möglichst zeitgemäß sein soll, während die Musik sich an das Althergebrachte zu halten hat. Man denke sich eine Hymne mit atonaler Musik: sie wäre lächerlich, grotesk. Hätten die heutigen Beherrscher Rußlands die herrliche Musik ihrer alten Hymne beibehalten und nur den Text geändert, so würden sie die Massen viel leichter gewinnen. Die Gesinnungstüchtigkeit des Textes ist stets wirkungslos, wenn die Musik nicht die Herzen ergreift.

Die wenigen Beispiele, die ich hier geben kann, sind nicht ausgewählt, um eine Theorie zu bestätigen; sie sollen nur einen allgemeinen Überblick bieten und den Leser zum Nachdenken anregen. Aus der Geschichte des Deutschlandliedes sei kurz das Wichtigste mitgeteilt. Die älteste Fassung der Melodie findet sich in einem Processionale des 14. Jahrhunderts als Gesang der Maria Magdalena, der mit den Worten beginnt: »Ubi est spes mea?« Die Melodie wurde bald sehr populär; sie findet sich mit immer neuen Texten in Chorälen wie in Opernarien, ja auch in französischen Chansons und in einem holländischen Volkslied. Joseph Haydn legte sie mit einigen Änderungen im Jahre 1797 dem Texte »Gott erhalte Franz, den Kaiser« zugrunde und schuf damit die österreichische Nationalhymne. Den Reichsdeutschen gefiel die Melodie so gut, daß sie in zahlreichen Volksliedern anklingt, so z. B. in dem allbekannten Gesange »Oh, wie wohl ist mir am Abend«. Meyerbeer hat aus der gleichen Melodie den Krönungsmarsch seiner Oper »Der Prophet« entwickelt, Wagner verwendet sie im »Siegfried«, Brahms in seiner Klaviersonate op. 5, vielleicht unbewußt. Und Hoffmann von Fallersleben legte ihr dann 1841 einen neuen Text unter, »Deutschland über alles«. Mit diesem Text wurde sie schon vor dem Weltkriege in Deutschland als Nationallied gesungen, während sie erst in der Nachkriegszeit als offizielle deutsche Nationalhymne fungiert.

fungiert.

Etwa fünfzehn Jahre vor Hoffmann von Fallersleben hatte Ernst Moritz Arndt sein Lied »Was ist des Deutschen Vaterland?« geschrieben, das von Reichhardt vertont ist. Es war der erste deutsche Nationalgesang. In beiden Liedern lebt schon der Gedanke eines Zusammenschlusses aller Deutschen. (Er ist also nicht erst nach dem Weltkriege entstanden, sondern bereits vor etwa hundert Jahren.)

In bewußtem Gegensatz zu diesen, wenn man so sagen darf, alldeutschen Tendenzen schufen Tiersch als Textdichter und Neidhardt als Komponist im Jahre 1830 das Preußenlied. (»Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?«) Und lange Zeit schon vor dem deutsch-französischen Kriege komponierte Carl Wilhelm die »Wacht am Rhein«, die 1870/71 und noch viele Jahre danach die eigentliche Nationalhymne des neuen Deutschen Reiches bildete. (Auch deshalb, weil die frische, kernige Melodie selbst diejenigen begeisterte, denen der Text weniger zusagte.) Neben der »Wacht am Rhein« entstand die offizielle Kaiserhymne »Heil Dir im Siegerkranz«, deren Melodie aus England stammt. Im Jahre 1743 hatte Henry Carey Text und Melodie der noch heute gültigen englischen Nationalhymne »God save great George our king« geschaffen. Die Melodie wurde dann zuerst von den Dänen, danach von den Deutschen übernommen. Auch die deutschen Bundesstaaten behielten sie bei und schufen nur andere Texte. Ebenso fand sie in der deutschen Schweiz vorübergehend Aufnahme (»Rufst du, mein Vaterland«). Den gleichen Rhythmus finden wir übrigens in dem deutschen Volksliede »Wenn ich ein Vöglein wär«, und auch die melodische Kurve bildet nur eine Variante. Das ist gewiß höchst kurios und zeugt von der Beliebtheit der etwas simplen Musik. Ein Engländer sagte mir einmal: Diese Melodie sollte nicht als Nationalflagge, sondern als Rassenflagge gelten. Ich bin schon deshalb anderer Ansicht, weil zwar in der Musik der verschiedenen Rassen charakteristische Unterschiede hervortreten, die offiziellen Hymnen aber zum größten Teil einen ziemlich vagen Internationalismus zeigen. (Vgl. die Notenbeilage.) Die »Siegerkranz«-Melodie findet sich übrigens schon in einem altspanischen zweistimmigen Kanon intervallengetreu, wenngleich ganz anders rhythmisiert. Vielleicht ist sie gar keine englische, sondern eine viel ältere spanische Erfindung.

Sehr interessant und charakteristisch ist auch die Geschichte der französischen Nationalhymnen. Das älteste Nationallied der Franzosen, das wir kennen, stammt aus dem 16. Jahrhundert. »Malbrough s'en va—t—en guerre«; der Text ist freilich erst nach der Schlacht bei Malplaquet (1709) entstanden. Die Melodie hat wie ein Bazillus damals die ganze mit Frankreich in Verbindung befindliche Welt infiziert, so daß ich unlängst in einem Werke über arabische Originalmelodien diesem unzweifelhaft rein französischen Gesang wieder begegnete. Die Goethe-Freunde möchte ich auf die zweite römische Elegie aufmerksam machen, in der von der weiten Verbreitung des Liedes die Rede ist. Marie Antoinette übernahm es von der Amme ihres Sohnes, und dann sang es der ganze Hof.

Während des zweiten Kaiserreiches war der Gesang »Partant pour la Syrie« der offiziell dekretierte Nationalhymnus, der am besten zeigt, wie ernst in Frankreich stets die Aspirationen auf Syrien genommen worden sind.

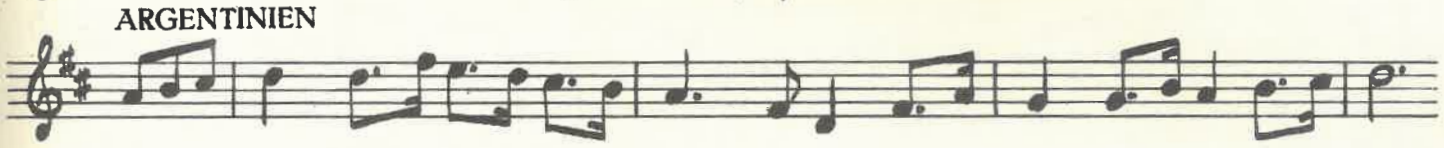
Seit der französischen Revolution ist die Hymne der Republikaner bekanntlich die Marseillaise. Die Melodie entstammt einem Oratorium, dessen Text von dem französischen Klassiker Racine herrührt. Rouget de l'Isle hat also nur den Text, nicht (wie man annimmt) auch die Melodie neu geschaffen. Er war königstreu, durchaus antirepublikanisch gesinnt, und sein Gesang sollte ein Kriegslied für die 1792 gegen Österreich ausmarschierende Rheinarmee sein. Er selbst irrte flüchtig im Elsaß umher, während sein Gesang von den Revolutionären zum offiziellen Hymnus erkoren wurde. Das ist eins der groteskesten Paradoxe der Weltgeschichte. Man vergegenwärtige sich nur, daß die französische Revolutionshymne schließlich zum musikalischen Symbol der Bestrebungen des internationalen Proletariats wurde, und daß ihr Dichter ein krasser Reaktionär, ihr Komponist aber ein frommer Katholik (namens Grison) war.

Die älteste europäische Nationalhymne, die wir kennen, ist der niederländische Volksgesang »Wilhelmus von Nassauen«; als Entstehungszeit wird das Jahr 1570 angenommen. Die heutige offizielle Nationalhymne der Holländer, die etwa hundert Jahre alt ist, hat für uns Deutsche dadurch ein besonderes musikalisches Interesse, daß der Komponist der »Wacht am Rhein« bei den

NATIONAL- UND VOLKSHYMNEN

ÄGYPTEN

ARGENTINIEN

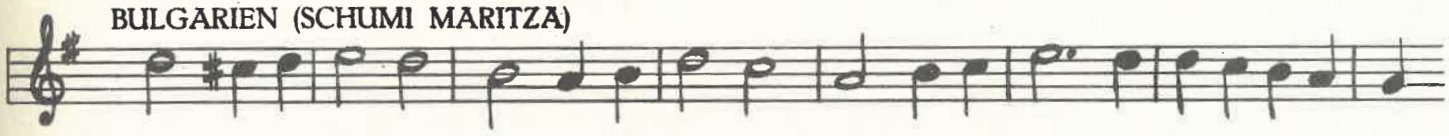


BELGIEN (LA BRABANÇONNE)

BOLIVIEN

BRASILIEN

BULGARIEN (SCHUMI MARITZA)

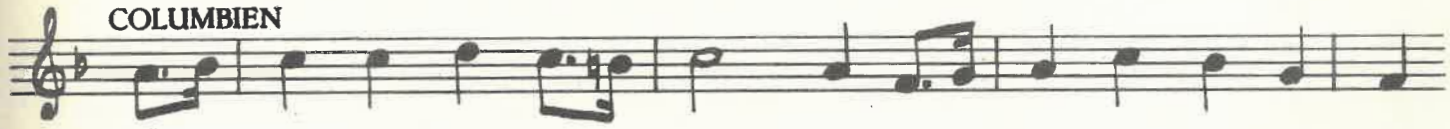


CUBA (HIMMO BAYAMES)

CHILE

CHINA

COLUMBIEN



DÄNEMARK

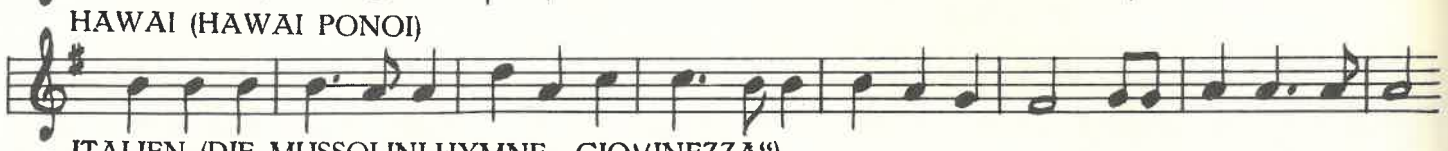
DOMINIKANISCHE REPUBLIK

GRIECHENLAND

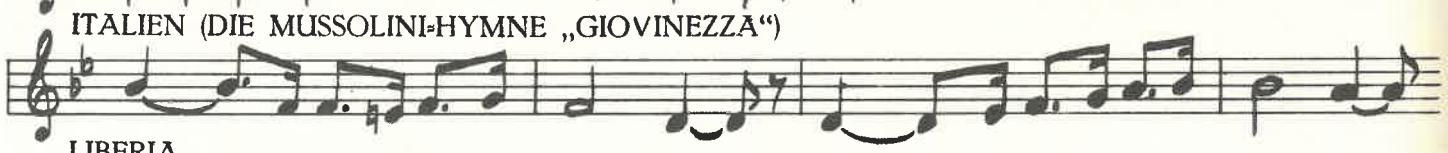
GUATEMALA

HAITI

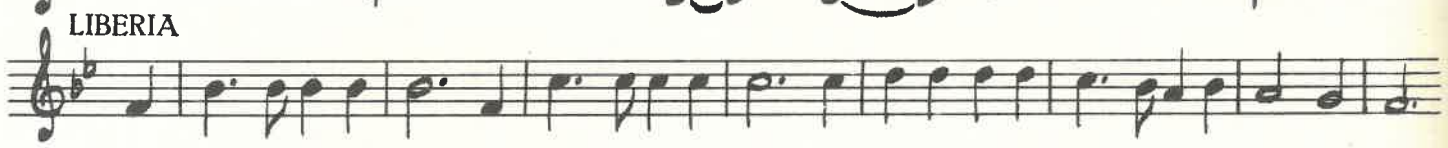
HAWAI (HAWAI PONOI)



ITALIEN (DIE MUSSOLINI-HYMNE „GIOVINEZZA")

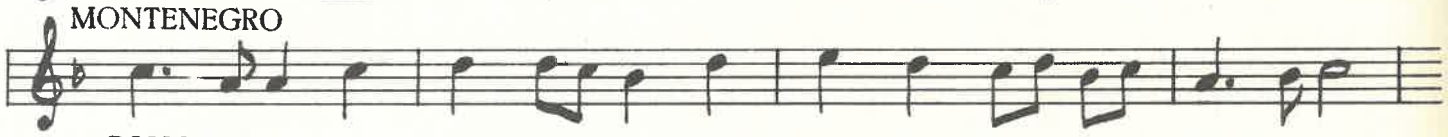


LIBERIA



MEXIKO

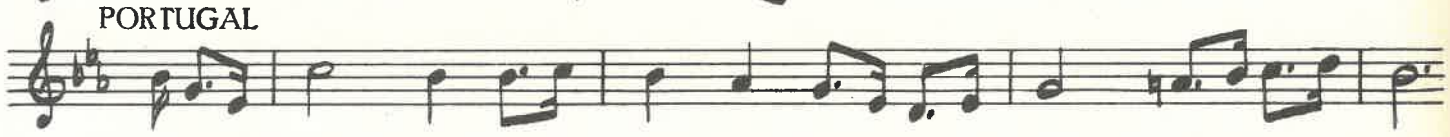
MONTENEGRO



PANAMA

PERU

PORTUGAL



RUMÄNIEN

SCHWEDEN (VOLKSHYMNE)

SERBIEN

SIAM (VOLKSHYMNE)

SPANIEN (KÖNIGSMARSCH)

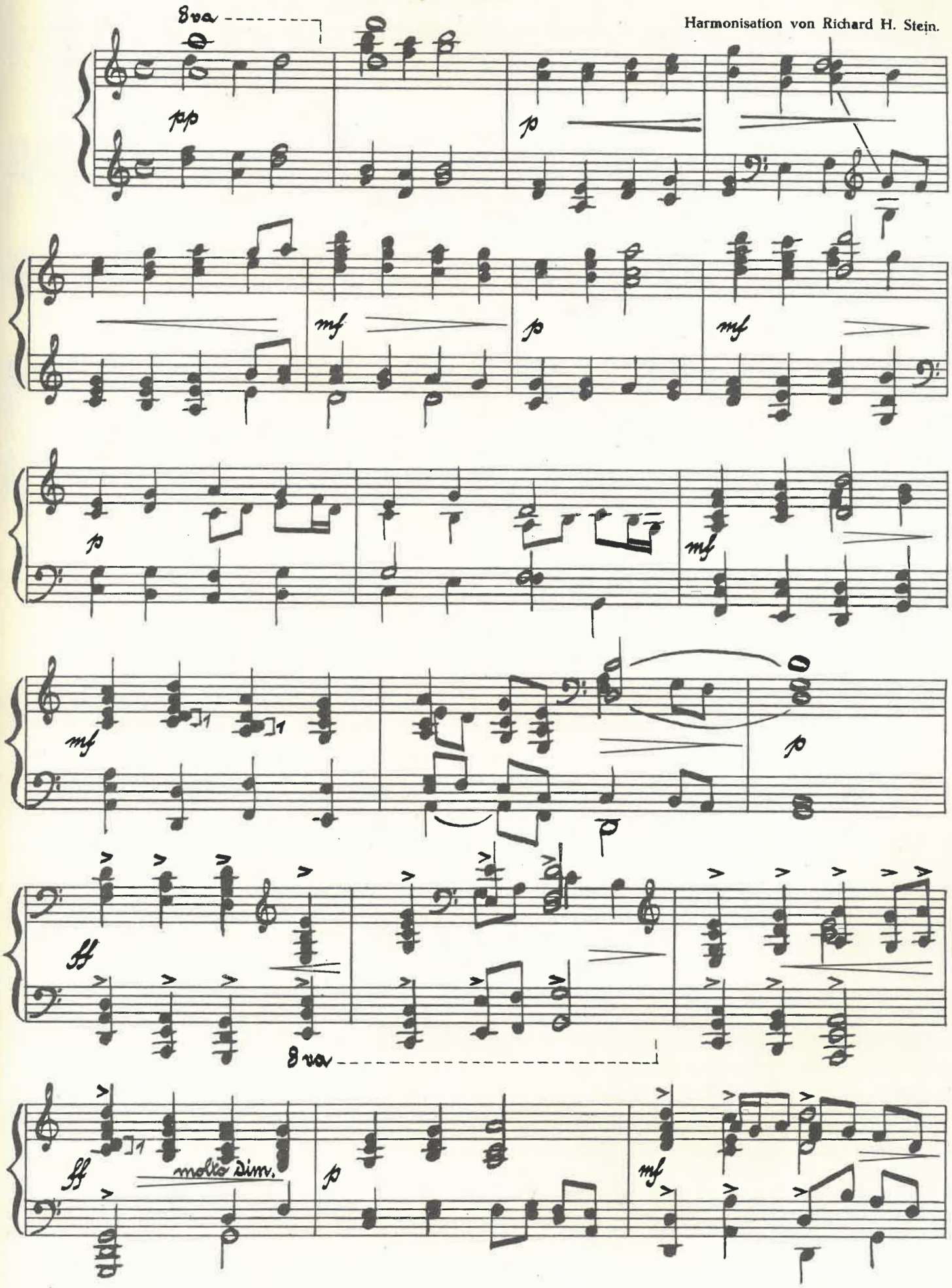
URUGUAY

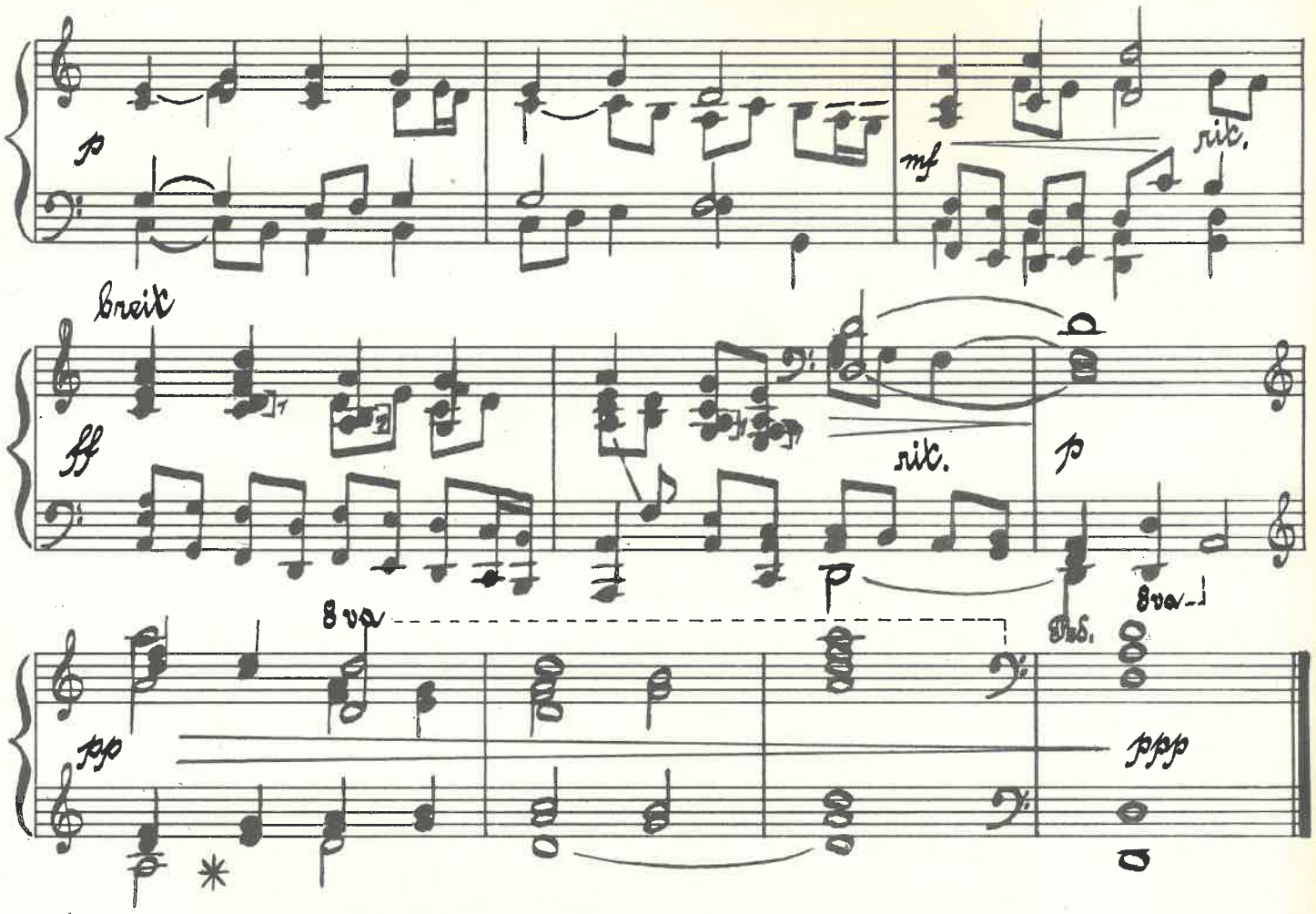
VENEZUELA

JAPANISCHE NATIONALHYMNE

Aufführungsrecht vorbehalten.

Harmonisation von Richard H. Stein.

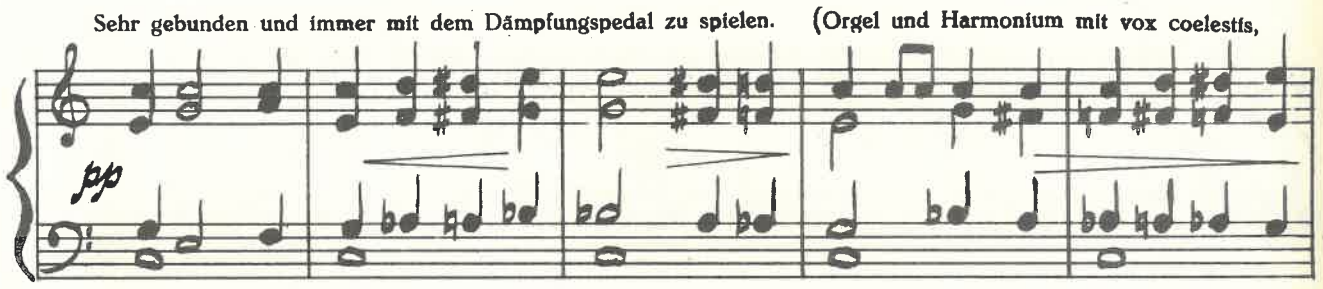




NATIONALGESANG DER NUKU-HIWA-INSULANER

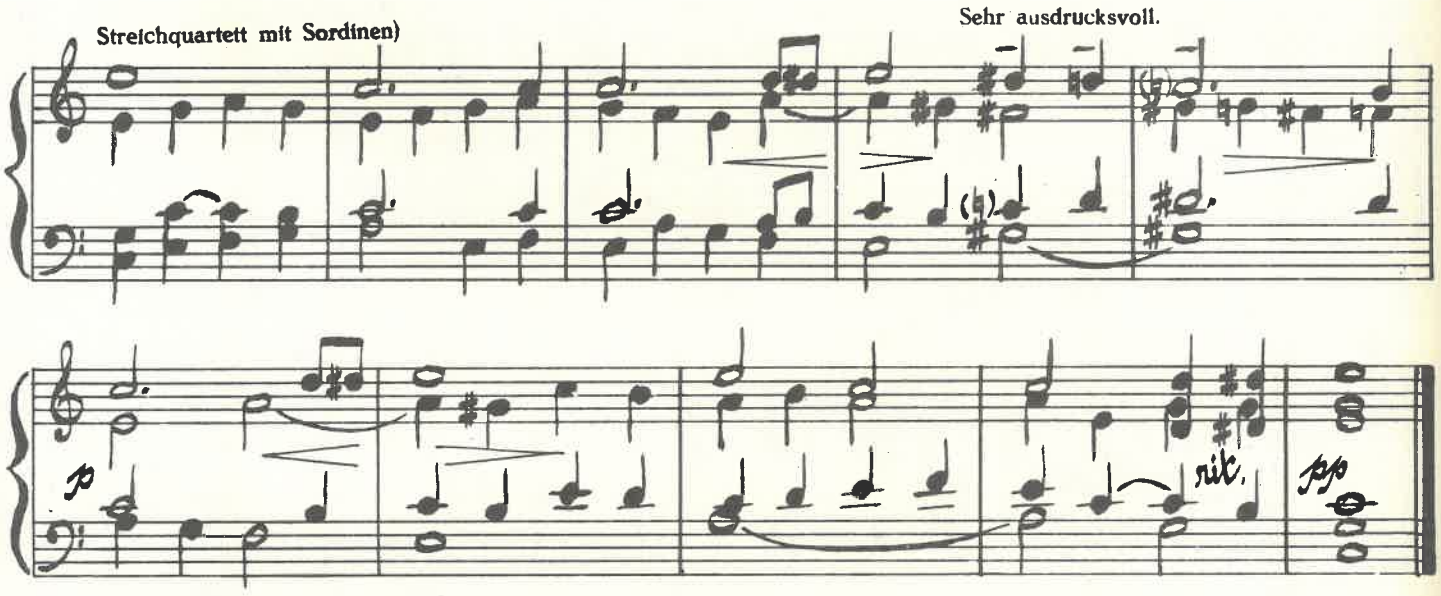
(Bewohner der 11 Marquesas-Inseln im Stillen Ozean.)

Sehr gebunden und immer mit dem Dämpfungspedal zu spielen. (Orgel und Harmonium mit vox coelestis,



Streichquartett mit Sordinen)

Sehr ausdrucksvoll.



den

Worten »Lieb' Vaterland, magst ruhig sein« notengetreu der älteren holländischen Melodie folgt. Spanien und Italien, also zwei ganz besonders musikalische Länder, in denen auch der Nationalstolz sehr stark ausgeprägt ist, haben seltsamerweise nie Nationalhymnen gehabt, sondern an ihrer Stelle nur offizielle Königsmärsche. Der spanische Königsmarsch, der auch beim Abendmahl in der katholischen Kirche gespielt wird, um die Verbindung von Thron und Altar kundzutun, stammt in melodischer Hinsicht aus Frankreich. König Carlos III. ließ ihn nach Art der preußischen Militärmärsche zur Zeit Friedrichs des Großen bearbeiten. Den italienischen Königsmarsch kann ich übergehen, zumal er musikalisch ganz belanglos ist. Dagegen hat die Mussolini-Hymne wohl ein gewisses aktuelles Interesse. »Giovinezza, giovinezza, primavera die bellezza«. In dem verstiegenen Text der Hymne ist ganz offen vom nächsten Kriege die Rede; er wird sogar »la guerra di domani«: »der Krieg von morgen« genannt. Die Musik beginnt mit einem deutlichen Anklang an das alte deutsche Kommerslied »Gaudeamus igitur« und ist im übrigen recht vulgär. Mit geschwellter Brust fliegen wir nun zu den United States of America, zu den Vereinigten Staaten. Ursprünglich gab es hier nur einen sehr frischen und lustigen Volksgesang, das Yankee doodle. Dann folgte nach der Unabhängigkeitserklärung der Präsidentenmarsch, und heute ist »The star-spangled banner«, das Lied vom Sternenbanner, die offizielle Nationalhymne. Die Melodie entstammt einem alten, sehr beliebten englischen Trinklied »Anacreon in Heaven«; gottlob wissen es die trockengelegten Amerikaner nicht, denn anderenfalls würden sie vielleicht den Originaltext wieder aufleben lassen, und das wäre katastrophal.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nebenher erwähnen, daß es zu sehr vielen offiziellen Nationalmelodien oppositionelle, parodistische Texte gibt. Nur in Deutschland nicht. Uns fehlt im innerpolitischen Kampfe der Humor, die Ironie. Soweit es sich um die Yankees handelt, sind meine persönlichen Sympathien durchaus auf Seiten der Alkoholfreunde; doch darf das kein Anlaß sein, hier einen derblustigen Text wiederzugeben, der in England entstanden ist. Es könnte einen Krieg zwischen England und Amerika zur Folge haben. . .

Die Inder, Javaner, Birmanen und Samoaner besitzen sehr interessante Volkshymnen, aber aus den anfangs erwähnten Gründen keine offiziellen Nationalgesänge. Es ist leider unmöglich, die Melodien in der Beilage wiederzugeben, da die Inder Drittel- und Vierteltöne verwenden und die Javaner die Oktave in fünf gleiche Teile zerlegen. Ihre Musik ist also mit Hilfe unserer Notenschrift nicht darstellbar.

Von allen Ländern und Gebieten des hinterindischen Kulturkreises hat nur Siam eine relative Unabhängigkeit zu bewahren verstanden, indem es sich rechtzeitig europäisierte. Die in der Beilage mitgeteilte Volkshymne ist europäische, einem siamesischen Text angepaßte Musik und daher nur in den Küstendörfern populär, nicht aber im Innern des Landes. Eine offizielle Nationalhymne gibt es in Siam nicht.

Auch die lateinamerikanischen Länder suchen musikalischen Anschluß an Europa. Ihre Nationalhymnen zeigen textlich einen sehr ausgeprägten Rassenstolz und steigern die musikalische Wirkung gern durch Verwendung von opernhaften Elementen. So ist z. B. die argentinische Hymne eigentlich eine große italienische Arie mit einem vom Chor gesungenen Refrain, unterbrochen durch Fanfaren und orchestrale Zwischenspiele. Der Text umfaßt nicht weniger als neun Strophen. Die brasilianische Hymne hat eine lange Einleitung, die von einem großen Militärorchester gespielt wird; sie ist mit den vielen Vorhalten so schwer zu singen, daß sie als Volkshymne ohne instrumentale Stütze kaum in Betracht kommen kann. Auch Peru besitzt ein musikalisches Prunkstück mit Solo, Chor und Orchester; ebenso Panama und die Dominikanische Republik. Haiti und Cuba begnügen sich mit relativ einfachen, aber doch sehr pathetischen Gesängen. Eine der rein musikalisch wertvollsten Nationalhymnen ist die der Kaffee-Republik Guatemala. Der Text freilich wird nur denen verständlich sein, die darüber informiert sind, daß man im Himmel spanisch spricht und daß man daselbst eine neue Weltordnung ausgearbeitet hat, als deren Zentrum Guatemala auserkoren ist.

»Ojalá que remonte su vuelo Y en sus alas levante hasta el cielo
Más que el condor y el aguila real Guatemala tu nombre inmortal.«

(»Möge sein Flug höher steigen als der Kondor und der Königsadler, und auf seinen Flügeln bis zum Himmel deinen unsterblichen Namen, Guatemala, emportragen.«)

emportragen.«)

Ein Wort noch über die japanische Nationalhymne. Die Dichtung ist mehr als tausend Jahre alt; die vielleicht noch ältere Melodie hat erst 1880 durch Hayashi ihre endgültige Form gefunden. Sie kennt keine tonalen Beziehungen in unserm Sinne und vermeidet die für uns unentbehrlichen Halbtonschritte. Ein deutscher Musiker (Eckert), der viele Jahre in Japan tätig war, hat versucht, die Melodie zu harmonisieren. Aber der Versuch mißlang, weil die Melodie jenseits von unserm Dur und Moll steht, also in unser Harmonieschema nicht hineingepreßt werden kann. Ich habe in der Beilage versucht, eine Harmonisation aus dem gegebenen Tonmaterial heraus zu gestalten, um so ein künstlerisch einwandfreies Resultat zu erzielen. Das auf diese Weise entstandene Klangbild wirkt, abgesehen von seiner Fremdartigkeit, ebenso antik wie modern. Vielleicht weist es einen Weg, wie man zeitlose, internationale Musik schaffen kann.

Als Kuriosum enthält die Beilage dann noch den ältesten uns überlieferten Nationalgesang, nämlich den der Nuku-Hiwa-Insulaner. Die Melodie bewegt sich nur im Umfang einer Quarte. Sie hat drei Stammtöne: c, d, e und zwei Leittöne, die in den untersten und obersten Stammton hineinführen: h und dis. Nun begnügen sich zwar die ältesten Völker, von denen wir etwas wissen, ausnahmslos mit fünf Tönen, aber sie vermeiden Halbtonschritte, während die Pentatonik der Nuku-Hiwa-Insulaner drei Halbtonschritte enthält und den Ganztonschritt nur einmal (c = d) verwendet. Die Weltabgeschiedenheit der elf kleinen Inseln, die als Reste eines im Meer versunkenen Festlandes übrig geblieben sind, hat das vielleicht älteste musikalische Kulturdenkmal unserer Erde vor jeder Verfälschung durch fremdländische Einflüsse bewahrt. Seine religiöse Inbrunst ist trotz aller Primitivität erschütternd. —

Eine beiläufige Bemerkung zum Schluß: Wenn dereinst die Mauern zwischen den großen und kleinen Staaten und Völkern verschwinden, so braucht darum die Welt doch noch nicht uniform und damit grenzenlos langweilig zu werden. Aber an Stelle der offiziellen, manchmal monotonen, mitunter verstiegenen Nationalhymnen könnten dann wieder die zumeist viel schöneren, viel tieferen Volkshymnen treten, deren Innigkeit und Enthusiasmus aus einem sehnsüchtigen Empordrängen zum Lichte erwächst. Nicht zum Schaden des Nächsten, sondern in brüderlicher Gemeinschaft mit ihm.

SPOTT AUF DIE KRIEGSSTEUER DES 30JÄHRIGEN KRIEGES
Flugblatt vom Jahre 1622

POLITISCHE KARIKATUREN

Karl d'Ester-München.

Als der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, sich in seiner Residenzstadt Koblenz ein neues Theater hatte erbauen lassen, da setzte er in das Giebelfeld den Spruch: »Ridendo corrigere mores. — Durch Lachen gilt es die Sitten zu bessern oder: der Humor ist der beste Prediger«. Er hatte die Bedeutung der Satire richtig erkannt, die auch in der Politik so oft ihre Zauberkraft bewiesen hat. Zu allen Zeiten klingt durch den Ernst politischer Diskussion die Schellenkappe und die Narrenpritsche; in Wort und Bild, ja sogar in der Plastik hat sie ihre Spuren hinterlassen. Von Ägypten und Griechenland, von den Wandbildern in Pompei, führt ihr Weg über die Glaubenskämpfe im 16. und 17. Jahrhundert bis zu der Enge des Vormärz und von den Sturmtagen von 1848 bis zu den Künstlern der Gegenwart.

Alle Völker haben ihre Vertreter zu der großen Schar derer entsandt, die ihre Kunst in den Dienst des politischen Spottbildes, von dem hier die Rede sein soll, gestellt haben. Wie sich die Fürsten ehedem gern Hofnarren hielten, die ihnen oft recht bittere Wahrheiten im Scherz beibringen durften, so sind schon manche Künstler des Spottbildes für ihr Land zu einer gewaltigen, auch politisch hoch zu wertenden Macht geworden. England hat die wahrhaft vaterländische Arbeit der politischen Humoristen und Satiriker seines bekannten Witzblattes, des »Punch«, dadurch anerkannt, daß es mehrere von ihnen in den Adelsstand erhob.

Nicht anders als im Journalismus der Völker spiegelt sich auch in der verschiedenen Auffassung vom Spottbild ihr Charakter: »Durch nichts charakterisieren sich die Menschen so wie durch das, was sie lächerlich finden.« Ein vergleichendes Studium des Spottbildes der verschiedenen Völker führt daher zu wertvollen Ergebnissen der Völkerpsychologie.

Nicht nur der bildliche Ausdruck, den das Spottbild bei den einzelnen Völkern findet, ist nach ihrer Anlage verschieden, auch in seiner Wertung unterscheiden sich die einzelnen Nationen. Es ist ein Fehlschluß, von der Einstellung des eigenen Volkes auf die der Nachbarn zu schließen. Der Franzose sieht ein Spottbild mit ganz anderen Augen als der Deutsche. Ihm ist es geradezu eine Ehre, in einer Karikatur zu erscheinen. Die besten Künstler widmen dieser Kunstform ihre Kräfte.

Neben den Reden der Staatsmänner und den Artikeln der Zeitungen ist das Spottbild geradezu die politische Macht, die auf die Bildung der öffentlichen Meinung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübt. Es handelt sich heute ja für den Satiriker nicht mehr so sehr darum, einzelne schwache Seiten politischer Persönlichkeiten dem öffentlichen Spott preiszugeben, er will vielmehr für eine bestimmte politische Anschauung werben. Man behauptet nicht zuviel, wenn man sagt, daß die Politiker vielfach in ihrem Erfolg davon abhängen, wie sich das Spottbild mit ihnen beschäftigt. Wenn es gelänge, eine objektive Auswahl aus sämtlichen Spottbildern der Kulturvölker zusammenzubringen, so bekäme man die beste und klarste Übersicht über die Meinungen, die sie gegenseitig voneinander haben.

Das politische Spottbild ist zu allen Zeiten eine Macht gewesen, mit der man rechnen mußte. Es beeinflußt auch diejenigen in politischen Fragen, die sonst solchen Erörterungen nicht zugänglich sind. Viele, die sich niemals durch einen Leitartikel oder eine akademische Abhandlung in der Presse beeinflussen lassen, gewinnt das Spottbild mit geschicktem Blickfang.

Die propagandistische Wirkung der Karikatur wird heute gewaltig durch die Art ihrer Verwendung in der Publizistik gesteigert. Während in Deutschland das Spottbild lange meist auf die Witzblätter beschränkt war, behauptet es in der Presse des Auslandes einen hervorragenden Platz. Es ist dort oft das wirkungsvolle Aushängeschild, das die Käufer anlockt. Immer mehr bürgert sich die Sitte ein, daß die Spottbilder über die Grenzen der Länder wandern, in denen sie gezeichnet wurden. Dasselbe Bild findet sich in einer französischen Provinzzeitung wie auch in der Presse der ostasiatischen Kolonien Frankreichs oder in amerikanischen Blättern. Der Zeichner politischer Karikaturen muß sich der ungeheuren Verantwortung bewußt sein, die auf ihm lastet. Er kann weit mehr als der Leitarkel schreibende Journalist die öffentliche Meinung beeinflussen. Er darf in gewissem Sinne respektlos sein, aber unter der Schellenkappe muß er doch stets der Wahrheit und Gerechtigkeit dienen.

RUSSISCHES SPOTTBILD AUF PETER DEN GROSSEN UND KATHARINA

Was uns noch fehlt: Eine Weltgeschichte in Karikaturen. Freilich müßte dann bei jedem Bilde die Erklärung stehen. Denn es ist eine schwache Seite der Karikatur, daß sie unverständlich bleiben muß, wenn die von ihr verspotteten Vorgänge oder Personen nicht mehr bekannt sind. Jahrgänge alter politischer Witzblätter sind für die später Lebenden meist unverständlich. Aktualität ist die erste Forderung für eine politische Karikatur. Aber die künstlerische Form gibt ihr Leben über den Tag hinaus. Denn ein Doppeltes unterscheiden wir an dem Spottbild: die künstlerische und die propagandistische Wirkung. Beide sind nicht immer zu trennen. Das künstlerisch hochstehende Spottbild kann propagandistisch wertlos sein. Man vergißt heute zu leicht, daß für das Spottbild dieselben Gesetze gelten wie für die kaufmännische Reklame. Die Karikatur bedient sich aller Ausdrucksformen der Kunst, vom Wort und Lied über das Bild bis zur Plastik. Der Pariser Karikaturist Goursat hat eine Briand-Karikatur als Plastik geschaffen. Im Altertum und Mittelalter war die plastische Karikatur besonders beliebt. Das Spottbild tritt in verschiedenen Formen auf. Schon bald nach der Erfindung des Holzschnitts wird der satirische Einblattdruck ein wirksames Kampfesmittel. Die erste Zeitung Europas, des Abraham Verhoeven in Antwerpen, verspottet bereits die Gegner mit satirischen Bildern. Die Glaubenskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts haben die politische Karikatur fast bis zur Groteske ausgebildet. Die Zeitungen des 18. Jahrhunderts legten ihren Blättern mitunter satirische Stiche bei. Die heute beliebteste Form der Verwendung der politischen Karikatur in besonderen Blättern, den Witzblättern, ist noch verhältnismäßig jung. Nahezu hundert Jahre sind vergangen, seit in Paris ein findiger Kopf auf den Gedanken kam, die bisher zerstreut und vereinzelt verbreiteten Spottbilder in einem Blatt zu vereinigen, sie mit Text zu umgeben und so das erste Witzblatt zu schaffen. Hundert Jahre hat seine Idee weitergewirkt, das Witzblatt hat sich den Erdball erobert, es wurde nicht selten zu einer politischen Macht ersten Ranges. Aber hundert Jahre sind für eine Form literarisch künstlerischen Schaffens

ENGLISCHES SPOTTBILD AUF DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION

eine lange Zeit. Meist ist sie dann nicht mehr lebensfähig. Scheint es nicht, als ob unsere Zeit witzblattmüde geworden sei? Heute fließt das einst Zusammengefaßte auseinander. Die Karikatur tritt wieder einzeln in der Tageszeitung oder in der Zeitschrift auf. Dadurch ist aber die Streukraft und die Beeinflussungsmöglichkeit des Spottbildes bedeutend gewachsen. Eine verhängnisvolle Wirkung kann das Spottbild besonders dann ausüben, wenn es die Grenzen des rein Politischen verläßt und ein ganzes Volk durch unberechtigte maßlose Übertreibungen bestimmter Eigenschaften in den Augen der Nachbarn sowie der ganzen Welt verächtlich macht. Die Spottbildzeichner verfallen heute nicht selten in den Fehler, daß sie zu stark typisieren — ein einmal geschaffenes Modell immer wieder in verschiedener Einkleidung bringen. Dann wirkt das Spottbild wie ein gefährliches Schlagwort, ja noch verderblicher, denn es gibt für die Angegriffenen nur ein Gegenmittel, das Bild. Dafür fehlt ihnen meist der Zeichner und die Möglichkeit der Veröffentlichung. — So kann das Spottbild wie kaum eine andere Form der Publizistik hohe Mauern zwischen den Völkern aufrichten. Manche Zeitungen bringen eine Auswahl aus den Spottbildern anderer Länder und ermöglichen es so ihren Lesern, Schlüsse auf die politische Mentalität anderer Nationen zu ziehen.

Auch in der Entwicklung des Spottbildes gibt es Höhen und Tiefen. Neben den Klassikern dieser Kunstform, wie Hogarth, Daumier, Gill — um nur einige Namen aus der Neuzeit zu nennen —, stehen heute zahlreiche Talente, die sich bemühen, die propagandistischen Aufgaben mit den künstlerischen zu vereinen. Es ist äußerst reizvoll, einmal an zahlreichen Beispielen aus der Weltpresse zu verfolgen, wie die Spottbildzeichner ein politisches Motiv, eine politische Streitfrage behandeln, wie sie alle Schwächen mit feinem Instikt herausfühlen. So kann z. B. keine publizistische Form ein so deutliches, lebendiges, alle Phasen der Entwicklung aufweisendes Bild geben wie das überaus reichhaltige Spottbild der Völker. In ihm haben wir einen der empfindlichsten Seismographen der jeweiligen Politik, der jede Änderung der öffentlichen Meinung sorgfältig registriert.

INTERNATIONALE CHRONIK DER »BÖTTCHERSTRASSE«

ATHEN:

EINE NEUE STRAFRECHTSTHEORIE

September 1928.

Anläßlich einer Enquête über die psychologischen Charaktermerkmale der Nachkriegsmenschen wurde eine neue Strafrechtstheorie aufgestellt, deren Bedeutung darin liegt, daß sie im Gegensatz zur herrschenden Lehre an den Fragenkomplex Verbrechen und Strafe nicht objektiv, vom Standpunkte der bedrohten Gesellschaft, sondern subjektiv, vom Standpunkte der Individualität der Verbrechernaturen, herangeht.

Diese Theorie führt an, daß die Strafbemessung sich nach der Klausel des »Allgemeinen Wohles« zu richten pflegt, welche ja als materielle Gerechtigkeit die geltende Grundlage des formellen Rechtes bildet.

Bei der Beurteilung eines Strafsystems ist es also unerläßlich, sich über Stand und Inhalt der materiellen Gerechtigkeit, die eigentlich keineswegs einen stetigen, sondern eben einen nach Zeit und Ort verschiebbaren, d. h. einen konventionellen Begriff darstellt, klarzuwerden.

Bildet nun aber heute immer noch, nach dem Einfluß der Not der Kriegs- und Nachkriegszeit auf den Charakter des Menschen, das »Allgemeine Wohl« das Wesen der materiellen Gerechtigkeit, auf der das formelle Recht ruht? Diese Frage wird verneint mit der Begründung, daß die Not der Zeit das Gesellschaftsleben zerrüttet hat. Es bildet kein von gemeinsamen Zielen getragenes und deshalb mit Recht Opfer verlangendes Ganzes mehr. Im Gegenteil, wie im Wirtschaftsleben die Solidarität der Berufsklassen stets in Zeiten der Not zu versagen pflegt, so pflegt auch im sozialen Leben die Not den Individualismus stark zum Ausdruck zu bringen.

Das Gesellschaftsleben der Nachkriegszeit ist individualistisch aufgebaut. Der Schwerpunkt der materiellen Gerechtigkeit hat infolgedessen eine bedeutende Verschiebung erfahren und das formelle Recht muß dieser Rechnung tragen. In seinem Rahmen steht heute nicht mehr die frühere Gegenüberstellung Individuum — Gesellschaft, sondern die verschiedenen Individualitäten. Die Machtbereiche der Individualitätssphären müssen nun abgegrenzt werden, doch die geltenden Rechtsmittel werden versagen, da sie ihre Spitze immer wieder gegen die Individualität zugunsten der Allgemeinheit richten, während die Forderung der Zeit dahin lautet: Abgrenzung des Machtbereiches der einzelnen zugunsten der Individualität. Die Aufgabe der Staatsgewalt überhaupt ist es, nicht für die eine oder andere Gedankenrichtung der Menschheit Partei zu nehmen, sondern auf die wandelbaren Gebote, die eine jede Zeit aufstellt, ordnend einzuwirken.

Dementsprechend mußte man sich heute mit der Tatsache des theoretischen Zusammenbruches des geltenden Strafrechtes abfinden. Der materielle Zusammenbruch wird bald eintreten; er kündigt sich schon durch die Steigerung der statistischen Ziffern der Rückfälligkeit und der Kriminalität an.

Die Notwendigkeit der Strafrechtsreform wird heute allgemein anerkannt; allein sie beschränkt sich auf den Strafvollzug, während eigentlich eine Reform der Struktur der üblichen Strafen nottut.

Die Todesstrafe wird durch die Forderung der Zeit auf Wahrung der Individualität des einzelnen hinfällig und gilt schon vor den Augen der Menschheit als eine nur im Reiche einer primitiven, jeder Kultur entbehrenden Ordnung, also einer Natur-Ordnung, ihre Berechtigung findende Willkürtat.

Nicht weniger aber durch die Forderung der Zeit auf Wahrung der Individualität des einzelnen wird auch das gesamte Gebäude der Freiheitsstrafen hinfällig. Die Aussperrung eines Menschen vom Treiben und Wandel des täglichen Lebens vernichtet seine Individualität. Gedanken über persönliche Benachteiligung und Ausbeutung seitens der Rechtsordnung steigen in ihm auf, um ihn endlich bei der Freilassung, von rächenden Gefühlen getragen und angesichts der bestehenden außerordentlichen Schwierigkeiten beim Beschreiten des mühseligen Weges, der zur Gesellschaft zurückführt, zur Rückfälligkeit zu zwingen.

Lange Freiheitsstrafen erzeugen Feinde der Rechtsordnung. Die öffentliche und objektive Gerichtsverhandlung und das Strafregister führen zum Rückfall.

Anonymität und Subjektivität bei der Gerichtsverhandlung, Abolition des öffentlichen Strafregisters, Aufhebung der über ein Jahr hinausgehenden Freiheitsstrafen sind Gebote der Zeit; denn man kann nicht mehr tausende von Menschen, vom festen Boden der Unbescholtenheit aus, dem langsam qualvollen seelischen Gefängnistod preisgeben. Die Entwicklung der Menschheit kann vor dem Weltgewissen nur dann Anspruch auf Beachtung erheben, eben wenn sie ohne Menschenopfer vor sich gegangen ist. Überdies sind Strafen Mittel, die nur a posteriori, nach Eintritt des beschädigenden Ereignisses, das Böse zu erfassen suchen; ihre Strenge kann also nicht einmal rechtlich begründet werden, solange der Kampf gegen das Böse nicht a priori, also während der Periode der geistigen Bildung des Menschen, ausgefochten wird. Die Ausrottung der Keime des Verbrechens aus der Seele des werdenden Menschen ist aber eine schwere Aufgabe, zu deren Verwirklichung der Staat sich über viele Vorurteile hinwegsetzen müßte, um die Kommenden belehren zu können über die Hochwertigkeit des menschlichen Lebens, über die Mühe und Beschwerde, mit welchen jeder Aufstieg unumgänglich verbunden ist, kurzum, über das menschliche Lebensleid, das einzig die Wesensgleichheit der Menschen kundtut und ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, im Rahmen einer keine Grenzen, weder gesellschaftliche noch nationale, weder religiöse noch moralische, kennenden Menschlichkeit zu verstärken in der Lage wäre.

BREMEN:

STAAT UND GESCHICHTE. NEUE BÜCHER 1928:

Friedrich Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte. I. Band: Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. Freiburg im Breisgau, Herder 1928.
Ein volkstümlich gehaltenes Geschichtswerk, das in überraschend lebendiger Sprache überzeugend aus äußeren Ereignissen die inneren Zusammenhänge historischen Geschehens darstellt, das erfreulicherweise eingehend bei germanischer Geschichte verweilt und sich, besonders in religiösen Fragen, großer Objektivität befleißigt. Mit seinem klaren Satz und schönen Bildern und Tafeln eine dankbare Gabe an das deutsche Volk.

Alfons Goldschmidt, Deutschland heute. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Ganz entgegengesetzt, nicht nur historisch, dem Zoepflschen Buche in Sprache, Problemstellung und Absicht. Eine journalistische Revue des Augenblicks voller Probleme. Keine Zuckersache, sondern Gegenwartsdokument.

Albert Mirgeler, Geschichte und Dogma. Verlag Jakob Hegner, Hellerau.
Fraglos ein bedeutender Beitrag zum Thema Staat und Kirche mit großer, vor allem mittelalterlicher Kenntnis und weitem Einfühlungsvermögen geschrieben. Eine »Gliederung der Geschichte« als Anhang, anfangs aufschlußreich, zum Schluß überraschend willkürlich und oberflächlich. Schade, daß ein so geistreich aufgebautes Buch sich plötzlich diese kleine Schwäche gibt. Vorbildlich echt Hegnerscher Einband und Ausstattung!

Walter Strich, Der irrationale Mensch, Studien zur Systematik der Geschichte. Verlag Lambert Schneider, Berlin.
Ein Versuch, die stete Gegenwärtigkeit geistesgeschichtlicher Probleme begrifflich zu gestalten. Ein Buch voll Weltweitsicht und Weltverständnis. In wenigen Worten kaum zu umreißen. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit christlicher Geschichts-Philosophie.

Leopold Ziegler, Zwischen Mensch und Wirtschaft. Otto Reichl, Verlag, Darmstadt.
Greift mitten in gegenwärtige Fragen hinein, analysiert kurz und bündig, notiert unbefangen Bedeutendes, verurteilt Minderwärtiges. Wichtige Worte über Abbe, Marx, Amerikanismus und Technik. Eine Kritik sozialphilosophischer Grundfragen.

R. N. Coudenhove-Kalergi, Held oder Heiliger, Paneuropa-Verlag, Wien-Paris-Leipzig.
Ein Buch mit großem inbrünstigem Glauben an die Zukunft geschrieben, ein mutiger Aufruf zu einem »Kreuzzug gegen die europäische Gemeinheit«, ein hoffnungsfreudiger Appell an die europäische Jugend zur Ritterlichkeit: »Die europäische Jugend kann und will nicht heilig sein: aber sie kann und soll ritterlich sein: ritterlich gegen Frauen, Freunde und Feinde.«

Carl Schmitt, Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedanken bis zum proletarischen Klassenkampf. II. Auflage. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.
Eine grundlegende geschichtliche Untersuchung, zugleich ein bemerkenswertes Essay zum aktuellen Thema: Diktatur; ein vorbildliches staatswissenschaftliches Quellenwerk.

Valerin Marcu, Lenin, 30 Jahre Rußland. Paul List, Verlag, Leipzig.
Aus dreißig Jahren russischer Geschichte wächst das Porträt Lenins hervor, aus der Bewegtheit von Revolutionen und Kriegen steigt das Antlitz eines Führers ruhig und klar. Marcu hat meisterhaft hier einen der wichtigsten Köpfe gegenwärtiger Geschichte ohne Rücksicht auf parteipolitische Begrenztheit modelliert.

Margherita G. Sarfatti, Mussolini, Lebensgeschichte. Paul List Verlag, Leipzig:
Ein starkes menschliches Erlebnis ist dieses Mussolinibuch, biographisch aufschlußreich, politisch nicht ganz befriedigend. Mussolini: »In diesem Buch ist mein Leben, zum mindesten jener Teil, den man kennen darf, denn jeder Mensch hat in seinem Dasein Geheimnisse und unerforschbare, dunkelbeschattete Winkel.

Edvard Beneš, Der Aufstand der Nationen. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.
Aus diesen aufschlußreichen Memoiren des tschechoslowakischen Außenministers geht klar und deutlich die wichtige Rolle hervor, die die kleine Entente während des Weltkrieges gespielt hat. Das Buch ist ein Vademekum für Politiker und Diplomaten, ein politisches Gelächter über gewisse deutsche Unsicherheit. Die interessantesten Kapitel sind die der tschechischen Revolution im Ausland, um die Benesch und Masaryk das meiste Verdienst haben.

Franz Müller, Franz Hitze und sein Werk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg-Berlin-Leipzig.
Das erste gut gezeichnete Lebensbild des großen Sozialpolitikers. Aus dem Entwicklungsgang des Südwestfalen mit weitem Herzen für großzügige soziale Hilfe erkennt man deutlich den selbstlosen Dienst eines Katholiken (Hitze war Geistlicher) am deutschen Staatsganzen.

Karl Scheffler, Der junge Tobias.
Der biographische Roman eines Handwerkers, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielt. Die Schlichtheit der Sprache erinnert an Gotthelf, besitzt aber starke Originalität. Keine sensationellen Worte und literarischen Konstruktionen, voll tiefer Religiösität: »Du hast das schwerste Schicksal erlebt, das es für einen Mann gibt; du bist mit

mit

einem unbedingt guten Willen durchs Leben gegangen, bist unablässig zur Höhe und über dich selbst hinausgezogen worden und hast doch nicht das Organ gehabt, zu gestalten, was in dir war. Und hast es ertragen, ohne jemals gemein zu werden, ohne den Adel deiner Seele zu verleugnen.«

Hans Grimm, Volk ohne Raum, Roman in zwei Bänden. Verlag von Albert Langen, München.
Hans Grimm, Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika. Verlag von Albert Langen, München. Der Roman: unbedingt eine dichterische Leistung, die Gestaltung eines auslanddeutschen Schicksals, schade nur um die oft allzu subjektiv geführte Sprache. Politik verdirbt auch die stärkste dichterische Einheit. Die Briefe: sachliche, wichtige Dokumente zum Kapitel: Deutschland als Kolonialmacht. Für den Deutschen daheim und draußen gleich lesenswert.

HELSINGFORS:

BESUCH BEI MIINA SILLANPÄÄ

Oktober 1928

Einer der interessantesten Köpfe in dem Kabinett Tanner, das vor einigen Monaten dem Ministerium Sunila Platz machte, war ohne Zweifel Miina Sillanpää. Nicht allein deswegen, weil es nur ein einziges Mal in der Geschichte Finnlands und nur wenige Male in der Weltgeschichte vorgekommen ist, daß eine Frau einen Ministerposten bekleidet: der Werdegang Madame Sillanpääs, von der Dienstmagd bis zum Sozialminister Finnlands, dürfte in seiner Art einzig dastehen. Meine Begegnung mit dieser Frau zähle ich zu den interessantesten. —

»Olkaa hyvä — Minister Sillanpää läßt bitten.«

Ein wenig nervös zupfe ich mir die Krawatte zurecht. Im Verkehr mit weiblichen, noch dazu unverheirateten Ministern fehlt mir jede Routine; beim Öffnen der Tür fällt mir ein, daß ich sogar vergessen habe, mich nach der Anrede zu erkundigen: Exzellenz ist abgeschafft, aber kann man Fräulein Minister sagen? Eine ältere Dame, der man jedoch kaum anmerkt, daß sie sechs Jahrzehnte auf dem Rücken hat, nimmt mich freundlich in Empfang. Zunächst gilt es, die Sprachfrage zu klären; wir einigen uns auf Schwedisch, das Madame Sillanpää beinahe fließend spricht. Ist es doch die Sprache der schwedischen Minorität Finnlands, die ungefähr ein Achtel der Bevölkerung ausmacht. Dadurch bin ich auch den Titulierungsschwierigkeiten enthoben; im Schwedischen heißt es nicht Herr, Frau oder Fräulein Minister, sondern nur Minister. Freilich muß man stets die dritte Person gebrauchen; die direkte Anrede »Sie« ist in der schwedischen Sprache verpönt. Es gehört keine sonderlich große Menschenkenntnis dazu, um zu erkennen, daß mein Gegenüber schon seit vielen Jahrzehnten in der Öffentlichkeit steht; war sie doch eine der ersten Frauen der Welt, die in den Reichstag gewählt wurden. Unschwer ist zu erraten, daß es Madame Sillanpää nicht in der Wiege gesungen wurde, daß sie für einen Ministersessel bestimmt sei. Die gefurchten Züge sprechen von harter körperlicher Arbeit. Aus den Augen leuchtet unbeugsame Willenskraft, ohne jedoch eines Einschlages weiblicher Güte zu entbehren.

»Von meinem Leben ist wenig zu berichten« — antwortet die »Staatssekretärin« auf meine Frage. — »In Tavastland wurde ich in einer armen Häuslerfamilie geboren. Noch nicht zwölf Jahre alt, mußte ich in einer Textilfabrik mein Brot verdienen. Schulzwang gab es damals noch nicht, und mein Vater hatte nicht die Mittel, seine große Kinderschar zur Schule zu schicken. Während meiner Fabrikarbeit lernte ich allmählich ein wenig lesen und schreiben; wir Kinder hatten oft Nachtarbeit und bekamen dann am Tage in der Fabrik einige Unterrichtsstunden. Viel konnte es freilich nicht werden; wenn man die Nacht durch, von abends sieben bis frühmorgens vier, ohne Unterbrechung gearbeitet hatte, reichten die Kräfte der Zwölf- oder Dreizehnjährigen nicht mehr zu, um geistige Kost aufzunehmen. Von den Webstühlen der Textilfabrik kam ich zu einer Nagelfabrik und schließlich mit 18 Jahren in die Hauptstadt. 15 Jahre lang war ich als Dienstmagd in Hälsingfors, bis der Dienstmädchenverein gegründet und ich Vorsteherin wurde. Sie können mir glauben« — Madame Sillanpää schüttelt lächelnd den grauen Kopf — »daß die Hälsingfors'er Hausfrauen nicht allzusehr erbaut waren über meinen Verein. 1907 wurde ich das erstemal in den Reichstag gewählt, und ein Jahrzehnt später wurde ich Inspektorin einer genossenschaftlichen Verkaufsorganisation.«

»Und jetzt?« —

»Kinderschutz, Armenrecht und die Alkoholfrage entfallen in erster Linie in mein Ressort«, bestätigt Madame Sillanpää meine Frage. Besonders auf dem letztgenannten Gebiete hat sie sich einen Namen erworben. Trägt sie doch mit die Hauptschuld — oder Verdienst, je nachdem — an der Trockenlegung Finnlands.

Hier heißt es also vorsichtig fragen! — »Läßt sich überhaupt eine Möglichkeit denken, ohne auf die Alkoholfrage als solche einzugehen, in einem dünnbevölkerten Lande mit einer weit über 1000 Kilometer langen Küstenlinie den Schmuggel zu verhindern?«, frage ich ein wenig skeptisch.

»Wenn genügend Bewachung vorhanden ist, warum nicht? Ganz einfach kann es natürlich nicht sein. Gerade eben« — stolz zeigt Madame Sillanpää auf den vor ihr liegenden Brief — »erfahre ich wieder, daß von Estland her zwei große Schiffsladungen Sprit unterwegs sind, unter Kartoffeln verstaut. Die Überwachung wird immer besser, und der Schmuggel muß geringer werden.«

Auf Grund meiner finnischen Erfahrungen bin ich anderer Meinung. Aber Damen zu widersprechen, bringe ich nicht fertig; ich lenke auf ein ungefährliches Gebiet über.

»Ich habe keine himmelstürmenden Pläne«, sagt mir beim Abschied Madame Sillanpää in ihrer schlichten Weise; »aber ein wenig hoffe ich doch wohl auf meinem Posten ausrichten zu können.

Dr. Paul Graßmann.

rleugnen.«

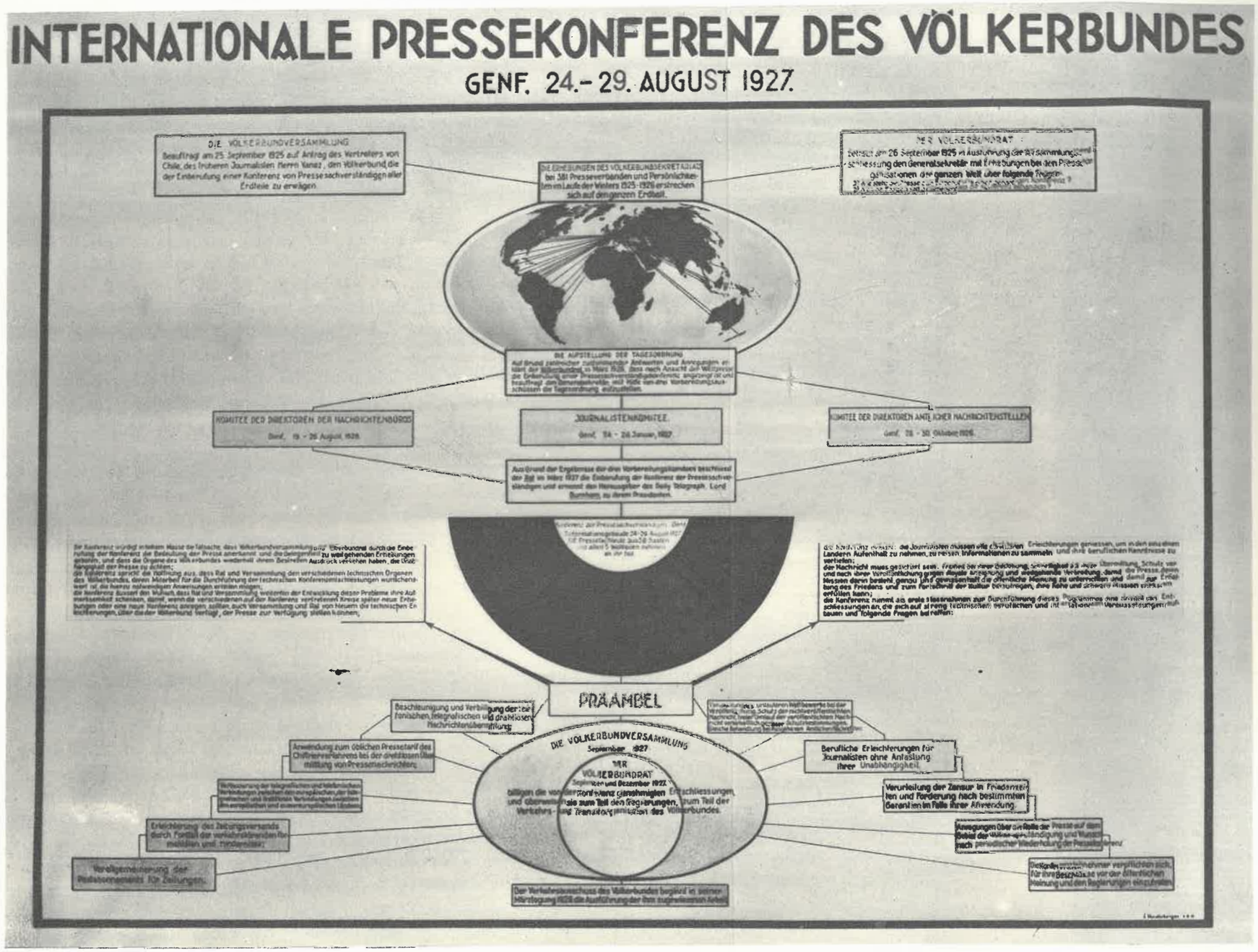
er Roman:
e oft allzu
, wichtige
esenswert.

ober 1928

nila Platz
eschichte
osten be-
in seiner
esten. —

Minister
nrede zu
jedoch
t es, die
es doch
urch bin
Minister,
in der
uß mein
r Welt,
sungen
Arbeit.
behren.
astland
k mein
Kinder-
en; wir
nnte es
chung
hmen.
tstadt.
wurde.
Haus-
, und
tion.«

unpäa
it die
ands.
frage
den
isch.
ben«
zwei
und
en.«
ich



INTERNATIONALE NACHRICHTENVERMITTLUNG
BEIM VÖLKERBUND IN GENF
(Schematische Darstellung)

KÖLN:

DIE VEREWIGUNG DER PRESSA. Oktober 1928.

Die Pressa als Ausstellung flüchtiger Monate muß verewigt werden. Die Schau, für die aus verschiedensten Einzelmenschen bestehende Masse schnell aufgebaut, soll zum Museum für das Volk werden. Was in Köln nur in einer Auswahl geboten wurde, das sollte einmal in seiner ganzen Buntheit dauernd festgebannt werden. Der Gedanke eines Zeitungsmuseums großen Stiles, nicht lediglich als einer Dokumentensammlung, muß nur ebenso kühn in die Tat umgesetzt werden wie die Pressa. Später wird die Nachwelt es nicht verstehen können, daß man in dem Lande, das der Welt die Druckkunst, die Schnellpresse und die Setzmaschine geschenkt hat, wohl alte Waffen und Maschinen aufstellt, für einen so umfassenden Kulturkreis aber wie die Presse nur wenig Raum übrig hatte. Dem Gründer des ersten deutschen Zeitungsmuseums, von Forckenbeck, gebührt der Dank der Nachwelt, die Stadt Aachen verwaltet sein Erbe. Aber es fehlten ihm die notwendigen Mittel, auch starb er über seiner Arbeit. Die Welt ist jetzt durch die Pressa auf Deutschland aufmerksam geworden, sie bewundert die dort geleistete Organisation im Dienste der ausstellungstechnischen Verwertung der Presse. Das Ausland wird daher gern eine auf lange Sicht aufgebaute Zeitungsschau unterstützen, und es böte sich eine wichtige Plattform zu gemeinsamer Arbeit am Versöhnungswerk der Völker — denn ebenso wie die Zeitung selbst, müßte das Museum beweglich sein. Es könnte Wanderausstellungen veranstalten, wie sie ja bereits von Holland eingerichtet sind. Eine vollständige Schau der Presse dieses rührigen Landes ist zurzeit in Batavia aufgebaut. Auch das zaristische Rußland arbeitete ähnlich im Sinne des Panslavismus. Das deutsche Zeitungsmuseum müßte im Dienste der Menschheit wirken, daher so universell wie möglich sein. Es soll ein Wettstreit unter den Nationen angeregt werden, indem der Ausbau der einzelnen Abteilungen den ausländischen Staaten selbst überlassen bleibt. Im Gegensatz zur Pressa soll aber auch Herbes und Unfreundliches, das in der Publizistik eines Staates im Kampfe gegen einen anderen vorkommt, nicht verschwiegen bleiben. Der Mantel der christlichen Nächstenliebe hat in der Politik zu viele Löcher. Wir haben in Stuttgart ein Arsenal der publizistischen Waffen des Krieges, es fehlt uns ein Zeughaus und eine Walhalla der Presse des Friedens! Im Haag hat die friedensbedürftige Menschheit einen Prunkbau errichtet, den Friedenspalast. Ein international organisiertes Zeitungsmuseum könnte nicht weniger dem Frieden dienen, indem es ständig die geistigen Waffen sammelt, mit denen die Völker ihre Kriege führen, es müßte sein ein chemisches Laboratorium, in dem die Giftgase der Weltpresse untersucht werden. Die Arsenale sind verstaubte Rumpelkammern gegen ein Pressemuseum großen Stils, das Arsenal des Weltgeistes. Die Form bedeutet hier viel, sie wird bestimmt durch das Ausstellungsobjekt selbst. Die Zeitung, deren erstes Gesetz höchste Aktualität ist, hat sich nie recht darum bemüht, in Walhall einzuziehen. Sie dient dem Tage und findet sich damit ab, auch mit dem Tage zu sterben. Ihre Aktualität verträgt scheinbar gar keine Museumsbehandlung. Deshalb muß ein Zeitungsmuseum von der Zeitung lernen, es kann aktuell, vielseitig und allgemein verständlich sein. Welche lockende Aufgabe, in Deutschland einmal üblichem Museumsstil den Fehdehandschuh hinzuwerfen und für ein bislang nur selten ausgestelltes Objekt den Rahmen zu schaffen! Welche Perspektiven eröffnen sich, wenn es heißt, den Grundplan auszudenken! Die Geschichte der Nachrichtenvermittlung von Jahrtausenden, die Versuche der Vervielfältigungskunst, die Äußerungen des Journalismus, die Art der Werbung in Wort, Druck und Bild, die ganze weite Welt des internationalen Zeitungswesens — die nationale Eigenart der Zeitung — im guten und schlimmen Sinne, das Walten und Wirken des germanischen Stammes in der Presse und die offene und versteckte Gegenarbeit — Säle, Häuser, Hallen kann man füllen, wählt man aus den hier wahllos aufgezählten Gruppen nur wenige Vertreter ihrer Art. Das weite Reich der Reklame und Propaganda in seinen wechselnden Formen in Vergangenheit und Gegenwart. Eine Galerie der Männer und Frauen aus den verschiedenen Kulturkreisen müßte geschaffen werden, die im Reiche der Großmacht Presse an führender Stelle standen. Dann die Ergebnisse der Forschung auf den verschiedenen Gebieten der Publizistik, die sonst nirgends recht zur Geltung kommen. Manche ausstellungstechnisch verwertbare Untersuchung wird dadurch erst veranlaßt, daß ihr ein Platz in der Öffentlichkeit gesichert wird. Die Zeitung soll nur den Kern bilden, um sie gruppiert sich die bunte Welt der Publizistik in ihren wechselreichen Formen. Wie reizvoll ist es, einmal eine Reichstagswahl im Spiegel der sie vorbereitenden Propaganda in Wort und Bild zu zeigen. Internationale Beziehungen müssen es ermöglichen, das gleiche Beispiel zum Vergleich mit ausländischem Material zu geben. Daß ein Museum für Publizistik auch bei den breiten Schichten Beachtung findet, das hat die Pressa in Köln bewiesen. Es fehlt nur der Mann, der den Plan in die Tat umsetzt. Dann ist die Pressa für Deutschland zu einer stets fortwirkenden Schule geworden.

Karl d'Ester.

LONDON:

H. G. WELLS, THEORIE EINES WELTSTAATES Oktober 1928.

Wells, dessen Visionen so hoch über die heutige Welt hinausragen, daß sie im Nebel einer noch ungewissen Zukunft zu verdämmern scheinen, lehnt es ab, ein Künstler zu sein. Ein inneres Feuer treibt ihn, nicht so sehr der Form Inhalt, als vielmehr dem Gedanken, der bei ihm ganz Verkündigung ist, Ausdruck zu verleihen. Dienst an der Menschheit ist das Ziel, und der Beruf des Tagedieners (des »Journalisten«) erhält einen neuen, uralten Adel. Dies ist der Sinn jener Haltung zur »Kunst«, die uns auch bei einem George Grosz, einem Bernhard Shaw zunächst befremdlich erscheint, bis wir begreifen, daß deren künstlerische Formen nur deshalb eine hohe Vollkommenheit annehmen, weil sie ganz von der erfüllenden Botschaft durchtränkt sind. Manche Ähnlichkeiten binden gerade Wells und Shaw, und ihre Unterschiedlichkeit verhält sich etwa so, wie die, die zwischen Rousseau und Voltaire bestand.

bestand.

Wells' Werk hat (wie sein Name) etwas Brunnenhaftes. Emsige Eimer laufen unablässig in den tiefen Schacht. Wasser quillt aus der Erde in hundert Behältern. Welch ein Werk hat dieser Mann vollbracht, wieviele Romane, Novellen, Essays, kritische Studien, historische, soziale, politische Schriften hat er verfaßt. Aber was sich da vielgestaltig vor uns an Geschriebenem aufrollt, enthält erst im Keim jenes Credo, das in seine endgültigste klarste Fassung zu bringen Wells nach eignem Bekenntnis seit 12 Jahren bemüht ist. Die »Bibel« seines Glaubens gedenkt er als Trilogie zu verfassen, deren erster Teil in seinen Werken "The Outline of History" und "A Short History of the World" bereits erschien. Diese Bücher sind als Rahmenwerke geschichtlichen Geschehens gedacht. Schon enthüllt sich die Geschichte des Lebens als ein Fortschritt vom Fragmentarischen zur materiellen und geistigen Welt-Einheit, und das Studium dieser Bücher bietet die beste Einführung in die Gedankenwelt ihres Verfassers. Zurzeit arbeitet Wells an einem Begleit- und Parallel-Buch zu der »Geschichte«, das den Titel "The Science of Life" tragen wird. Das Werk soll alles enthalten, was über die Natur und die Möglichkeiten des Lebens bekannt ist und wird die Richtlinien für die persönliche Lebensführung innerhalb einer biologisch erfaßten Weltgemeinschaft darlegen, nachdem in der "Outline of History" der Rahmen für das politische Leben des einzelnen in dem sich bildenden Weltstaat gezeichnet wurde. Der letzte Teil dieser gewaltigen Trilogie soll hauptsächlich die unorganischen und ökonomischen Wissenschaften zum Thema haben und wird voraussichtlich den Titel "The Conquest of Power" tragen. Hierzu will Wells die ökonomische und soziale Organisation als Problem der menschlichen Ausnutzung äußerer Energien im Dienste der Gattung einer Betrachtung unterziehen. Und das vollendete Werk wird nach seinem Plane darstellen: erstens einen vollständigen politischen Überblick über die Welt, sodann die moralischen Grundlagen für eine neue Zeit und schließlich die Vorschau einer kollektivistischen Wirtschaftslehre.

Schon die kühne und Weltgeschehen nach durchaus neuartigen »Wells'schen« Blickpunkten zergliedernde und vereinende Weltgeschichte zeigt in Struktur und Ausblick das neue Programm. Hier wird zum ersten Male mit der Leidenschaft des Propheten und der Sachlichkeit des Historikers nach den großen Zusammenhängen gegriffen. Die Kontinuierlichkeit des Geschehens sowie der kulturellen und sozialen Entwicklung von den frühesten Anfängen bis heute wird als großes Orchester gehört. Ein Leitmotiv wird vernehmbar, wo bisher historische Betrachtungsweise hauptsächlich ihr Interesse den einzelnen Instrumenten zuwandte. Wells skizziert das Leitmotiv — er sieht die Welt als Einheit, die Menschheit als große Gemeinschaft. Ereignisse, die durch die Jahrhunderte Stufen zu einer weltumspannenden Planwirtschaft darstellen, klingen laut und harmonisch aus der Fülle der Töne. Alles Plan-lose, nur nationalen, selbstischen, militärischen oder dynastischen Zielen Dienende ist Dissonanz und wird kurz abgetan, auch wenn derjenige, der vorübergehend die erste Geige spielte, den Namen eines Cäsar oder Napoleon trug. Nicht in der hochbetonten Einzelleistung sieht Wells den Fortschritt — in der planvollen Gliederung der Masse und deren Organisation zu übernationalen und interregionalen Funktionen vielmehr erblickt er die Lösung, aber auch die Zielstrebung der vielgestaltig treibenden Kräfte.

Inhalt und Forderung dieser Lehre hat Wells in einem kurzen Buche formuliert, das eine Art Katechismus seines Glaubens darstellt und dem er den Titel "The Open Conspiracy" gab. Tatsächlich wirkt, was er vorträgt und fordert, wie eine Verschwörung gegen alles Bestehende, zurzeit noch als gültig Geltende, und mit Recht trägt dieses Kompendium den Untertitel »Blaubuch für eine Welt-Revolution«. Im Vorwort zu diesem ebenso anregenden wie erregenden Werk sagt der Verfasser: — »Dieses Buch stellt so einfach und klar als möglich die wesentlichen Gedanken meines Lebens dar, die Perspektive meiner Welt. Alles was ich war oder tat, scheint mir ein Beitrag oder eine Illustration zu diesen Ideen und Anregungen gewesen zu sein. Meine übrigen Schriften waren fast ohne Ausnahme Entdeckungsfahrten und Versuche. Sie illuminieren, kommentieren oder blühen aus der wesentlichen Materie, die ich hier endlich versuche bis auf die Fundamente bloszulegen und unfraglich zu konstatieren. Dies ist meine Religion. Hier sind meine Zielstrebung und das Kriterium all meines Tuns. Ich glaube, daß auf Grund solcher Richtlinien, wie ich sie hier gezeichnet habe, die schöpferischen Kräfte unserer Gattung organisiert werden können und dürfen, zu einem allumfassenden Kampf gegen individualistische Vereitelung und den Tod.«

Vorbedingung zu dem Werke der äußeren Erlösung ist die innere Läuterung. Diese kann nur erzielt werden durch einen Glauben, und da die alten Religionen in Kompromissen erstarrten oder ihre Ziele in anderen Richtungen liegen, fordert Wells eine neue Religion. Wie er sich selber stets als Diener einer Menschheitsidee betrachtet, führend, aber nicht Führer sein will, fordert er auch für seine Mitmenschen, daß sie die Religion des Dienens, des Unterordnens der Persönlichkeit annehmen sollen. Wells wendet sich nicht gegen die alten Dogmen — aber da sie das Heil stets nur in der anderen Welt suchten und sich in bezug auf diese mit Palliativmitteln und Trostversuchen begnügten, muß der Gott des Heils vom Himmel in die Seele des Menschen verlegt werden, auf daß dieser an sich und die Mitwelt glaubend, die Erlösung statt der Linderung finde. Denn, so sagt Wells, die Seele des Menschen gehört nicht mehr ihm allein. Sie ist lediglich Teil eines größeren Seins, das vor ihm war und nach ihm da sein wird. Der Begriff der umgrenzten und begrenzten, eigenwillig und egozentrisch rotierenden Persönlichkeit stürzt zusammen. Gleichzeitig müssen wir uns abgewöhnen, die Zeit in sich fatalistisch drängenden Etappen zu sehen. Die Schöpfung ist nicht gewesen. Ewig ist Schöpfung. Wir befinden uns in einem stürmischen Aufstieg. Das Leben hat erst begonnen. Und das neue Credo lautet nicht mehr: — ich glaube; sondern: ich gebe mich.

Wells stellt hohe Forderungen an das Individuum. Er verlangt die innere Erneuerung des einzelnen, der aufhören muß, ein einzelner zu sein, um es im Rahmen einer neuen Gemeinschaft in viel höherem Sinne zu werden. In Jinarajadasa's symbolischem Märchen »Das Wunderkind« wird (welche Bestätigung psychologischer Erkenntnis durch

durch

östliche Weisheit!) erzählt, wie das Böse — das Destruktive — nicht von außen herkommt und deshalb auch nicht von außen gebannt werden kann. Es wird vielmehr von der Seele ins Geschehen projiziert. Neu-Formungen der Verwaltung und des Staates ergeben keine Lösung. Statt der Mißstände, die man beseitigt, treten ewig neue an ihre Stelle, und Wells postuliert mit tiefer Einsicht nachdrücklich als erste Vorbedingung für eine Bereinigung statt der Reform der sichtbaren Welt die Reformierung der unsichtbaren Seele. Unsere wahren Gegner sind Wirrnis des Geistes, Mangel an Mut, Mangel an Streben nach Neuem (Neu-Gier) Mangel an Phantasie, Indolenz und verschwenderischer Egoismus. Wir müssen uns angewöhnen, die heutigen Regierungen, das Bestehen der zufällig und willkürlich entstandenen National-Staaten und unsere Unterordnung in deren Machtgebiete als ein Übergangsstadium (als ein vorübergehendes Stadium) zu betrachten. Die »Offene Verschwörung« beruht (1. Leitsatz) auf der Mißachtung, nicht etwa Verachtung der bestehenden »Nationalitäten« und sieht nicht ein, weshalb man Obstruktion und selbstische Ziele verfolgende Regierungen dulden soll, weil sie in diesem oder jenem Gebiete die Herrschaft ausüben. Wir müssen vielmehr (2. Leitsatz) beschließen, mit allen verfügbaren Mitteln die Konflikte dieser Regierungen zu mindern. Wir müssen uns wenden gegen das Heranziehen von Individuen und Besitz zu kriegerischen Zwecken. Wir sollen allen Einmischungen in die Herstellung einer Welt-Wirtschaftsordnung widerstreben. Zu lange, sagt Wells, hat sich der Mensch in Wahrheit und Phantasie als Soldat gebärdet, als daß es uns leicht wäre, die vielfachen Prätensionen von Flaggen und Kaiserreichen, von Patriotismus und Angriff ohne weiteres abzustoßen. Die Welt und unsere Vorstellung sind noch erfüllt von Sentimentalitäten, den falschen Göttern und der Loyalität der alten kriegerischen Traditionen, die soviel Werte und Tugenden in einer abgestumpften und stumpfsinnigen Form hinter sich herschleppen. Von all diesen altmodischen Vorstellungen muß sich unser Geist befreien, und es ist unmöglich, mit diesen Überbleibseln einer veralteten Ordnung Kompromisse zu schließen. Soldaten und Diplomaten werden niemals einen Weltstaat bilden. Ihre Existenz beruht auf der Anschauung, daß nationale Trennung etwas Wirkliches und Unheilbares und daß der Krieg letzten Endes unvermeidbar sei. Ihre Vorstellung von Loyalität verursacht Antagonismus gegen alle Ausländer, selbst gegen diejenigen, die ihrem Typus durchaus entsprechen und sie erzeugt eine ständige Politik von Verärgerungen, Verdächtigungen und Vorsichtsmaßnahmen, die, zusammen mit einer ständigen Betonung der Notwendigkeit des internationalen Antagonismus, unweigerlich zum Kriege hintreibt. Da aber heutzutage das militärische Element gar keinen Krieg ohne die Unterstützung der modernen industriellen Organisationen und die Zustimmung der großen Volksmasse führen kann, befinden wir uns in der paradoxen Lage, daß eine »patriotische Tradition« eine kriegerische Kaste in der Macht erhält, die gar nicht fähig ist, ihre Politik allein durchzuführen und dazu der Unterstützung derjenigen weiten, friedliebenden und zum Frieden erzogenen Menge bedarf, die nicht nur keinen Krieg will, sondern vom Kriege nur Verluste, Elend und Vernichtung zu gewärtigen hat. 3. Leitsatz. Wir müssen beschließen, das private oder lokale Eigentum mindestens des Kreditsystems, der Transportmittel und der Haupterzeugnisse durch ein verantwortliches Welt-Direktoriat zu ersetzen, das die gemeinschaftlichen Interessen der Rassen verwaltet. Aber Wells predigt keinen Kommunismus (wie ihm auch die Idee des Klassenkampfes ganz fern liegt). Er sieht in einer weltweiten Planwirtschaft, in einem übernationalen Kollektivismus die Rettung aus der augenblicklichen willkürlichen und ebenso ungerechten wie unökonomischen Güterverteilung. David Lubin hat in seinem Internationalen Institut für Landwirtschaft in Rom wertvolle Vorarbeit geleistet. Dort wurden regelmäßig der Weltbedarf, die Weltproduktion und der Welttransport registriert. Solch eine Zentralstelle auf breiterer Basis würde eine Zielsetzung statt der augenblicklichen Ziellosigkeit ergeben. Wir benötigen Richtlinien eher als Zwang, eine Art Welt-Wirtschaftskarte. Eine Landkarte ist kein Gesetz, aber wir gehorchen der Landkarte. Ferner fordert Wells (4. Leitsatz) die praktische Anerkennung der Notwendigkeit biologischer Kontrollen z. B. der Bevölkerung (vor allem des Bevölkerungszuwachses durch Geburtenkontrolle) und der Krankheiten. (5.) Ein Minimum an Freiheit und Wohlergehen in der Welt muß garantiert werden. (6.) Oberste Pflicht ist es, das persönliche Leben der Schaffung eines Welt-Direktoriats unterzuordnen, das in der Lage ist, seine Aufgaben im Interesse einer allgemeinen Forderung menschlichen Wissens und Könnens auszuüben. Wer mit sozialistischen Gedankengängen vertraut ist, wird in derartigen Forderungen vieles Bekannte vorfinden, obgleich Wells den Marxismus ablehnt. Für die Neuerung der Menschheit eine Formel zu finden ist kein parteipolitisches, sondern ein allgemein menschliches Problem, und es von einer andersartigen, seherischen, religiösen und dichterischen Seite angegriffen zu haben, ist Wells großes Verdienst, neben dem das noch in vielem unklare und »unpraktische« seiner Postulate verblaßt. Die Einwände, die auch von sympathisierender Seite wenigstens gegen die unmittelbare Durchführbarkeit seiner Theorien erhoben werden können, liegen zu sehr auf der Hand, um ihre Feststellung nötig zu machen. Dichtes Gestrüpp verdeckt den Weg zum Licht der neuen Welt. Wells hat es nur etwas höher gehoben. Den Weg dahin müssen wir uns selber bahnen. Ob es sich lohnt, entscheidet die Frage, ob man mit dem jetzigen Zustand zufrieden ist und sich damit abfinden will, oder nicht. Viele werden glauben, daß es der Mühe lohnt. Und Wells glaubt, daß es auch möglich sei. Denn nach seiner, wie ja auch Shaw's Ansicht, steht die Menschheit noch im Anfang ihrer Entwicklung und hat eben erst das vom Kampf ums Dasein erfüllte Tierstadium überwunden. Wir befinden uns erst im Dämmerlicht menschlichen Selbstbewußtseins und der geistigen Herrschaft. Wenn wir uns von dem Druck einer willkürlich wachsenden Bevölkerung, der furchtbaren Verschwendung durch Kriege und der privaten Ausbeutung und Beherrschung der materiellen Güter befreit haben, werden wir dem Leben mit einem ungeheuren Zuwachs an freiwerdenden Energien entgegenstehen. Das Leben, das noch ganz aus Routine, Leiden und Mißgeschicken besteht, wird dann von Abenteuern und Entdeckungen erfüllt sein, die verheißungsvoll locken. Mark Neven.

ÜBERSETZUNGEN:

ÜBER EINE INTERNATIONALE SPRACHE

Henri Legrand-Paris.

Das Problem einer Universalsprache ist schon von Grund auf durch die Unterweisung des Kindes zu erfassen. Der junge Mann muß bereits bei seinem Eintritt ins politische und soziale Leben ein Europäer, ein Weltmann sein. Es ist Tatsache, daß viele nur sehr schwer mehrere Sprachen erlernen, wenn auch unter den heutigen Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern, Geschäftsleuten und Politikern viele drei, vier und mehr Sprachen verstehen. Unsere Kinder verfügen nicht mehr über die Zeit, viele fremde Sprachen zu erlernen, sie sind gezwungen, in einer wachsenden Reihe von Fächern Unterricht zu nehmen. Welche Wohltat wäre der Allgemeinheit durch die Möglichkeit einer einzigen fremden Sprache gegeben, das ganze Universum läge jedem offen. Für diesen Zweck wurde auch Esperanto und Ido geschaffen. Haben sie ihn erfüllt? Trotzdem z. B. das Esperanto eine ganz logische und leichte Sprache ist, aufgebaut wie eine amerikanische Stadt, rechtwinklich und nach einem wohlüberlegten Plan, hat es bis zum heutigen Tage sehr wenig Fortschritte gemacht. Sobald es sich darum handelt, Ideen auszutauschen, Gefühle auszudrücken, ist diese künstlich geschaffene Sprache wertlos. Eine gegenwärtig lebende Sprache müßte gewählt und auf der ganzen Erde in sämtlichen Schulen gelehrt werden, und die Weltsprache wäre geschaffen. Aber welche Schwierigkeiten stellen sich ein? Welche Sprache soll gewählt werden? Große Nationen werden wohl nicht zugeben, daß eine von ihren Sprachen als Universalsprache ausgewählt wird. Es ist schade, daß die Schweiz keine nationale Sprache hat, dort würde sich zweifellos die Sprache Europas und die der Welt gestalten. Vielleicht könnte man ein internationales Idiom in der Nähe Skandinaviens suchen? Jedes Kind erlernt seine Muttersprache und darauf die internationale Sprache. Eine Literatur, ein Theater, ja sogar eine Weltpresse könnten in dieser Sprache entstehen, und das die Menschen über die ganze Erde verbindende Band würde schnell und so innig gezogen sein, daß die Entwicklung ohne Störung sich vollziehen würde. Das wichtige Problem einer Weltsprache ist in erreichbare Nähe einer möglichen Lösung gerückt, soweit die Hauptnationen es natürlich wollen.

EINE NEUE PHASE DES PAZIFISMUS

George Glasgow-London.

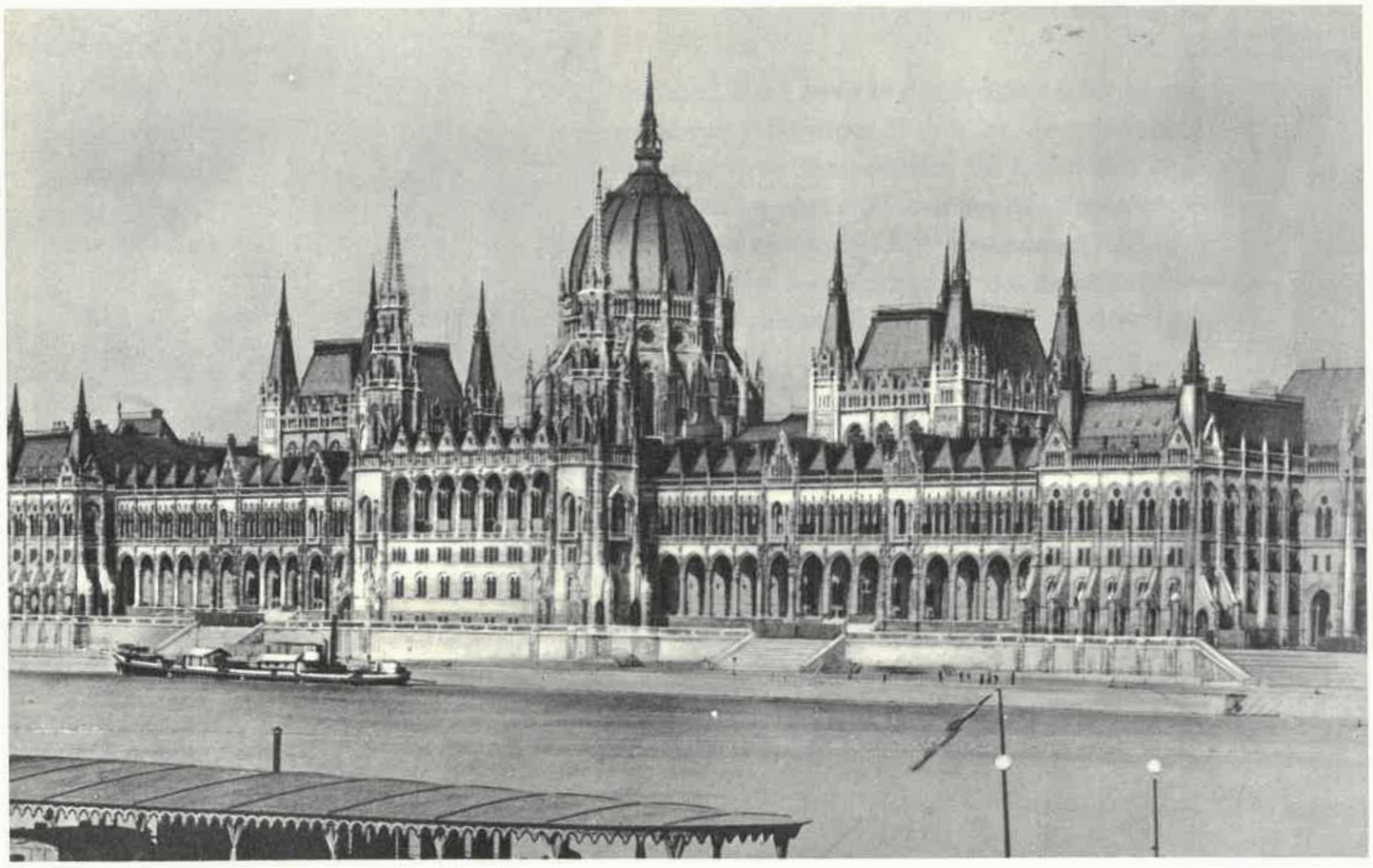
Das interessante Novum in der politischen Philosophie, das seit dem großen Kriege die Gemüter bewegt, ist das Problem, den allgemeinen Frieden auf der ganzen Welt zu organisieren. Lord Carson äußerte sich sehr richtig, daß die Wichtigkeit des Völkerbundes darin bestehen muß, den Frieden unter den Völkern modern zu machen. Die Völker werden sich entwaffnen, sobald sie sich nicht mehr voreinander zu fürchten haben, denn Furcht ist der Anfang und das Ende des Krieges. Sobald einmal ein Krieg ausgebrochen ist, liegt es außerhalb einer menschlichen Kontrolle, ihn auf Befehl zu beendigen. Der große Krieg würde bereits 1916 sein Ende gefunden haben, wenn Patriotismus und gesunder Verstand auf allen Fronten seine Beendigung beschlossen hätten. Lord Lansdowne hatte den Mut und den Patriotismus, sich im Jahre 1916 öffentlich als Pazifist zu bekennen, weil er einsah, daß »tote Engländer von weniger Wert für England sind als lebende«. Aber Lord Lansdowne wurde bekämpft, weil man sich sagte, daß die deutsche Regierung in ihrer »Friedens-Offensive« von 1916 nicht ernst zu nehmen sei. Furcht erzeugt merkwürdige Dinge! Zu welcher Zuflucht griffen die Menschen? Sie wählten einen verlängerten Krieg. Sowohl in England wie in Deutschland bildete während des Krieges das Rückgrat des Kriegsgeistes die Bourgeoisie. Es erscheint unglaublich, aber wahr, daß von 1916 bis 1918 die Mittelklasse aller Länder für den Krieg bis zum Ende eintrat. Und was war die Wirkung? Bolschewismus in Rußland, der Sturz des deutschen Kaisers, des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, Bolschewismus in Ungarn und Italien, gefolgt in letzterem Falle von der umgekehrten Form des Bolschewismus, dem Faschismus, und die erste Arbeiter-Regierung in Großbritannien. Vom Jahre 1916 ab versuchten die Aristokraten Europas, der feindlichen wie der alliierten Mächte, durch Umtriebe in der Schweiz den Krieg um jeden Preis zu beendigen. »Frieden um jeden Preis«, lautete die Parole der wahren Aristokratie, während der wirrköpfige Bourgeois sich einredete, daß die »nationale Ehre« nur durch nationalen Selbstmord Befriedigung finden könnte. Die zehn Jahre, die dem Kriege gefolgt sind, sind insofern bemerkenswert, als die Diplomaten der Welt gezwungen worden sind, ihr Hauptaugenmerk auf die Organisation des internationalen Friedens zu lenken. Pazifismus gilt nicht mehr als Vorwurf, sondern als ein allgemein anerkanntes Ideal. Wir befinden uns an einem Punkte in der Weltgeschichte, wo zum ersten Male in der Geschichte des Pazifismus die Diplomatie wirkliche Friedensarbeit leistet.

REDAKTIONELLE NOTIZ:

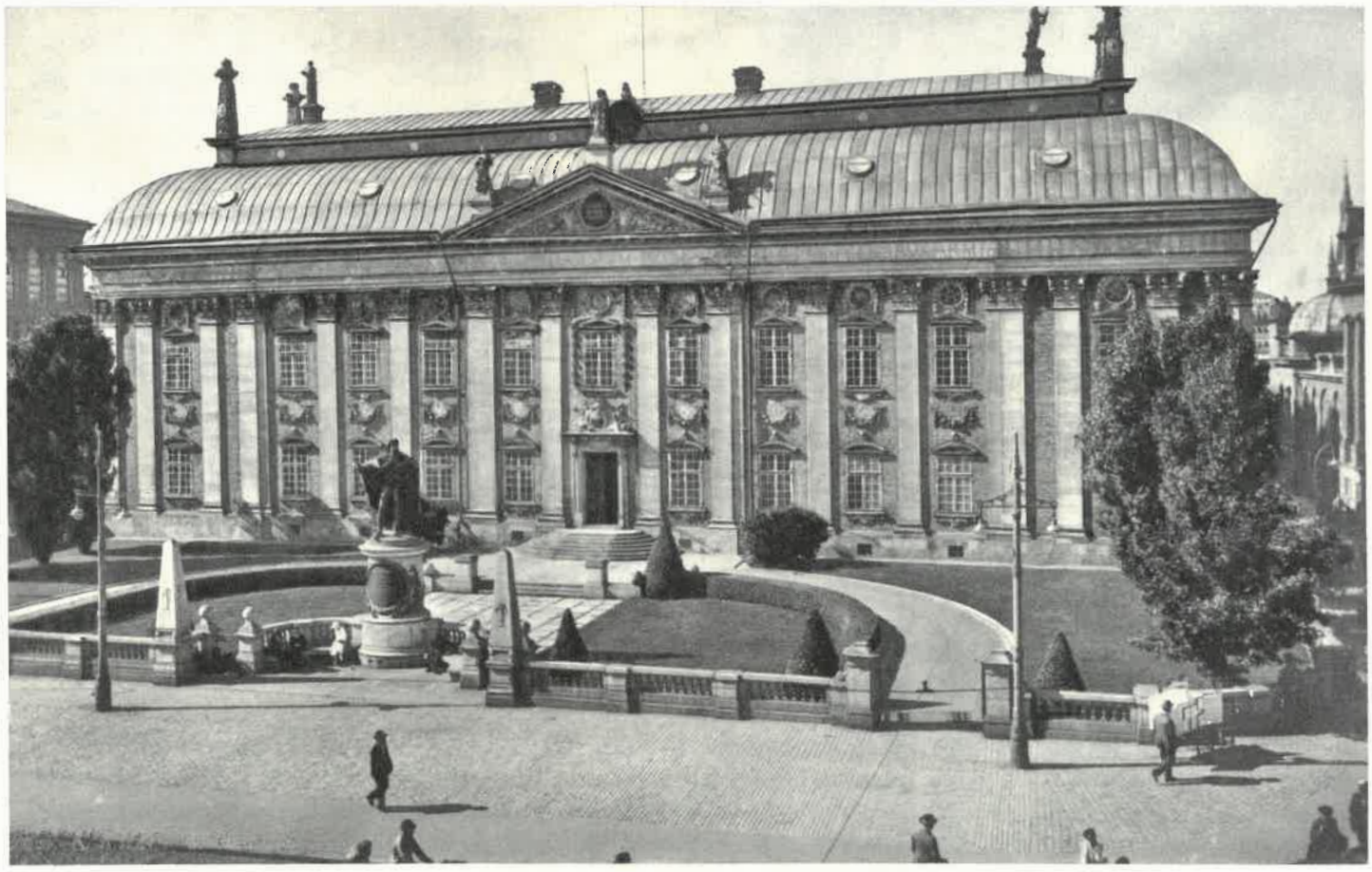
In den zahlreichen begeisterten Kritiken, welche die Internationale Zeitschrift »Die Böttcherstraße« im In- und Auslande fand, wurde neben anderem die bedeutende drucktechnische Leistung lobend hervorgehoben. Wir danken der Kölner Görres-Haus G. m. b. H. in Köln, vor allem den Herren Direktor Hacker und Oberfaktor Roth für ihre freundliche Mitarbeit an gemeinsamer Idee und Arbeit; ebenso den Herren Abteilungsleitern Albert, Brünker, Busch, Haimerl, Hintzen, Lagier und Wanninger.

DAS NÄCHSTE HEFT BEHANDELT »WELTPHILOSOPHIE« UND ERSCHEINT AM 10. NOV. 1928.

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN TEIL: ALBERT THEILE, WORPSWEDE BEI BREMEN.
VERLAG: ANGELSACHSEN-VERLAG IN BREMEN.
DRUCK: KÖLNER GÖRRES-HAUS GMBH IN KÖLN.

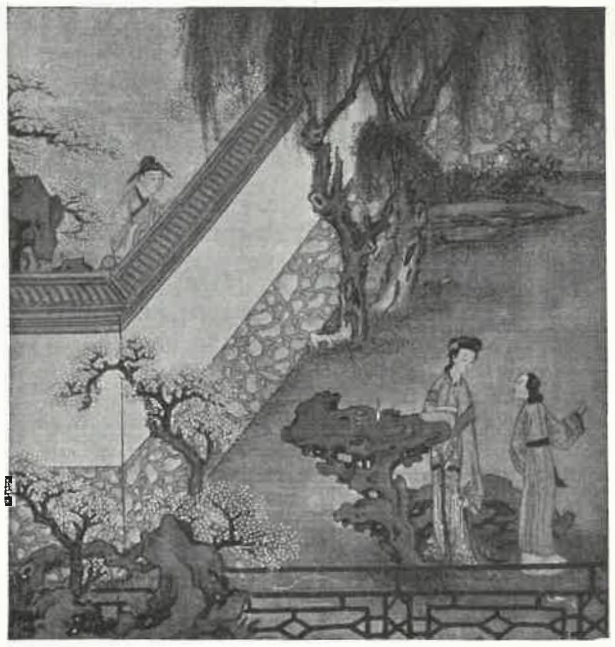


PARLAMENT ZU BUDAPEST



REICHSTAG ZU STOCKHOLM

EUROPÄISCHE PARLAMENTSGEBÄUDE



Garten mit chinesischem blauen Stein als Tisch

Maibaum Aus Heures d'Anne de Bretagne

Dieses Werk steht in der Weltliteratur einzig da. Die Gartengeschichte ist hier zu einem lebendigen Gesamtbild der Kunst und Kultur und zu einer Geschichte der Gesellschaft im Sinne von Jakob Burckhardt und Karl Justi geworden. Das Werk ist mit 637 Abbildungen nach alten Originalen ausgestattet.

MARIE LUISE GOTHEIN

GESCHICHTE DER GARTENKUNST

von den Aegyptern bis zur Gegenwart

2 Bände, 2 Aufl., mit 637 Abbildungen, in Leinen M. 70.-

I. Band: Aegypten, Griechenland, Rom, Byzanz und der Islam, Das Mittelalter, Die Renaissance in Italien.

II. Band: Die Renaissance in Frankreich, England, Deutschland; Das Zeitalter Ludwigs XIV., China und Japan, Die Gartengestaltung des 19. Jahrhunderts.

Mädchenreigen, Rom

MAXIMILIAN AHREM

DAS WEIB IN DER ANTIKEN KUNST

Mit 295 Tafeln und Abbildungen antiker Kunstwerke; 7. Tausend, in Leinen M. 25.-

Inhalt: Aegypten; Die kretisch-mykenische Kunst; Die griechische Kunst; Die Vasenmalerei Der aphrodisische Kreis; Das dyonisische Element; Mythologische und andere Darstellungen; Die hellenistische Epoche; Die römisch-kampanische Wandmalerei; Die etruskische Kunst; Die römische Porträtkunst.

Im Mittelpunkt dieses von der ältesten bis zur hellenistischen Kunst reichenden Werkes steht das Weib als dynamische Lebenserscheinung in ihrer Wirkung auf die Kunst und die Künstler. Die wandelnden Formen in der Darstellung des Weibes lassen uns die seelischen Kräfte der Zeit und die Lebensatmosphäre erkennen, in der die schaffenden Künstler atmeten. Das Werk gibt in der Auffassung vom geistigen Wesen und Wirken des Weibes eine Geschichte der Erotik in ihren vergeistigten Formen.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

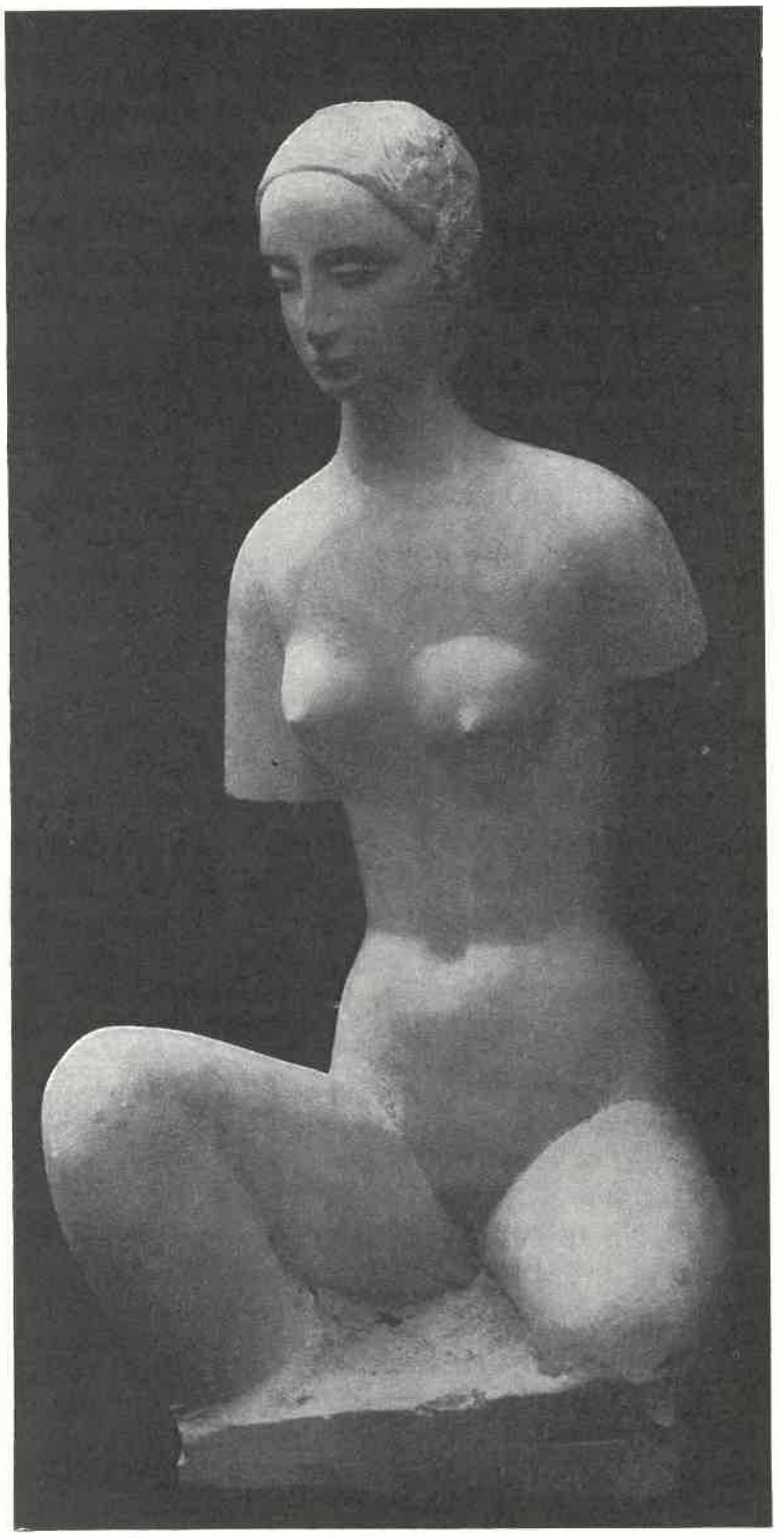
WERTVOLLE BÜCHER ZUR GESCHMACKSKULTUR

DR. ALEXANDER KOCH'S FÜHRENDE KUNSTZEITSCHRIFTEN:

DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION. Bedeutendste Kunstzeitschrift für Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst, Gärten, Kunstgewerbe usw. 32. Jahrgang. Einzelpreis des Oktoberheftes 1928 mit 81 Illustrationen M. 3.-, Vierteljahrs-Preis M. 7.-, Halbjahrs-Bände M. 20.-

INNEN-DEKORATION. Die gesamte Wohnungskunst in Bild und Wort. 39. Jahrgang. Einzelpreis des Heftes mit 50 großen Illustrationen M. 2.50, Vierteljahrs-Preis M. 6.-, Jahresband M. 36.-

STICKEREIEN UND SPITZEN. Blätter für kunstliebende Frauen. Erscheint im 29. Jahrgang. Einzelpreis des Oktoberheftes 1928 mit 24 Illustrationen M. 2.-, vierteljährlich M. 3.-, Jahresbände M. 20.-



MOYSSEY KOGAN-PARIS: „WEIBLICHE FIGUR"

*

ALEXANDER KOCH'S HANDBÜCHER NEUZEITLICHER WOHNUNGSKULTUR:

DAS VORNEHM-BÜRGERLICHE HEIM. Neue Folge. Quartband mit etwa 200 Abbildungen und Kunstbeilagen. In Ganzleinen gebunden M. 20.-

SCHLAFZIMMER. Dritte Folge. Quartband mit etwa 200 Abbildungen und Kunstbeilagen. In Ganzleinen gebunden M. 20.-

1000 IDEEN ZUR KÜNSTLERISCHEN AUSGESTALTUNG DER WOHNUNG. Quartband von 210 Seiten mit etwa 250 Abbildungen und Kunstbeilagen. In Ganzleinen gebunden M. 20.-

*

DAS SCHÖNE HEIM. Ein textlicher Ratgeber für Ausgestaltung und Einrichtung der Wohnräume. Leicht gebunden M. 10.-

DAS HAUS EINES KUNSTFREUNDES. Das Haus Alexander Koch-Darmstadt, in seiner Außen- und Innen-Architektur, seinen Sammlungen an Bildern, Plastiken und Kleinkunst. 150 große, teils farbige Abbildungen. Elegant gebunden M. 24.-

FARBIGE WOHNRÄUME DER NEUZEIT. Preisgekrönte Entwürfe und ausgeführte Räume in 140 farbigen und schwarzen Abbildungen. Gebunden M. 60.-

DAS NEUE KUNSTHANDWERK IN DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH. Starker Folioband von mehr als 300 Seiten, mit 384 großen Abbildungen und Kunstbeilagen. Gebunden M. 28.-

*

Illustrierte Verlagsprospekte gratis!

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.m.b.H., DARMSTADT S.W. 11

Ein neuer
großer Erzähler:

JOSEF KALLINIKOW

FRAUEN UND MÖNCHE

ROMAN
1042 Seiten

2 flexible Leinenbände . . . . . 16 Mark

Einzige autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Wolfgang E. Groeger. Erste vollständige Ausgabe des Werkes nach dem Manuskript. (Das 9. Buch, in Rußland verboten, wird zum ersten Male in der vorliegenden Übertragung veröffentlicht.)

MAXIM GORKY entdeckte den Dichter, PROF. ARTHUR LUTHER erkannte in Kallinikow den Dichter von hoher Qualität und echtem Temperament, DR. WERNER MAHRHOLZ sagt in seinem Geleitwort: Kallinikow ist unzweifelhaft einer der ganz großen erotischen Dichter nicht nur Rußlands, sondern der Welt: das eigentlich Bewegende in diesem Roman ist nicht die Politik, nicht der Geist, sondern die Liebe, die Liebe in allen ihren Verzerrungen und Auswüchsen, aber auch in ihren reinsten seelischen Formen. In keinem Werk eines russischen Autors, wenn man vielleicht von einigen der klassischen Novellen Ljesskows absehen will, tritt die Erotik des Slaven so klar und unverhüllt zutage. Auch dies noch bedeutet Entdeckung einer neuen Welt trotz des uralten Themas. Es ist die Entdeckung: zugleich durch die völlige Naivität der Darstellung, die von höchster Freiheit und Leichtigkeit ist, wie durch die allmenschliche Enthüllung des Trieblebens und seiner oft wunderlichen Umwege und Irrfahrten. Kallinikow wirkt wie eine Naturbegabung: seine Darstellungsweise hat etwas Triebhaftes wie die Menschen, die er darstellt. Man hat das Gefühl: eine Übermacht von Anschauung umdrängt den Dichter; er hat Mühe, den Reichtum auch nur einigermaßen zu bändigen. Kallinikow wirft mit diesem ersten Roman einen Block in die Masse der erzählenden Literatur, einen Block, der genügt, von seinem Schöpfer zu sagen: **Da ist ein großer Erzähler**

H. HAESSEL · VERLAG · LEIPZIG C 1

DIE BÖTTCHERSTRASSE IST WELTZEITSCHRIFT

DIE THEMEN DER ERSCHIENENEN HEFTE:

Mai: Weltpresse
Juni: Weltbauen—Welttheater
Juli: Weltreisen
August: Indo-Germanica
September: Weltbild der Frau
Oktober: Staat—Weltstaat

DIE MITARBEITER DER ERSCHIENENEN HEFTE:

U. a.: Bab, Briand, Chesterton, Corbusier, Curtius, Döblin, Edschmid, St. John Ervine, Gabaldon, Häberlin, Hoffmannsthal, Holitscher, Iwanow, Lagerlöf, Leonow, Lörke, Lunartscharskij, Maeterlinck, Mendelssohn, Mendelssohn-Bartholdy, Mjön, Comtesse de Noailles, Quesada, Romains, Stanislawski, Sternheim, Stresemann, Thibaudet, Vaihinger, Weismantel, Stefan Zweig.

DIE URTEILE DER AUSLANDSPRESSE:

TAGESBOTE, BRUNN: ... Überall ist auf stärkste Internationalität großes Gewicht gelegt, hervorragende Geister aller Weltteile sind hier zu einem Werk zusammengeschlossen, das bei allen nationalen und individuellen Unterschiedlichkeiten eine überraschende Gemeinsamkeit nicht bloß in den kulturellen Endzielen, sondern auch in den Wegen aufweist. (Paul Klobuczar)

LA GAZETA LITERARIA, MADRID: ... la grandiosa linea por el ciclo del mondo (E. Gimenez Caballero)

AFTENPOSTEN, OSLO: Et verdifullt internasjonalt tidsskrift ... Tidsskriftet behandler alle de spørsmål, som er oppe i tiden på en oversiktlig og populæ ate måte likesom de er illustrert med beste billedstoff.

PETIT JOURNAL, PARIS: ... „Die Böttcherstraße" périodique mensuel de grand luxe, présenté de façon tres artistique.

REVUE D' ALLEMAGNE, PARIS: ... probablement la plus luxueuse et la mieux présentée des revues allemandes.

RIGASCHE RUNDSCHAU, RIGA: ... letzte künstlerische und ästhetische Rundung.

REICHSPOST WIEN: ... in der vordersten Reihe aller künstlerischen Zeitschriften.

DIE THEMEN DER NÄCHSTEN HEFTE:

1928
November: Weltphilosophie
Dezember: Vergessenes Schöpfertum
1929
Januar: Weltreich der Technik
1929
Februar: Welthumor und Weltsatire
März: Weltepochen der Medizin
April: Musik—Weltmusik

ABONNEMENTS DURCH DIE POSTANSTALTEN UND MODERNEN BUCHHANDLUNGEN ODER DURCH DEN

ANGELSACHSEN-VERLAG IN BREMEN

DIE REKLAME DER KAFFEE HAG ■ GESELLSCHAFTEN

UNSEREN FREUNDEN

DIE ERFÜLLUNG EINES LANGGEHEGTEN WUNSCHES

Unter freundlicher Mitwirkung der nachstehenden Firmen:

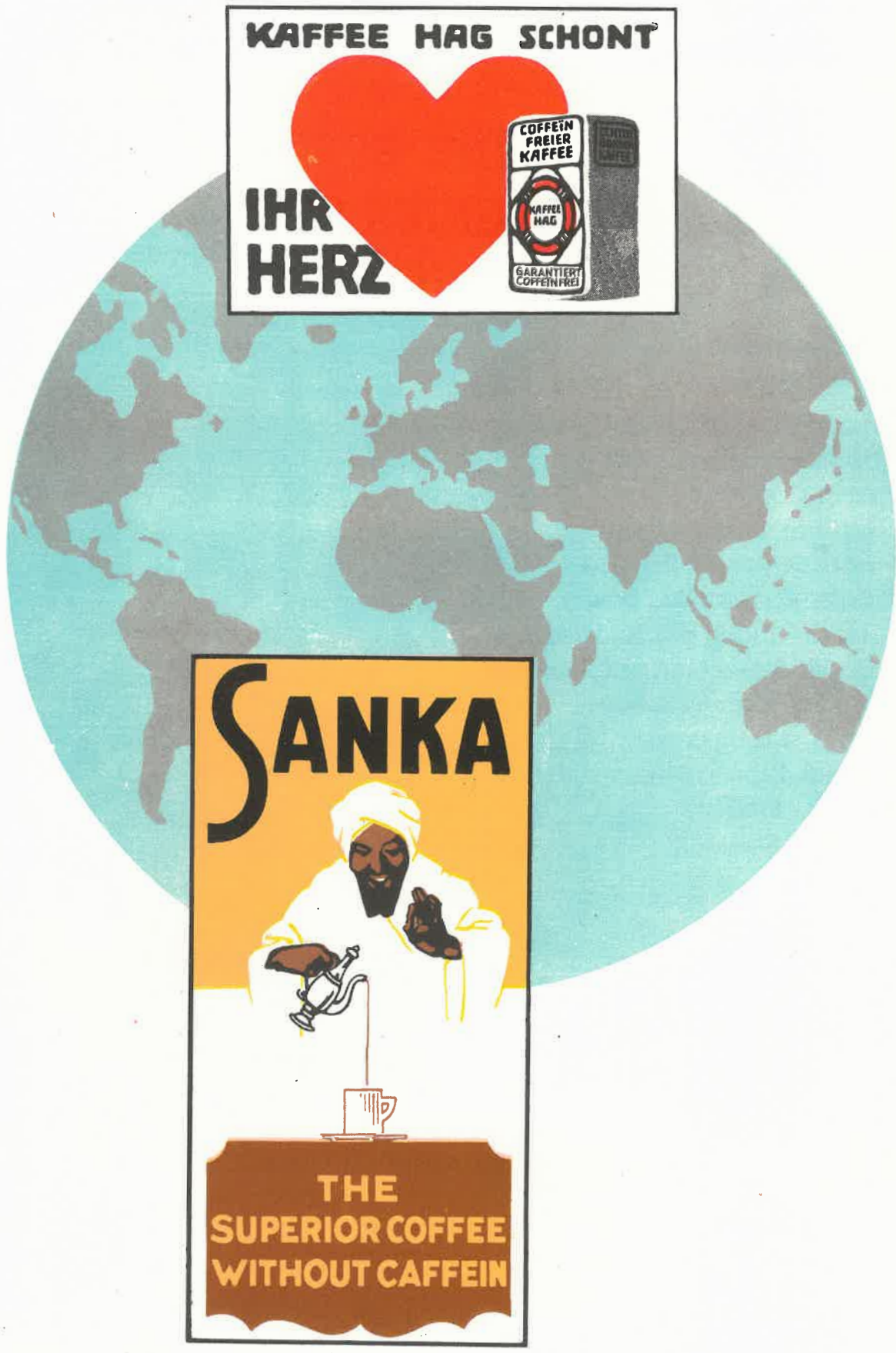
Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen
Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Feldmeilen (Zürich)
Koffie Hag Maatschappij, Amsterdam
Sanka Coffee Corporation New York
H.A.G. Coffee Company Ltd., London
Kaffee Hag Gesellschaft m. b. H., Wien
Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Marienbad
Café Sanka S.A. Boulogne s. Seine
Kaffee Hag G. m. b. H., Danzig
Kaffe Hag A/S. Kopenhagen
Café Hag S. A., Brüssel
Kaffe Hag A. B. Stockholm

Das Verfahren zur Herstellung von coffeinfreiem Kaffee erfand Generalkonsul Dr. h. c. Ludwig Roselius im Jahre 1906. Nur die obengenannten Gesellschaften haben dieses Verfahren zur Herstellung des coffeinfreien Kaffee Hag erworben und damit das Recht erhalten, die Patente von Dr. Roselius zu benutzen.

GEDRUCKT AUF DER PRESSA
VON DER KÖLNER GÖRRES-HAUS G. M. B. H. KÖLN 1928

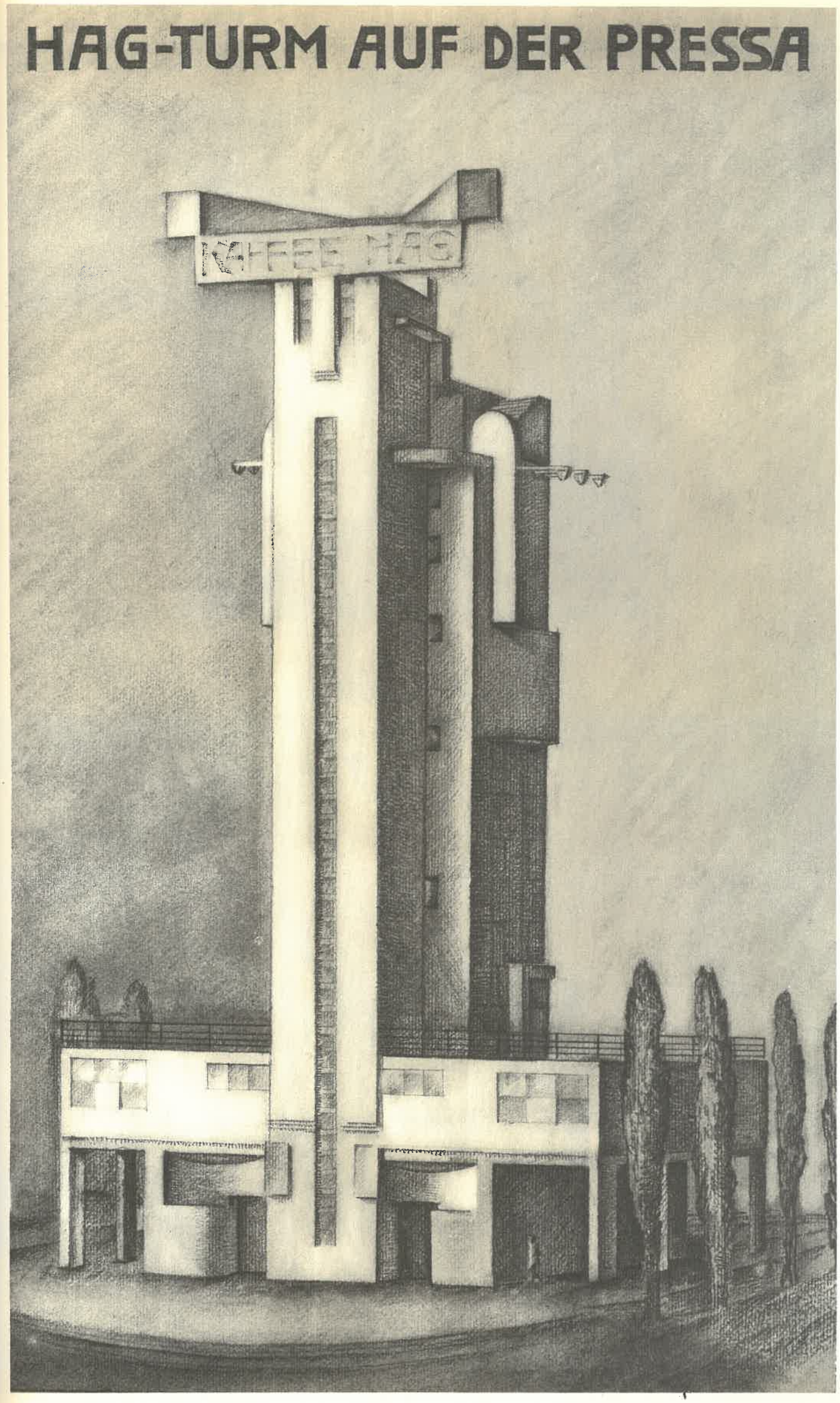
Die bekanntesten Hag- und Sanka-Motive

Die hervorragendsten Werbekünstler haben diesen Entwürfen uneingeschränkte Anerkennung gezollt.



Unseren coffeinfreien Kaffee Hag trinkt man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Frankreich unter dem Namen Sanka.

HAG-TURM AUF DER PRESSA



PROPAGANDA-KAFFEEKÜCHE IN DER BÖTTCHERSTRASSE ZU BREMEN

REPRÄSENTATIONSSAAL IM VERWALTUNGSGEBÄUDE DER KAFFEE HAG BREMEN

FABRIK IN CALAIS

FABRIK IN FELDMEILEN (Schweiz)

KAFFEE HAG AMSTERDAM

EIN PROPAGANDA-LADEN IN NEW YORK

EIN PROPAGANDA-LADEN IN LONDON

WERKANLAGE DER KAFFEE HAG BREMEN

Coffeïnfreier
Kaffee
KAFFEE HAG
Hergestellt
nach patentierten Verfahren der
Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft
Bremen.

Caffè Tostato
senza Caffeïna
Caffè „HAG"
CAFFÈ HAG
Caffè integrale
tostato senza
caffeïna.
Per le persone
nervose
CAFFÈ HAG
Agenti
Generali
Wax & Vitale
Genova.

КОФЕЙ
ХАГ

Először: kiváló jó minőség
Másodszor: coffein mentes
Kávé Hag

L'EXQUIS CAFÉ EN GRAINS,

CAFÉ-HAG

PRÉSERVE LE COEUR ET LES NERFS,

DIE BRÜCKE ZUM KAFFEE HAG IN DER ABTEI TREPTOW INSEL-RESTAURANT

EHRMANN, PARIS

LOUIS XIV ET SON MÉDECIN

C'est Louis XIV qui, pour la première fois but du café en France, en 1644. Mais son médecin dût, par la suite, lui interdire à regret la délicieuse boisson, le monarque devenait par trop nerveux et ses nuits d'insomnie compromettaient sa santé. Que n'eût donné le praticien pour connaître le CAFÉ SANKA... et mériter la reconnaissance du grand roi.

Le CAFÉ SANKA peut être pris sans danger par toutes les personnes atteintes d'affections cardiaques ou nerveuses. Privé pour ainsi dire entièrement de caféïne, son innocuité est absolue. Il peut être bu le soir sans provoquer d'insomnie ni d'agitation, apportant au sujet un calme et un repos complets.

L'analyse du CAFÉ SANKA faite sous le contrôle du Laboratoire Municipal de la Ville de Paris révèle que le CAFÉ SANKA est décaféïné à

97%

Le CAFÉ SANKA en grains est décaféïné à l'état vert par un procédé physique et mécanique breveté en France et à l'Etranger, puis torréfié ensuite. Il a un arôme et un goût à nul autre pareil.

En vente dans les maisons d'alimentation. Echantillon gratuit sur demande adressée à la Torréfaction SANKA, S. A., 54, Quai de Boulogne, Boulogne-sur-Seine.

So harmlos! . . .
Sogar Kinder dürfen ihn trinken!

Wenn das Coffein — im Kaffee und Tee — Erwachsenen schaden kann, um wieviel mehr erst Kindern!

Werdende und stillende Mütter meiden den Kaffee. Sie trinken coffeinfreien Kaffee Hag, weil das Coffein durch das Blut in die Muttermilch übergeht. Das Kind nimmt es daher in seiner ersten Nahrung auf. Die Folgen äußern sich in Unruhe, viel Schreien und nachheriger Ermattung und ungesundem Schlaf.

Nicht nur dem Säugling, jedem Kind schadet das Coffein!

Mancher Mensch hat seine Nervosität, seine Schwächlichkeit von Kaffee und Tee, den er von Jugend auf regelmäßig trank.

Hören wir den Arzt: Dr. G. A. Ootmar schreibt u. a. in seinem „Buch für junge Mütter": „Glücklicherweise ist ein großer Fortschritt beim Kaffee erreicht durch den Kaffee Hag. Diesem Kaffee ist die schädliche Wirkung für Mutter und Kind genommen und jede werdende Mutter, jede Amme und nicht allein diese, sondern eigentlich jeder Mensch sollte diesen Kaffee trinken. Ich betrachte den Kaffee Hag als einen Segen für die Menschheit".

Eine Vereinfachung: Kaffee Hag kann ohne Bedenken vom Kind, wie vom Großpapa genossen werden. Auch abends stark aufgegossen getrunken, behindert Kaffee Hag den Schlaf nie. Den Kindern ist er eine sehr angenehme Zugabe zur Milch. Kaffee Hag bedeutet somit für Sie auch eine Vereinfachung Ihres Haushaltes. Kaffee Hag ist echter Bohnenkaffee. Sie und Ihre Angehörigen werden sein edles Aroma, seinen milden, feinen Geschmack und seine absolute Unschädlichkeit ebenso preisen wie abertausende Familien. Ein schmuckes Kaffee Hag-Paket wartet beim nächsten Spezierer auf Sie.

KAFFEE-HANDELS-AKTIENGESELLSCHAFT, FELDMEILEN (ZÜRICH)

KAFFEE
HAG
C·HERMANN
ROTH
MÜNCHEN
KAFFEE
HAG
COFFEÏN
FREIER
KAFFEE
KAFFEE
HAG
KAFFEE·HANDELS·
AKT.GES.BREMEN
ECHTER
BOHNEN
KAFFEE
IN ALLEN
BESSEREN
HOTELS UND
CAFÉS WIRD
AUF WUNSCH
KAFFEE HAG
GEREICHT

St Nicolaas-
en Kerstverpakking
COFFEINE VRIJE KOFFIE HAG
Koffie Hag

KÁVA HAG

KAFFEE HAG
COFFEINFREI
Ein vornehmes
Weihnachtsgeschenk
KAFFEE HAG

Coffeïnfri
Kaffehag
COFFEINFRI KAFFE
Den uskadelige Bønnekaffe

Get the stimulating effect of coffee

without danger to heart or nerves

by drinking only CAFFEIN-FREE H.A.G. Coffee, which is real, unadulterated coffee of choicest selection. The harmful caffein has been extracted in so skilful a manner that it is impossible to distinguish any difference in taste and aroma between the ordinary harmful coffee and H.A.G. The caffein in ordinary coffee often has far more serious effects than is generally appreciated. It weakens the heart and digestion has powerful untoward effects on the higher nerve centres, and is the cause of insomnia, high blood pressure and various nervous diseases. Medical authorities are unanimous in advising the use of H.A.G. Coffee by all who value their health.

You can drink as much H.A.G. Coffee as you like at any time, but it will never have any ill-effect. You can drink it last thing at night without losing a wink of sleep.

Test H.A.G. Coffee at our expense. Fill in and post the coupon below and we will send you two packets of coffee. One packet will contain H.A.G. Coffee and the other the same blend of coffee, but without the caffein having been removed. After a few days we will tell you which is which.

H.A.G.
CAFFEIN-FREE
COFFEE

H.A.G. Coffee can be obtained in two sizes, price 1/8 und 3/2, from all good class Grocers and Stores. If your grocer has no stock, apply to us direct and we will see that you obtain delivery.

FREE SAMPLE
To H.A.G. COFFEE COMPANY, LTD.
40 Theobald's Road, London, W. C. 1
Dear Sirs,—Please send me free and post free two samples of coffee, one containing H.A.G. COFFEE and the other containing the same kind of coffee without the caffein having been removed.

NAME .....

ADRESS .....

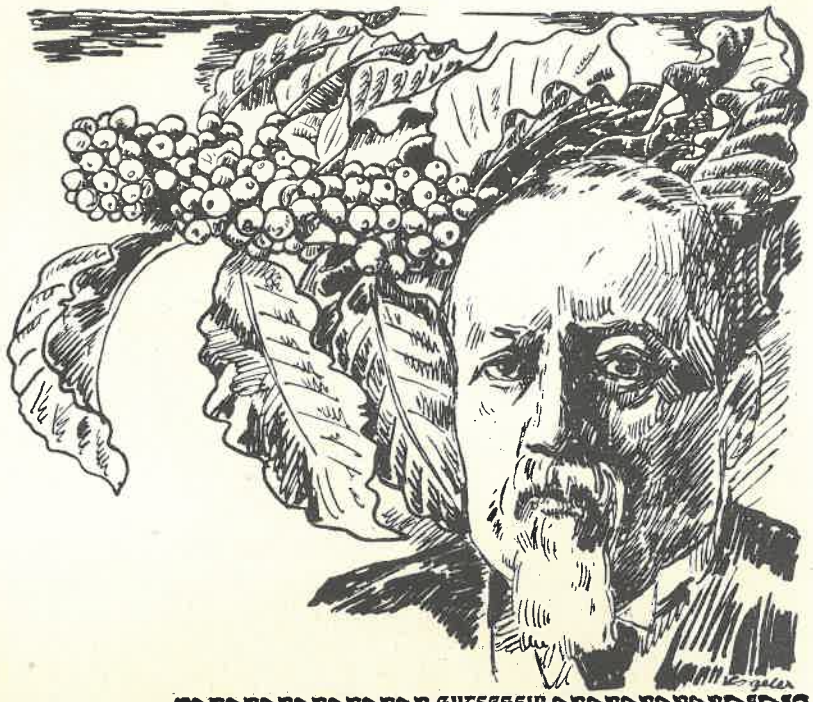
T. 10 .....

Der Kaffeekönig der Welt

ein Deutscher, namens Francisco Schmidt, konnte weder lesen noch schreiben. Er war aber der beste Kolonisator, den Brasilien vielleicht je gesehen hat. Über 16 Millionen Kaffeebäume, die sich auf 52 Plantagen verteilten und Ernten bis zu 300000 Sack ergaben, nannte er sein Eigen.

Das Herz der Kaffeegegend ist seine Stammplantage Monte Alegre. Die Kaffees dieser Plantage wandern alljährlich in die Röstmaschinen der Kaffee Hag-Gesellschaften, um dort, vermischt mit hochwertigen zentralamerikanischen Kaffees, die so sehr beliebte Kaffee Hag-Mischung zu ergeben.

In unserem sonnenarmen Klima ist der Stoffwechsel selten stark genug, um das mit dem edlen Kaffeegetränk von uns aufgenommene schädliche Coffein genügend auszuscheiden, deshalb wird der Kaffee Hag coffeinfrei gemacht. Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.



GUTSCHEIN

☐ An die Kaffee Hag G. m. b. H., Danzig. Für beiliegend Dg. –.50 in Briefmarken senden Sie mir bitte eine Probedose Kaffee Hag

Name: ..... Straße: .....

Ort und Post: .....

KAFFEE HAG G.M.B.H., DANZIG

200jähriges Kaffee-Jubiläum

feiert jetzt Brasilien. Die Kaffeeländer Mittel- und Südamerikas haben das Erbe des Landes Kaffa angetreten. Im Sommer 1727 brachte der Major Francisco de Mello Palhete 5 Kaffeebäumchen und etwa 1000 reife Beeren nach Para, wo dann die ersten Kaffeepflanzungen entstanden.

Heute, nach 200 Jahren wachsen in Brasilien über 1 Milliarde Kaffeesträucher in endlosen Reihen. In diesen Ländern reift die Kaffeebohne, die durch die Kaffee Hag-Gesellschaften vom Coffein befreit wird. Was in den Tropen gut ist, eignet sich noch lange nicht für unsere gemäßigte Zone.

In unserem sonnenarmen Klima ist der Stoffwechsel selten stark genug, um das mit dem edlen Kaffeegetränk von uns aufgenommene schädliche Coffein genügend auszuscheiden, deshalb wird der Kaffee coffeinfrei gemacht. Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.

GUTSCHEIN

☐ An die Kaffee Hag Gesellschaft m.b.H., Wien XII. Für beiliegend 50 g in Briefmarken senden Sie mir bitte eine Probedose Kaffee Hag

Name: ..... Straße: .....

Ort und Post: .....

KAFFEE HAG GESELLSCHAFT M. B. H., WIEN

RUNGE & SCHLAND BREMEN
$C_8H_{10}N_4O_2 + H_2O$
COFFEÏNE-VRIJ
COFFEÏNE VRIJE KOFFIE
KOFFIE HAG
HAG
Toch koffie-maar-Koffie Hag
dus onschadelyk-toch lekker

Frisch eingetroffen!
COFFEÏN FREIER KAFFEE
KAFFEE HAG
COFFEÏN FREIER KAFFEE
Kaffee Hag
vorzüglich schmeckender
Bohnenkaffee

ドクトル
稲葉氏證明
氏ノカフェーハ味美ニシテ且
カフェインヲ含ンデ居リマセン
カラ脳神經ニ對シ害ヲ與ヘ
マセンカラ最モ理想的ノ衛
生飲料ト思ヒマス。
カフェー・ハーグは
貴
方
の
を
健かに致します。

KAFFEE SPÄT ABENDS ??

WARUM NICHT. ABER NUR....

KAFFEE HAG

Geschützt

SOLLTEN NUR KAFFEE HAG TRINKEN!

TAGS NACHTS

KAFFEE HAG BEKOMMT IMMER

KAFFEE HAG SCHONT

IHR HERZ

Nervös?

DANN: KAFFEE HAG

aufgegeben

FÜHLEN SIE NIE NACH KAFFEE HAG

DIE RIESEN-LEISTUNG DES HERZENS

Ein normales menschliches Herz wiegt ungefähr 350 g. Es pumpt mit durchschnittlich 70 Schlägen in der Minute jedesmal 180 – 200 ccm Blut durch die Aderkanäle des Körpers. Fast 14 000 ccm Blut werden vom Herzen bewältigt oder das Vierzigfache seines Eigengewichts in der Minute. Das Durchschnittsherz beim Manne hat die Größe einer geballten Faust. In der Stunde pumpt es 840 Kilo Blut durch das Adersystem des menschlichen Körpers 1 Meter hoch oder hebt einen 60 Kilo schweren Menschen 14 Meter hoch; in achtstündiger Arbeitszeit also ca. 100 Meter hoch oder bis auf die äußerste Turmspitze einer großen Kirche.

Und in vierundzwanzig Stunden, im Jahre – während des Lebens?

Bei Berücksichtigung dieser Tatsachen wird einem klar, welche Riesenleistung, trotz seiner Kleinheit, dieser Muskel jahrein, jahraus unermüdlich verrichtet. Nun wird es auch verständlich, daß dieses Herz geschützt werden muß vor schädlichen oder nachteiligen Einflüssen.

Zu den schädlichen Einflüssen gehört das Coffein, das die Leistungen des Herzens beeinträchtigt.

Wer auf das richtige Funktionieren seines Herzens Wert legt, wählt

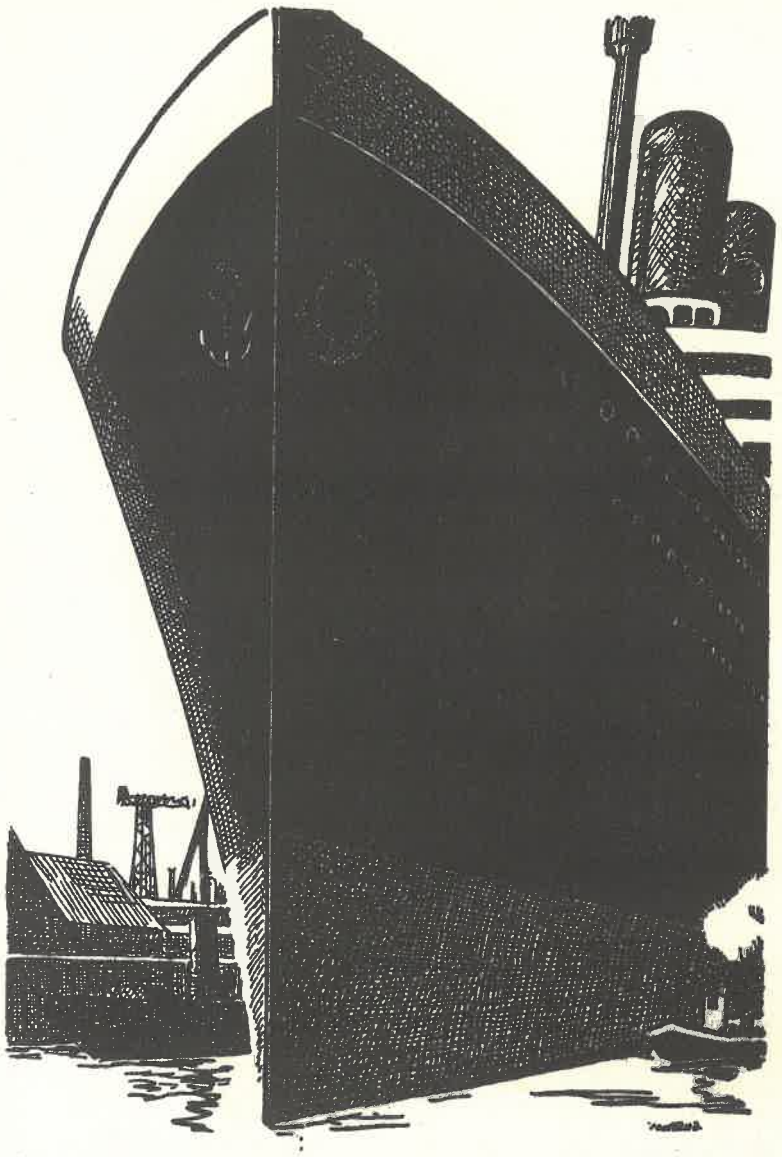
KAFFEE HAG

den unschädlichen, echten Bohnenkaffee

KAFFEE HAG SCHONT

IHR HERZ

ПИЙТЕ САМО
БЕЗКОФЕИННОТО
КАФЕ
ХАГЪ
КАФЕ ХАГЪ
БЕЗКОФЕИННО КАФЕ ХАГЪ
ЧИСТО I-ВО КАЧЕСТВЕНО КАФЕ
КАФЕ ХАГЪ
ЩАДИ НЕРВИ И СЪРДЦЕ



KAFFEE HAG

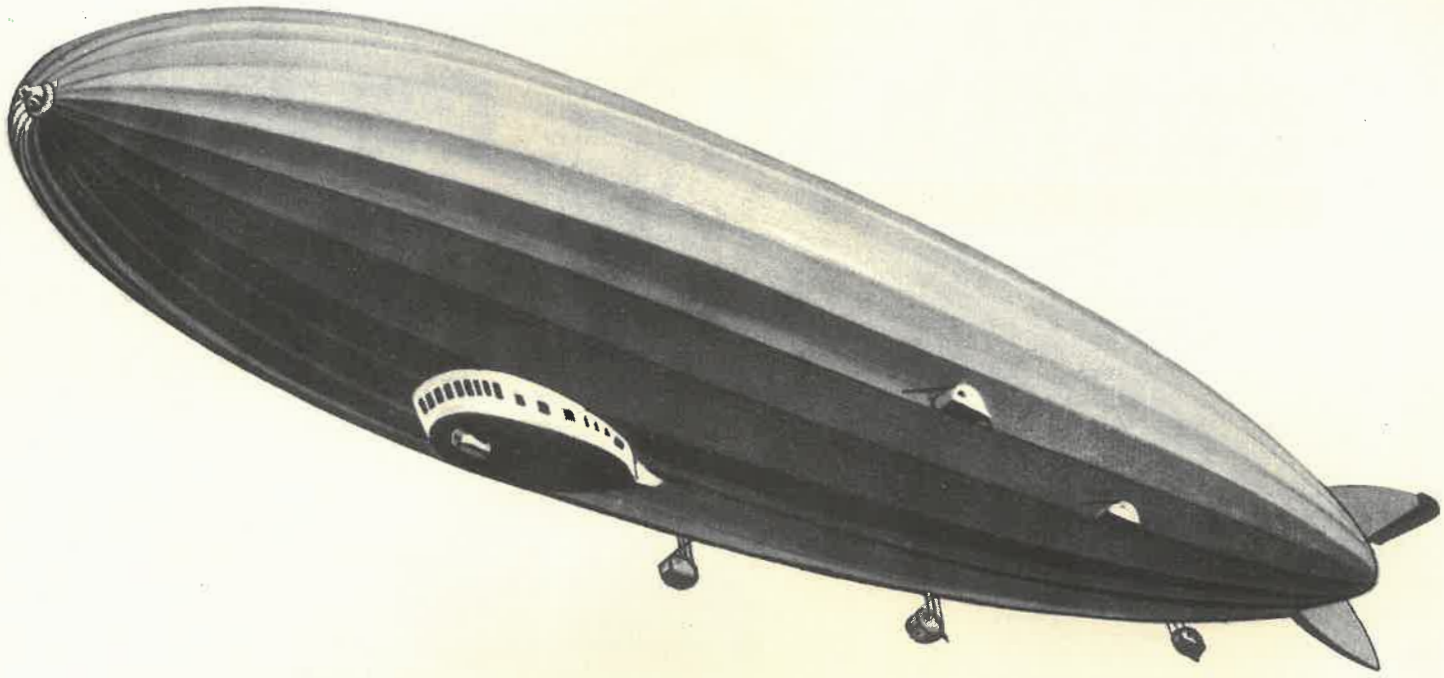
auf den Dampfern aller Meere

KAFFEE HAG SCHONT

IHR HERZ

KAFFEE HAG

im Speisewagen



The ONLY Coffee on The ZR-3

THE marvelous voyage of the giant ZR-3, which broke all records in aeronautics, required 100% human as well as mechanical efficiency.

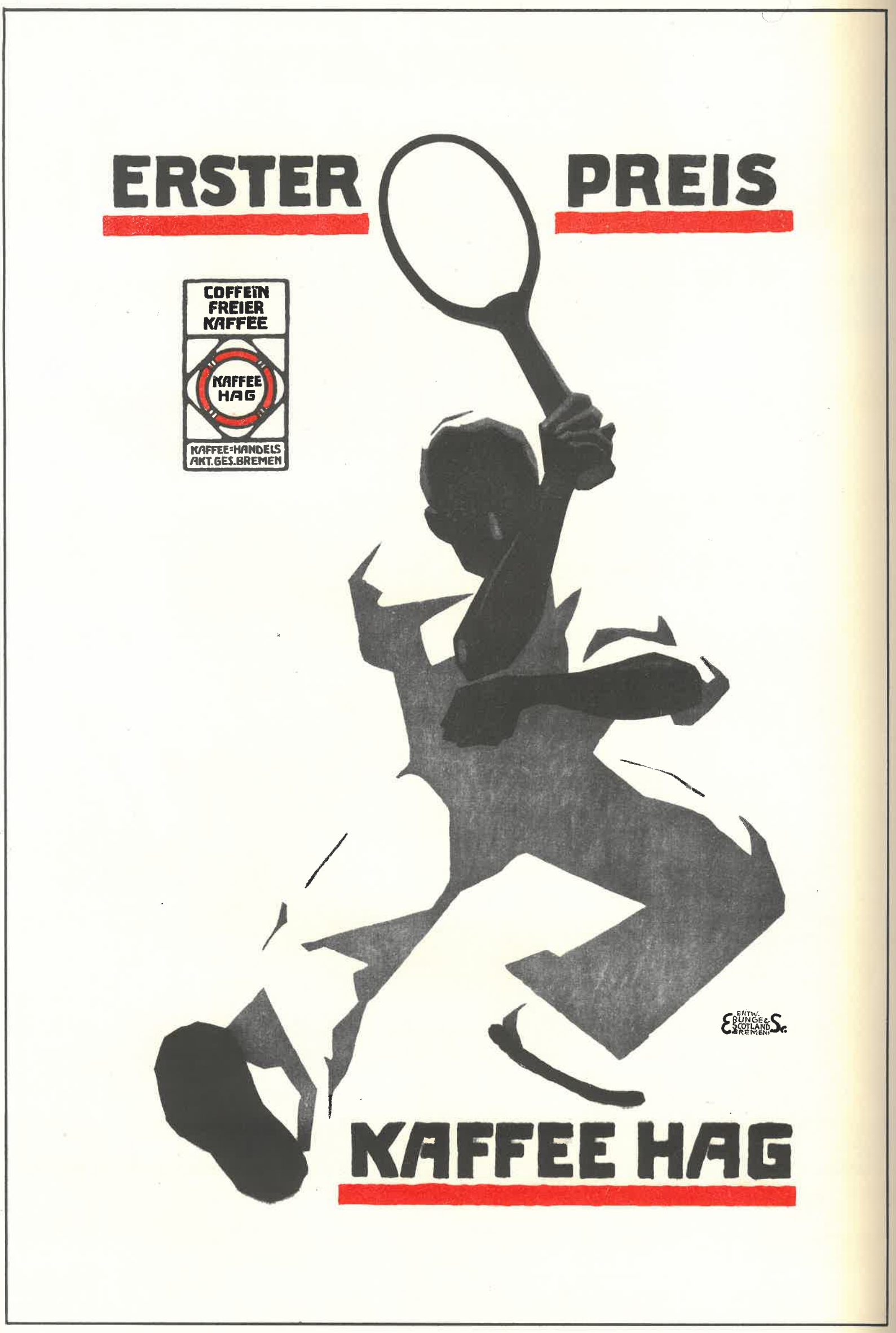
It demanded of the crew perfect physical condition, perfect heart action, perfect nerve control. For this reason SANKA Coffee was served throughout the flight—*and no other coffee was allowed!*

SANKA is 97% Caffein-free—and caffein is the drug which so often produces disturbed heart action, nervousness and indigestion.

The only coffee which was good enough for the crew of the ZR-3 is the coffee for you and your family. You will enjoy thoroughly, the natural delicous flavor and aroma of the high grade coffees of which SANKA is made.

SANKA COFFEE

The Coffee that's harmless


ERSTER PREIS
COFFEÏN FREIER KAFFEE
KAFFEE HAG
KAFFEE-HANDELS AKT.GES.BREMEN
ENTW. BUNGE & SCOTLAND BREMEN
KAFFEE HAG

„. . . . . den er døg enestaaende i Aroma og Velsmag!“

En Kop varm Kaffe og godt Humør

er 2 Ting, som netop paa denne Aarstid hører sammen; ikke alene det, at Kaffe Hag varmer saa dejligt — men ogsaa Aromaen og Smagen, som denne fortrinlige Blanding af mellem- og sydamerikanske Kaffebønner har, gør sit til, at vi kan begynde Dagen med et glad og tilfreds Sind og paa samme Maade slutte den hyggelige Vinteraften.

Kaffe Hag er de fineste Sorter af Amerikas Kaffehøst og giver Dem ved sin fine Smag en udsøgt Nydelse.

Coffeïnen udtrækkes af Kaffe Hag i raa Tilstand. De aromatiske Stoffer, som vi sætter saa megen Pris paa i de rene Kaffebønner, udvikles først under Brændingen. Der gaar derfor intet tabt af disse kostelige Stoffer.

Kaffe Hag leveres fra Brænderiet straks efter Brændingen og kan for det meste faas 24 Timer senere in den Forretning, hvor De plejer at købe.

Hvilken omhyggelig Husmoder

vil ikke gerne overraske Familiens Medlemmer med Kaffe Hag, naar de trætte og forjagede kommer hjem for at søge Hygge og Hvile? Hun ved, at Kaffe Hag forfrisker saa vidunderligt uden at skade. Og netop for opvoksende Ungdom er den bedst og sundest.

Forfriskende Søvn, et glad Sind og et godt Udseende er det, som saa mange Mennesker i vor nervøse Tid mangler. Kaffe Hag gør sit til at opretholde disse Goder. Hvis De endnu ikke kender den, saa gør et Forsøg. Indsend nedenstaaende Kupon. Vi sender Dem da en Prøve, og De vil blive overrasket over den gode Kvalitet.

Kaffe Hag er rén Kaffe — intet Surrogat!

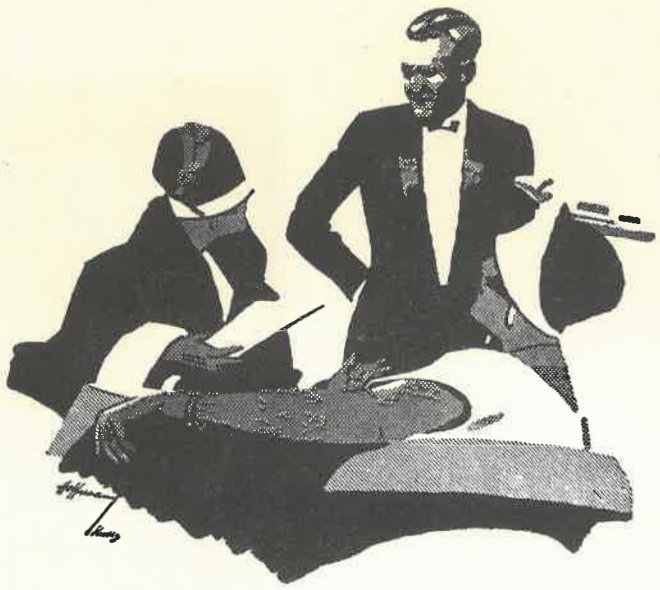
S. KUPON. Gyldig til 10/2 28.
Til Kaffe Hag A/S, København,
St. Kongensgade 75.
For vedlagte 20 øre i Frimærker bedes De sende mig en 50 gr. Prøvedaase Kaffe Hag.

Navn .....

Gade .....

By .....

Klip Kuponen ud med det samme, inden De glemmer det



Ја биххтела

каву Хаг,

зар не стоји и она на ценовнику? “
„На жалост . . . ми је још не држимо . . .“
„Али због чега не? Она се свуда сервира. Чудим се, да је ви немате. Требало би, у сваком случају, да се ова здрава кава изврсног квалитета може добити и у вашем локалу.“

„Свакако,учинићу . . .“

NO!

No quiero otra cosa!

Lo que pido es "Café Hag". En casa estamos acostumbrados a él y es indispensable para la salud de mi familia.

CAFÉ HAG

VERKEHRS =
NERVOSITÄT ?
KAFFEE HAG SCHONT
IHRE NERVEN !

KAWA HAG
BEZ KOFEINY
PRAWDZIWA KAWA BEZ KOFEINY
KAWA HAG
NIESZKODLIWA PALONA KAWA
OSZCZĘDZA SERCE I NERWY

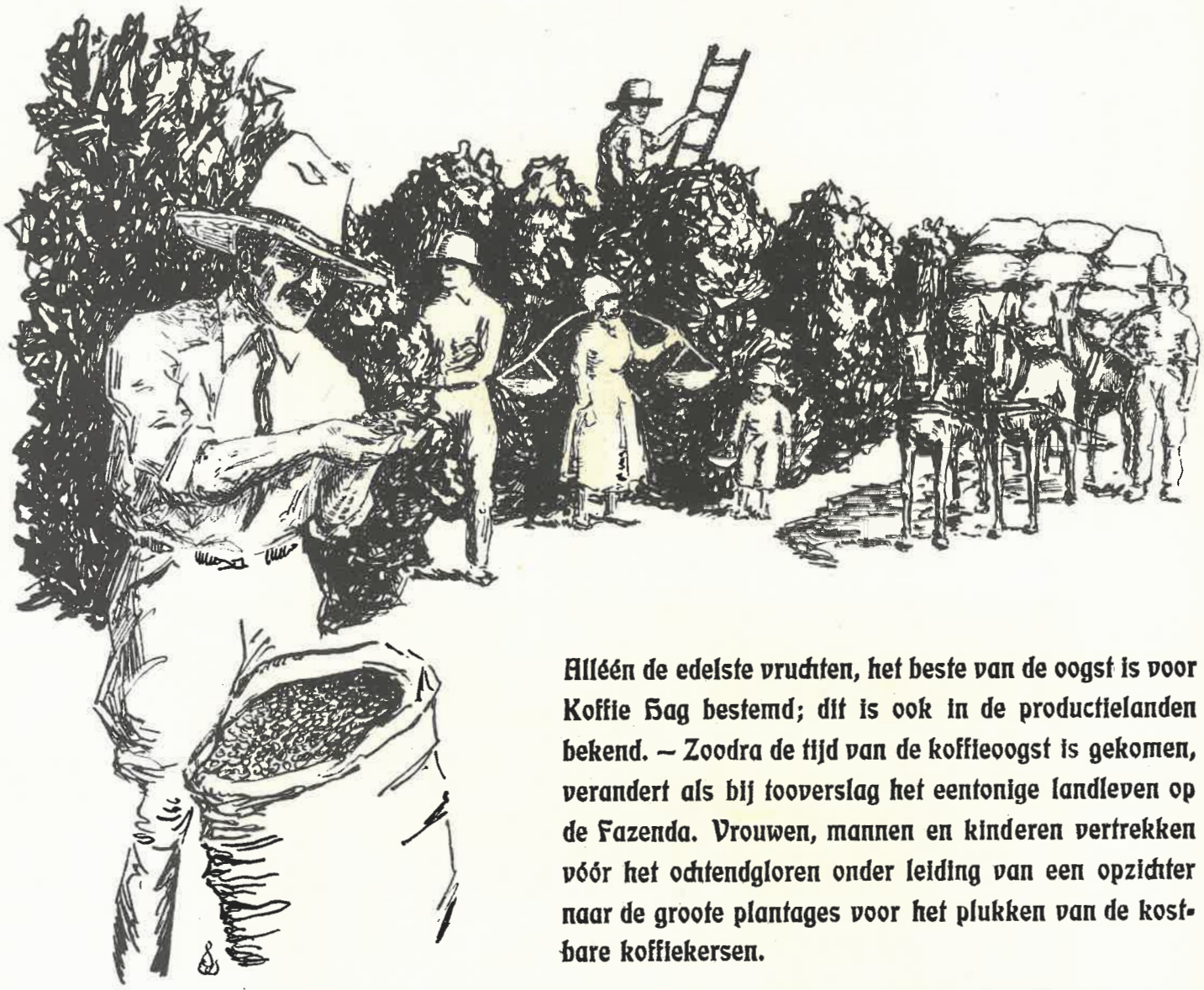
RUHIG BLUT! (KAFFEE HAG TRINKEN)

CAFFÈ HAG
...CHE DELIZIA!
CAFFÈ SENZA CAFFEINA
CAFFÈ HAG

SANKA
The SEER
and his MUSICAL MYSTICS
Every TUESDAY 7³⁰ to 8 P.M.
Station WEAF

DE BETERE IS
EN
BLYFT
KOFFIE HAG

le café SANKA
sans caféïne
sauve
votre
cœur
le seul permis aux
nerveux et cardiaques



Alléén de edelste vruchten, het beste van de oogst is voor Koffie Hag bestemd; dit is ook in de productielanden bekend. — Zoodra de tijd van de koffieoogst is gekomen, verandert als bij tooverslag het eentonige landleven op de Fazenda. Vrouwen, mannen en kinderen vertrekken vóór het ochtendgloren onder leiding van een opzichter naar de groote plantages voor het plukken van de kostbare koffiekersen.

De kostelijke koffieboon is de pit van de koffiekers, welke van een prachtig karmozijnroode kleur is. De in hoog-gelegen streken gegroeide koffie is altijd de beste en wordt dan ook het duurst betaald. Alléén deze fijne soorten worden voor Koffie Hag gebruikt.

De heerlijke pittige smaak en het fijne aroma van Koffie Hag, alsmede hare hygiënische voordeelen, zijn het resultaat eener wereldorganisatie, welke den inkoop der edelste koffieboonen, van Zuid- en Centraal-Amerika, Java en Arabië waarborgt, voor vakkundige samenstelling der melanges zorgt en over het grootste modelbedrijf ter veredeling der koffieboonen beschikt.

KOFFIE HAG SPAART HART EN ZENUWEN

Lindbergh
Atlantens besegrare

„Ehuru han ej sovit mera än två timmar före starten, nekade han att dricka det framräckta kaffet, för att han ej ville riskera att till följd av nervretande medel före framkomsten förlora herraväldet över sig själv och sin maskin. Vilken hög grad av självbehärskning och nervkoncentration flygningen fordrade framgår därav, att Lindbergh flög alldeles ensam." (Pressuttalande i Le Bourget)

Men Herr Lindbergh, Ni hade dock lugnt kunnat dricka det oskadliga koffeinfria Kaffe Hag!

La boisson la plus exquise

qui ait passé par vos lèvres est et restera toujours un bon café. Le Café Hag est précisément et entièrement ce café là. Mais le café ordinaire contient une drogue, la caféine, qui nuit à votre cœur et à vos nerfs en leur demandant un travail plus considérable que celui pour lequel ils sont prédestinés. Or, le Café Hag est exempt de caféine, et tout en vous procurant une jouissance et un réconfort intégraux, il ne vous nuira donc jamais en aucune manière.

Il est un produit mondial!

La diffusion du Café Hag a pris, grâce à ses qualités et ses avantages hygiéniques, une extension considérable. Aussi vous sera-t-il servi tant dans les épiceries et les premiers hôtels de Berne que de Berlin ou d'Amsterdam. Il est consommé en Europe comme en Amérique.
Le médiocre ne subsiste pas! Le Café Hag se réjouit d'une vente toujours croissante depuis bientôt 20 ans. C'est donc un produit qui, ayant fait ses preuves, mérite votre entière confiance! Madame, essayez „le Café Hag!" Voici le coupon.

BON: POUR UN ECHANTILLON DE CAFÉ HAG
A ENVOYER A: CAFÉ HAG
SOCIETÉ ANON. 87, RUE HOTEL DES MONNAIES, BRUXELLES

NOM: .....

RUE: .....

LIEU: .....

OMEISAN

WUND- UND BRANDPUDER

DIE AMEISENSÄURE IM DIENSTE DER WUNDBEHANDLUNG

CBO_2H_7Na

Durch OMEISAN ist es gelungen, ein bisher vergeblich angestrebtes Problem zu lösen: eine Verbindung herzustellen aus Bor- und Ameisensäure in kristallinischer Form. OMEISAN — in dieser Form ein indifferentes Doppelsalz — hat die besondere Eigentümlichkeit, im Wundsekret, in Körperflüssigkeiten und in Verbindung mit organischen Säuren fortwährend und langsam Ameisensäure einzuspalten. Durch diesen Vorgang wird die Wunde ohne jede schädliche Nebenwirkung so vollkommen desinfiziert, daß die Heilung — selbst veralteter, ernster Fälle — auffallend schnell erfolgt.

ÜBERRASCHENDE HEILERFOLGE

Der ungewöhnlich raschen und schmerzlosen Heilung von Fleisch- und Brandwunden jeder Art, wie sie täglich überall vorkommen, verdankt OMEISAN Wund- und Brandpuder seine große Verbreitung. Auch Beinwunden, offene Stellen am Schienbein, die bekanntlich sehr schlecht heilen, sowie Riß-, Schnitt- und Quetschwunden, ferner Hautausschläge und eiternde Exzeme sind mit OMEISAN in ganz kurzer Zeit zur Heilung gebracht. Dabei besitzt OMEISAN den Vorteil der trockenen Anwendungsform, ein nicht zu unterschätzender Vorzug gegenüber den flüssigen Desinfektionsmitteln.

„SONDERSTARK FÜR TIERE" für Wunden

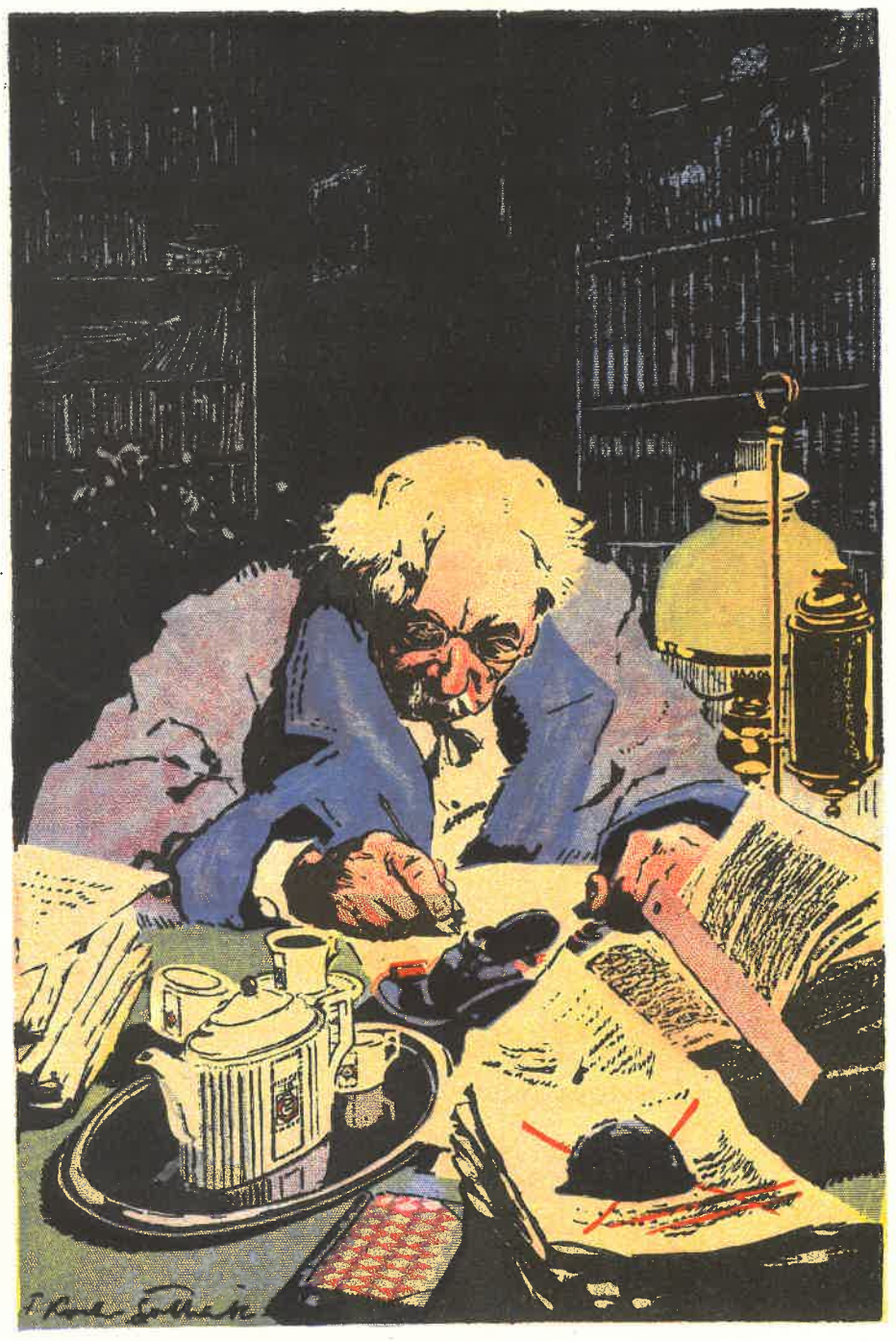
Äußerst wichtig für jeden Tierhalter! Unentbehrlich für den Landwirt! Überraschend schnelle Heilung! Leichteste Handhabung. OMEISAN „Sonderstark für Tiere" verhindert das Wuchern und Eitern der Wunden, lindert die Schmerzen und schützt die wunden Stellen vor Entzündung.

„SONDERSTARK FÜR TIERE" Maul- und Klauenseuche

Bei Entzündung der Maulschleimhaut (Stomatitis aphtosa) schütte man dem Tiere 2—3 mal täglich eine Handvoll OMEISAN ins Maul und verteile es gut. Der Erfolg bleibt nicht aus. Die Schmerzhaftigkeit läßt nach. Die äußerst schmerzhaften Veränderungen im Maul und an der Zunge verschwinden schnell, sodaß die Tiere wieder zu fressen anfangen. — Durch Behandlung mit OMEISAN werden bösartige Entzündungen der Maulschleimhaut, mit den unangenehmen Komplikationen der Entkräftung und der Magendarmentzündung mit tödlichem Ausgang in fast allen Fällen verhütet. Erfahrungsgemäß treten Erkrankungen der Herzmuskulatur ein, die bei Vernachlässigung und ohne sofortige tierärztliche Behandlung den Tod herbeiführen. Wer sich daher vor Verlust bewahren will, rufe bei den ersten Anzeichen den Tierarzt herbei, damit rechtzeitig stärkende Herzmittel verordnet werden.

OMEISAN GESELLSCHAFT MBH • BREMEN

HASTEDTER HEERSTR. 395b / FERNSPRECHER: HANSA 441
FABRIK CHEMISCHER UND KOSMETISCHER ERZEUGNISSE



Kaffee Hag in der Gelehrtenstube

Die Wappen der Schweiz — Armorial de la Suisse

Murten
Kanton Freiburg (Schweiz)

Schaffhausen
Kanton Schaffhausen

Waldenburg
Kant. Basel (Schweiz)

Chaux-de-Fonds
Kanton Neuenburg

Landeron
Kanton Neuenburg

Le Locle
Kanton Neuenburg

Reinach
Kanton Aargau (Schweiz)

Meiringen
Kant. Bern (Schweiz)

Locarno
Kant. Tessin (Schweiz)

Moudon
Kant. Waadt (Schweiz)

NEDERLANDSCHE GEMEENTEWAPENS

MIDDELSTUM
PROV. GRONINGEN
No. 40

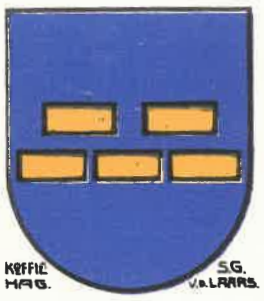
FRANEKER
PROV. FRIESLAND
No. 5

AMSTERDAM
PROV. NOORD-HOLLAND
No. 1

HASSELT
PROV. OVERIJSEL
No. 24

MAASTRICHT
PROV. LIMBURG
No. 11

's GRAVEMOER
PROV. NOORD-BRABANT
No. 12



LEIDEN
PROV. ZUID-HOLLAND
No. 13

KOUDEKERKE
PROV. ZEELAND
No. 8

GORSEL
PROV. GELDERLAND
No. 14

LOOSDRECHT
PROV. UTRECHT
No. 22

ANGELSACHSEN-VERLAG G.M.B.H.
BREMEN
BÖTTCHERSTR. 6

BÜCHER

des niederdeutschen Kulturkreises

KATALOGE
KOSTENFREI

FRIESEN-VERLAG A.-G.
BREMEN
BÖTTCHERSTRASSE Nr. 6

„Tide"
heißt Ebbe und Flut

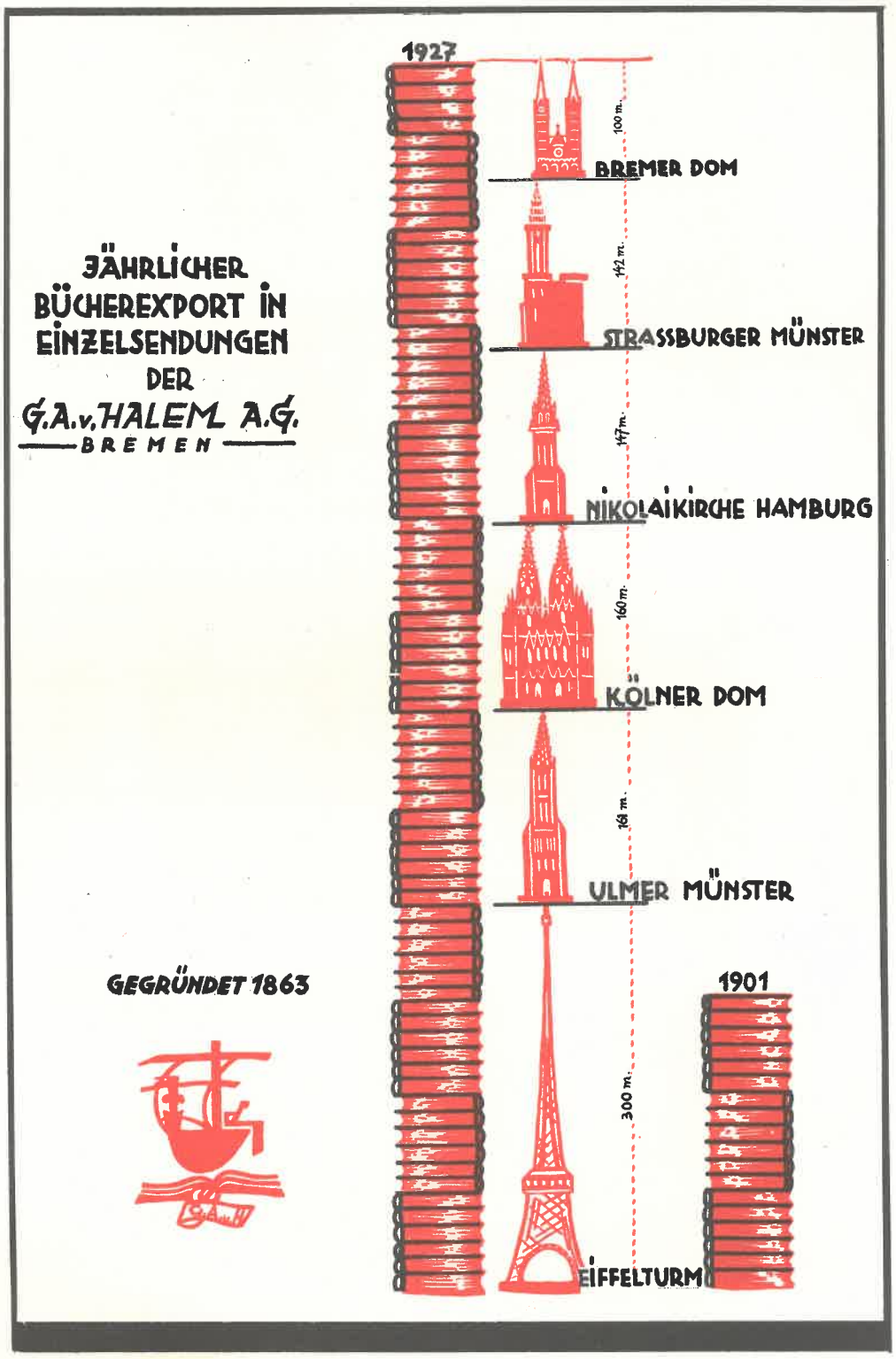
die Monatshefte Niederdeutschlands

Drei reich illustrierte Hefte vierteljährlich 2 RM.

Jeder Jahresabonnent
erhält eine wertvolle Originalradierung gratis

FRIESEN-VERLAG A.-G. / BREMEN

BREMER WERKSCHAU G.M.B.H., BREMEN, BÖTTCHERSTR.
KUNSTGEWERBLICHE ERZEUGNISSE DER WERKSTÄTTEN IM PAULA-BECKER-MODERSOHN-HAUS



WIR LIEFERN DIE DEUTSCHEN BÜCHER NACH DEM AUSLANDE

Wir liefern alle deutschen Bücher, Zeitschriften und Zeitungen an Journalisten, Kaufleute, Ingenieure, Techniker, Mediziner, Chemiker, Gelehrte, Geistliche, Schulen, Bibliotheken und Vereine in allen Erdteilen. – Jeder Kunde erhält kostenlos unsere weltbekannte Katalogzeitschrift über die literarischen Neuigkeiten und fachmännisch bearbeitete Spezialkataloge über die Fachliteratur seines Berufes

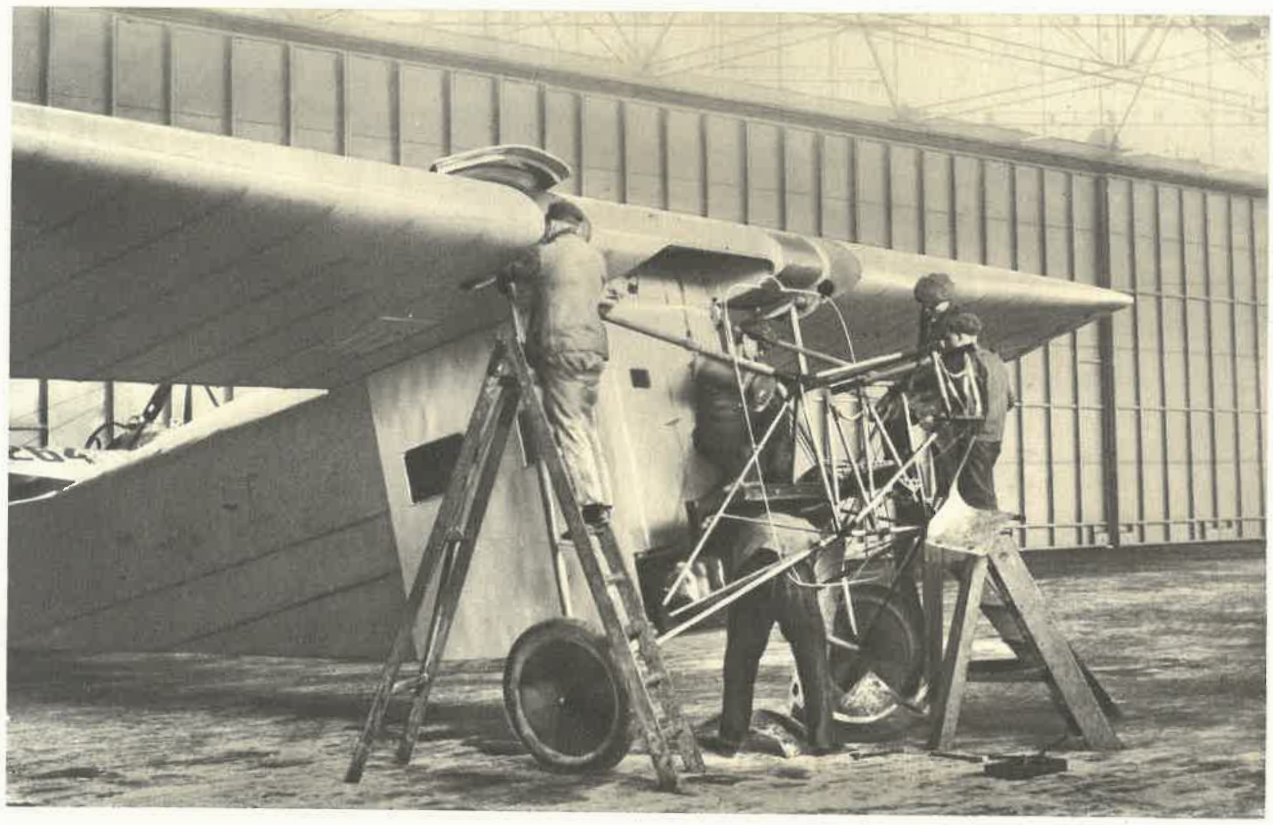
G. A. v. HALEM EXPORT- UND VERLAGSBUCHHANDLUNG A.G.

BREMEN UND LEIPZIG ● AUSSTELLUNG IM HAG-TURM AUF DER PRESSA ZU KÖLN

COBLINIT
EINMALIGER
ANSTRICH

COBLINIT
SCHUTZ
GEGEN ROST

VERKEHRSFLUGZEUG „HABICHT"
IM BAU FÜR DIE KAFFEE HAG BREMEN



FOCKE-WULF FLUGZEUGBAU A.-G. / BREMEN-FLUGHAFEN

DIE ZUBEREITUNG DES KAFFEES IST EBENSO WICHTIG WIE DIE QUALITÄT

BENUTZEN SIE DESHALB NUR DIE

BREMER KAFFEEKANNE MOKKAKOCHER

MIT SIEBEINSATZ

MASCHINENFABRIK BREMEN G·M·B·H

BREMEN-HOLZHAFEN

SPEZIALFABRIK FÜR KAFFEEMASCHINEN
FÜR DEN HAUSHALT U. GROSSBETRIEB

BREMEN-AMERIKA BANK A.-G.

Aufgang zu den Räumen der Direktion

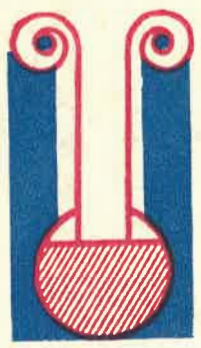
DER SCHLÜSSEL

für ein sorgenfreies Alter sind die monatlich notwendigen Spareinlagen, die einschließlich Zinsen und Zinseszinsen bei 6% ein aus nachstehender Tabelle ersichtliches Kapital ergeben, im Alter von 55 Jahren

Als Ziel gesetztes KAPITAL	ALTERSSTUFEN								
	20	22	24	26	28	30	35	40	45 Jahre
5,000	3,61	4,14	4,76	5,49	6,35	7,38	11,05	17,51	31.—
10,000	7,22	8,28	9,52	10,98	12,70	14,76	22,10	35,02	62.—
15,000	10,83	12,42	14,28	16,47	19,05	22,14	33,15	52,53	93.—
20,000	14,44	16,56	19,04	21,96	25,40	29,52	44,20	70,04	124.—
25,000	18,05	20,70	23,80	27,45	31,75	36,90	55,25	87,55	155.—

BREMEN-AMERIKA BANK A.-G.

Kassenstunden zur Entgegennahme von Spareinlagen: Vormittags 9—1 Uhr, nachmittags 3—5 Uhr



ANGELSACHSEN-VERLAG
BREMEN · VERLAGSORT KÖLN
1. JAHRG., 6. HEFT, OKT. 1928